NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08222887 9

# Bibliothek

der

# Unterhaltung

und des

# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

## Jahrgang 1888.

---

**Dreizehnter Band.**

---

**Stuttgart.**

Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Printed in Germany

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275336A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

# Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| Die Augen Wischnu's. Roman von Hanns v. Spielberg. (Fortsetzung und Schluß) . . . . . | 5 |
| Der zerbrochene Schild. Novelle von F. Meister . | 54 |
| Des Zaren Lieblingstochter. Aus dem Leben einer unglücklichen Frau. Von Ernst Hellmuth . . . | 156 |
| Die Fuchsjagd in England. Ein Sittenbild aus dem britischen Inselreiche. Von Alfred Stelzner | 169 |
| Kindesraub. Kriminalistische Skizze von A. Oskar Klaußmann . . . . . | 182 |
| Das unbezwingliche Felsennest. Eine Geschichte aus der Geschichte. Von Th. Winkler . . . . | 196 |
| Von Colombo nach Candy. Reiseskizze von Fred Sicherer . . . . . | 215 |
| Die Theilung der Erde. Historische Skizze von Richard March . . . . . | 230 |
| Mannigfaltiges: | |
| Justizpflege im alten Frankreich . . . . . | 240 |
| Aus Mozart's Kinderjahren . . . . . | 241 |
| Polizeiliche Photographie . . . . . | 243 |
| Entdeckung der Chinarinde . . . . . | 246 |
| Heirathen großer Männer . . . . . | 248 |
| Der Schweinehirt von Zieſar . . . . . | 249 |
| Weiße und Farbige . . . . . | 250 |
| Wie man sich heraushilft . . . . . | 253 |
| Zopf weg! . . . . . | 255 |
| Leicht zu beseitigender Unterschied . . . . . | 255 |
| Uebertroffen . . . . . | 256 |
| Schlagfertig . . . . . | 256 |
| Ein salomonisches Urtheil . . . . . | 256 |

# Die Augen Wischnu's.

## Roman

von

**Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Chatanaya Matreyi war auf seinem Lauscherposten Zeuge des ganzen Vorganges zwischen den beiden Genossen gewesen. Mit innerem Frohlocken hatte er den Streit entstehen und sich bis zum Aeußersten zuspitzen sehen. Jetzt endlich, endlich schien ihm die Stunde der Rache gekommen, wie ein Geist aus einer anderen Welt wollte er vor die Räuber hintreten, sein Erscheinen schon sollte das Werk der Vernichtung, an dem sie selbst arbeiteten, vollenden. Mit zitternden Händen streifte er das längst bereitgehaltene langwallende Priestergewand über, steckte einen Dolch zu sich und zeichnete die Tiloka der Waischnavas sich auf die Stirn. Dann wartete er, das Auge dicht an die Thür gepreßt, in fiebernder Ungeduld den geeigneten Augenblick, den er voraussah, ab. Erst als Robilant das Stilet ergriff, stieß er den Thürflügel auf und trat hochaufgerichtet, einem rächenden Dämon gleich, in das Nebenzimmer.

Er hatte darauf gerechnet, daß der Marquis den riesen-

ſtarken Beauviller ſchwer verwunden würde. Mit jener ſcharfen Ueberlegung, die all' ſein Thun auszeichnete, hatte er dieſen Augenblick abgepaßt, mit Wolluſt hätte er den beiden Räubern ſeinen Dolch in die Bruſt gebohrt, ihnen einen letzten Hohn zugeſchleudert und die Steine an ſich genommen.

Der Anfall Robilant's änderte Alles. Der Marquis hatte trotz der Erregung des Kampfes die überraſchend auftauchende Geſtalt des Prieſters geſehen. Als das Schreckbild ſeiner wüſten Phantaſien plötzlich erſchien, verwirrten ſich ſeine Sinne, der Dolch entfiel ihm, er brach zuſammen; der Krampfanfall war ſo fürchterlich, daß Beauviller ihn erſchrocken freiließ und ſich aufrichtete. Im gleichen Augenblick erblickte er aber in dem über dem Kamin hängenden Spiegel das Bild des Indiers. Wohl durchbebte auch ihn ein grauſiger Schauer, aber er hatte längſt Himmel und Hölle zu fürchten verlernt. Mit einem wilden Fluch ergriff er den Seſſel und ſchob ihn, ſich umwendend, mit ſchnell ausgeſtreckten Armen zwiſchen ſich und den Prieſter. Als er nun ſah, daß er wirklich eine Geſtalt von Fleiſch und Blut vor ſich hatte, als Chatanaya kurz entſchloſſen mit dem Dolch auf ihn eindrang, raffte er die Schuhe des Marquis auf, ſchleuderte den ſchweren Seſſel gleich einem Spielball dem Prieſter entgegen und ſtürzte zur Thür hinaus.

Kaum eine Minute mochte verfloſſen ſein, ſeit Matreyi das Zimmer betrat, die Ereigniſſe hatten ſich mit Blitzesſchnelle abgeſpielt. Robilant war von dem Stuhl herabgeglitten und wälzte ſich, Schaum auf den Lippen, in wilden Zuckungen auf dem Teppich, er rang mit dem

Tode. Aber auch der Prieſter ſchien ſchwer getroffen, die Rückenlehne des Seſſels hatte, von Beauviller's kraftvoller Fauſt geſchleudert, eine blutige Furche quer über ſeine Stirn gezogen. Der Wurf war ſo wuchtig geweſen, daß der Prieſter in die Kniee brach und zunächſt völlig betäubt war. Allmählig nur gewann er die Beſinnung zurück. Mit einem verzweifelten Aufſchrei warf er ſich auf den Fußboden, es ſchien, als ob er noch immer hoffe, daß Beauviller die Schuhe nicht mitgenommen. Er taſtete unter dem Tiſch, unter den Stühlen umher, er ſchob den zuckenden Körper des Marquis verächtlich bei Seite — vergebens — die Stiefel waren verſchwunden. Die Augen Wiſchnu's, die er ſchon ſo ſicher in Händen zu haben meinte, waren ihm auf's Neue geraubt!

Chatanaya Matreyi war gewiß ein entſchloſſener Mann, trotzdem lähmte der ſo gänzlich unerwartete Fehlſchlag aller Hoffnungen ſeine ganze Willenskraft zunächſt vollſtändig, er vermochte, was freilich auch zu ſpät geweſen wäre, nicht einmal, ſich zur ſofortigen Verfolgung Beauviller's emporzuraffen. Völlig erſtarrt, einer Statue gleich, ſtand er rathlos in der Mitte des Zimmers, leiſe nur, mechaniſch faſt, bewegten ſich ſeine Lippen zum Gebet: „Wiſchnu, Allmächtiger, Deine Prüfungen laſten ſo ſchwer auf Deinen Dienern, wie der Himalaya auf dem Erdboden. Du gibſt, um zu nehmen, Du belebſt, um zu tödten, Du bauſt auf, um zu vernichten! Wiſchnu, großer Gott, habe Erbarmen auch mit Deinem elendeſten Knechte, der Deiner Sonne nicht werth iſt!“

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Ducord war der Verabredung gemäß um ſieben Uhr nach dem „rothen Kaninchen“ gekommen. Frau Lepron rief ihm, als er den Flur durchſchritt, zwar zu: „Herr de Beauviller iſt ſoeben wieder fortgegangen,“ aber er achtete nicht ſonderlich darauf, ſondern war ahnungslos die ſchmale Treppe des Hinterflügels emporgeklommen und hatte die Thür, als ihm nach mehrmaligem Klopfen nicht geöffnet wurde, aufgeſtoßen. Er war ja ſchon ein wohlbekannter Gaſt in dieſen Räumen und kümmerte ſich ſelbſt um das Stöhnen, das aus dem Zimmer drang, nicht ſonderlich. Er kannte ja Robilant's ſchmerzvolles Leiden.

Entſetzt aber fuhr er zurück, als ſein Auge bei dem flimmernden Schein des Kaminfeuers das fürchterliche Bild erſchaute. Dort auf dem Boden lag Robilant, ſein hagerer Körper hob und ſtreckte ſich in wilden Konvulſionen, die rothunterlaufenen Augen ſtarrten in's Leere; in der Mitte des Gemaches aber ſtand eine fremdartige Geſtalt in langwallenden Gewändern, phantaſtiſch angethan, das Geſicht mit Blut überſtrömt, einem Dämon der Hölle gleich. Und jetzt ſchnellte der Sterbende plötzlich noch einmal empor, ſchreckensvoll ſchien in ihm eine fürchterliche Erkenntniß aufzudämmern, ein wüſter Fluch rang ſich von ſeinen Lippen, die gleich darauf ein Strom dunklen Blutes netzte. — —

„Wiſchnu, großer Gott, räche Dich!“ rief wie zum Leben erwachend der Waiſchnava. „Zur Hölle mit ihm, der Dein Heiligthum antaſtete. Zur Hölle — zur Hölle!“

Ducord's Gedanken verwirrten ſich, er hatte nur das

eine dunkle Gefühl, dieſer unheimlichen Stätte entfliehen zu müſſen, aber ſeine bebenden Füße verſagten den Dienſt und vor ſeine Augen legte es ſich wie ein dichter, dunkler Schatten. Das Blut ſtieg ihm ſiedend heiß empor, während gleichzeitig ein kalter Schauer durch ſeine Glieder rieſelte; er wollte taſtend die Treppe wiedergewinnen, trat fehl und ſchlug rückwärts die ſteilen Stufen hinab.

Noch einmal gellte ein Hilfeſchrei durch das ganze Haus, dann war Alles ſtill.

Frau Lepron aber nahm eine neue Maſche an ihrem Strickſtrumpf auf und ſchüttelte leiſe vor ſich hinflüſternd den Kopf. „Heute treibt's Numero 15 doch wieder gar zu arg, es wird Zeit, daß wir endlich dort oben ein Ende machen. Ich muß mit meinem Mann ein ernſtes Wort ſprechen."

## Fünfzehntes Kapitel.

### Die Entſcheidung.

„Ja, Dinge gibt's, die Du nur halb bewußt
Träumen und wagen und vollbringen mußt!"
Byron, Lara.

Gegen Mittag deſſelben Tages, an deſſen Abend Matrevi ſeine ſicheren Hoffnungen im letzten Augenblick ſcheitern ſah, empfing Leon Chadreux einen Brief ſeines Notars.

„Zu meinem tiefſten Bedauern," ſchrieb der Anwalt, „bin ich in der ſchmerzlichen Lage, Ihnen, hochverehrter Herr Graf, mittheilen zu müſſen, daß das Tribunal ſoeben unſer Geſuch um Aufſchub verworfen hat. Es findet

daher, da uns kein weiteres Rechtsmittel zu Gebote steht, morgen bereits die schon durch Beschluß des Tribunals vom 15. vorigen Monats festgesetzte Versteigerung statt, insofern es Ihnen nicht noch in letzter Stunde gelingt, einen Aufschub Seitens Herrn Ducord's zu erwirken oder Deckung zu schaffen. In der angenehmen Hoffnung, daß sich die letzterwähnten Eventualitäten verwirklichen möchten, stets zu Ihren Diensten" u. s. w.

Leon legte das geschäftsmäßige Schreiben mit einem trüben Lächeln bei Seite, er hatte längst nichts anderes erwartet. Dann ging er zu seiner Schwester und bat sie, ihre Abreise zu beschleunigen, er wollte nicht, daß sie Zeugin dessen sei, was ihm und dem Hause Chadreux bevorstand.

Louison gab ihm nach einigem Zögern Recht. Sie verabredeten, daß sie gegen Abend abreisen sollte, er beabsichtigte, sobald Alles beendet war und ihm nichts mehr zu thun blieb, zu ihrem zukünftigen Schwiegervater nachzukommen. Dort sollte etwa in Monatsfrist ihre Vermählung mit Marcel in aller Stille begangen werden, die Aussicht darauf war der einzige Sonnenstrahl, der in Leon's verdüsterte Seele fiel.

„Du wirst noch Mancherlei zu thun haben, liebe Schwester," damit reichte er ihr, nachdem Alles besprochen war, die Hand. „Ich selbst will auch Alles für morgen, für den schmerzlichsten Tag meines Lebens, vorbereiten." Er schien gehen zu wollen, aber er zögerte immer noch.

„Soll ich noch einmal zu Melanie fahren?" fragte sie leise.

Er nickte bejahend. „Sie ist unsere Schwester, wir wollen nicht in Unfrieden scheiden, wenigstens sollen sie uns keinen Vorwurf machen können.“

„Du hast den Schwager in den letzten Tagen nicht gesprochen?“

Leon lächelte bitter. „Doch! Clairfont beehrte mich sogar mit seinem Besuch. Er kam noch einmal mit seinen Heirathsplänen zum Vorschein; als ich aber nicht auf dieselben einging, entfernte er sich bald unter irgend einem Vorwand. Es ist aus zwischen uns. Er kann es mir nicht verzeihen, daß ich mich nicht verkaufen will.“

Louison drückte dem Bruder innig die Hand. „Du hast den besseren Theil erwählt, lieber Bruder. Lieber arm in Ehren, als für äußeren Vortheil das Glück des ganzen Lebens opfern.“

Er antwortete nicht, aber er ließ ihre Hand auch nicht los. Deutlich fühlte sie, daß seine Rechte leise bebte. „Du hast noch etwas auf dem Herzen, Leon. Hast Du kein Vertrauen zu mir?“ fragte sie endlich.

Der Graf schüttelte zwar das Haupt, aber gleich darauf sagte er zögernd: „Deine kleine Freundin scheint uns auch verlassen zu haben. Ich habe Fräulein Madeleine seit mehreren Tagen nicht gesehen.“

Ueber das feine Gesicht Louison's flog ein glückliches Lächeln. „Ich glaubte, Du würdest Madeleine besser kennen. Sie hat mir ein Vergißmeinnichtsträußchen geschickt und geschrieben, daß es ihr unmöglich sei, mich in diesen Tagen zu besuchen. Ich vermuthe, der Herr Papa wird ein Veto eingelegt haben — ihr Herz ist treu wie Gold.“

Digitized by Google

„Gib mir ihren Brief," bat er. Es war ein Billet von wenigen Zeilen, das sie ihm ohne Zögern reichte, er studirte jedoch so emsig daran, als ob es sich um einen äußerst wichtigen Brief handelte.

„Du magst das Billet behalten, Leon," rief Louison endlich mit einem kurzen Aufleuchten jugendlichen Uebermuthes und huschte schnell zur Thür hinaus. Als die Portièren aber hinter ihr zusammengefallen waren, zog er das Stückchen Papier verstohlen an seine Lippen, seufzte schmerzlich auf und barg es dann hastig auf seiner Brust.

„Es war ein Traum!" flüsterte er leise. „Ein schöner Traum, der nur zu schnell entschwunden ist. Ich bin nun einmal nicht zum Glück geboren, was auch Chatanaya Matreyi behaupten mag."

Leon hatte nicht zu viel gesagt, als er meinte, daß ihm noch viel für heute zu thun bleibe. Er wollte den Bevollmächtigten des Gläubigers, wenn sie morgen kämen, den Besitz seiner Ahnen ordnungsmäßig übergeben, es galt, Berge von Akten und Papieren zu ordnen und zu sichten. Alle Diener wurden abgelohnt, nur der alte Servais und Sidi sollten im Hotel zurückbleiben. Am Nachmittag kam Marcel, es folgte die schmerzliche Abschiedsstunde von Louison.

Endlich war der Graf wieder allein. Der Kopf schmerzte ihn, er fühlte das Bedürfniß nach Bewegung und frischer Luft, ließ sich Hut und Mantel bringen und schritt in die kühle Abendluft hinaus.

Ziellos wanderte er durch das große Paris. Er merkte gar nicht, daß er sich immer weiter von dem Centrum

der Stadt entfernte, daß das laute Geräusch der Hauptstraßen längst um ihn verstummt war. Seine Gedanken schweiften bald weit in die Ferne, bald kehrten sie wieder zu dem engen Kreise, dem sein Herz gehörte, zurück — Indien stieg vor seinem geistigen Auge empor, er gedachte all' der wechselvollen Erlebnisse, an denen er dort theilgenommen hatte, Dupleix und Jan-Begum, Saëb und Dolarie traten wie lebend vor ihn hin, und dann verwandelte sich wieder die Fürstentochter von Conjeveram in das Bürgerkind aus der Rue Lachapelle, und Madeleine Ducord stand mit ihm Arm in Arm unter den blüthenduftenden Linden von Chadreux —

Ein kurzer, heftiger Stoß, dem sofort ein lauter Fluch: „Zum Henker, nehmen Sie sich in Acht, Herr!" folgte, ließ Leon plötzlich aufschauen. Er war schon im Begriff, die lange Gestalt, die sich eilig an ihm vorüberschob, höflich um Entschuldigung zu bitten, als er zu seinem grenzenlosen Erstaunen bei dem matten Schein der Straßenlaterne in jenem Manne den Lieutenant Beauviller erkannte. Ja, bei Gott, es war kein Zweifel möglich — dies scharfgeschnittene Gesicht mit dem charakteristischen Bart war nicht zu verkennen! Mit einem plötzlichen Entschluß, über den der Graf sich selbst gar keine Rechenschaft ablegte, rief er Jenem ein donnerndes: „Steh', Schurke!" zu.

Beauviller stutzte einen Augenblick. Augenscheinlich erkannte er Chadreux, der ihm gesenkten Hauptes entgegengekommen war, erst jetzt und schien nicht übel Lust zu haben, Fersengeld zu geben. Er sah wüst genug, fast wie ein Trunkener aus: der Kopf war unbedeckt, die grauen

Haare hingen ihm wirr über die Stirn, das Gesicht war hochgeröthet.

„Steh', Schurke!" wiederholte Chadreux und hob die Hand.

In dem gleichen Moment aber schien Beauviller anderen Sinnes zu werden. „Wie Du wünscht, mein Bürschchen!" rief er und stürzte sich mit der ganzen Wucht seines riesigen Körpers auf den Grafen.

Leon war ungemein gewandt und elastisch, er scheute den Kampf mit dem überlegenen Gegner durchaus nicht. Aber der Angriff erfolgte so plötzlich, die Körperkraft Beauviller's war so bedeutend, daß er doch sofort empfand, dem Gegner nicht gewachsen zu sein. Beauviller verschmähte sogar alle Ringerkünste, seiner Kraft vertrauend umklammerte er einfach mit beiden Fäusten den Hals des Grafen und drückte ihn mit Gewalt zu Boden. „Du kämst mir gerade recht, Bürschchen!" stieß er dabei ingrimmig zwischen den Zähnen hervor. „Zum Henker, Du hast mir gerade noch gefehlt." Chadreux suchte sich vergebens der eisernen Fäuste zu erwehren, nicht einmal einen Hilferuf, der in dieser menschenleeren Gegend allerdings auch wenig genutzt hätte, vermochte er hervorzubringen, sein Sträuben wurde immer schwächer, der Athem ging ihm aus, die Sinne entschwanden ihm — eine Minute noch und er wäre dem Meuchelmörder zum Opfer gefallen.

Da tauchte plötzlich, wie aus dem Erdboden emporgewachsen, eine dunkle hünenhafte Gestalt neben den Ringenden auf. Zwei Hände legten sich von rückwärts her auf die Schultern Beauviller's, der auf Leon's Brust kniete, ein

Digitized by Google

kurzer Ruck riß den Elenden mit unwiderſtehlicher Gewalt bei Seite, und ehe er ſich noch recht deſſen verſah, was ihm geſchah, umſpannten ihn zwei Arme, die wie aus Stahl geſchmiedet ſchienen. Wie er ſich auch bäumte und wehrte, er hatte diesmal ſeinen Meiſter gefunden. Im nächſten Augenblick lag er lang hingeſtreckt auf dem Pflaſter. Noch einmal gelang es ihm, die rechte Hand frei zu bekommen, er griff nach dem Gürtel, ein kurzes Stilet blitzte durch die Luft, aber ſchon fiel eine Eiſenfauſt auf ſeinen Schädel nieder, daß Beauviller den Dolch ſtöhnend fallen ließ.

Chadreux hatte ſich langſam erhoben, er war von dem plötzlichen Ueberfall noch immer wie betäubt. Erſt jetzt erkannte er, daß der unerwartete Helfer, der ſo ganz im richtigen Augenblick hinzukam, Sidi war; er wollte ihm beiſpringen, aber der Burſche hatte ſich ſeines Gegners ſchon erledigt, Beauviller griff noch einige Male mit den Händen wild um ſich, er zerriß, wie von einem raſenden Schmerz gepeinigt, ſeinen Rock auf der Bruſt; noch einmal ſchrie er laut auf, dann ſtreckte ſich ſeine rieſenhafte Geſtalt, er hatte geendet.

Leon beugte ſich über ihn, um ſich zu überzeugen, ob noch Hilfe möglich ſei, aber er erkannte ſofort, daß hier nichts mehr zu helfen war. Als Chadreux ſich wieder aufrichtete, fiel ſein Blick zufällig auf einen glänzenden Gegenſtand, der neben dem Todten auf dem Steinpflaſter lag, er griff darnach und ſah mit Staunen, daß er einen der langgeſuchten Diamanten, eines der ſtrahlenden Augen Wiſchnu's in Händen hielt. Und wahrhaftig, dort lag auch der zweite der Edelſteine! Es war nicht anders

Digitized by Google

möglich, als daß Beauviller beide Juwelen auf der Brust getragen hatte, daß sie aus dem zerrissenen Rock herausgefallen und über das Pflaster gerollt waren.

Der Graf steckte die beiden Edelsteine schnell zu sich, es war keine Zeit zu längerem Ueberlegen. Der Kampf hatte doch Lärm gemacht, hier und dort streckte sich scheu ein Kopf aus den Fenstern der kleinen Häuschen, die vereinzelt längs der Straße standen. Endlich traten auch einige Männer aus den Hausthüren, und eine Patrouille der Scharwache kam hinzu. Chadreux erklärte dem Führer der letzteren kurz, daß er durch den jetzt todt Daliegenden angefallen worden sei, und daß sein Diener jenen in berechtigter Nothwehr erschlagen habe; er nannte zugleich seinen Namen und fügte hinzu, daß er bereit sei, der Patrouille zur Wache zu folgen. Dort war es ihm ein Leichtes, sich auszuweisen; er zeigte sein Kapitänspatent vor, und der Lieutenant der Wache entließ ihn und Sidi ohne Weiteres mit dem Bemerken, daß eine weitere Vernehmung voraussichtlich erst in einigen Tagen stattfinden würde.

Das Erste, was Leon that, als er die Wachtstube hinter sich hatte, war, daß er Sidi innig die Hand drückte. „Du kamst zur rechten Stunde, mein braver Bursche, und ohne Dich wäre ich jetzt ein todter Mann."

Der Indier lachte glücklich. „Was redest Du, Herr; es war ja so einfach, was ich that," sagte er. „Ich fürchtete nur, Du würdest mir zürnen, daß ich dem Schurken den Garaus gemacht habe, aber sieh, ich mußte mich doch wehren."

„Es iſt fatal, daß der Schuft Deinen Schlag nicht aushielt, indeß der Mann hat den Tod zehnfach verdient. Außer mir wird Dir übrigens noch ein Anderer ewig für Deine That dankbar ſein, Sidi, und er iſt vielleicht mächtiger denn ich: Du haſt Dir durch die letzte Stunde Chatanaya Matreyi ſo tief verpflichtet, daß er Dir, was einſt geſchehen, von Herzen gern vergeben wird.“

„Wahrhaftig, Herr, ſprichſt Du im Ernſt?“ rief der Chond ungeſtüm. „Glaubſt Du wirklich, daß er mir je vergeben kann?“

„Ich leiſte Dir Gewähr dafür, mein Braver.“ Leon wandte ſich zum Gehen, langſam ſchlenderten Beide der inneren Stadt zu, und erſt jetzt erkannte Chadreux, wie weit er unbewußt ſeinen Spaziergang ausgedehnt hatte; die Begegnung mit Beauviller war nahe der Vorſtadt Montmartre erfolgt. „Wie kam es aber, daß Du ſo zur rechten Zeit erſchienſt, Sidi?“ nahm der Graf endlich das Geſpräch wieder auf. „Du warſt mir ſchon vom Hotel aus gefolgt?“

Sidi nickte lebhaft. „Ja, Herr, aber es iſt eigentlich nicht mein Verdienſt. Die gütige Herrin hatte mir heute, ehe ſie uns verließ, noch einmal beſonders anbefohlen, Dich nicht aus den Augen zu laſſen. Da ich aber ſah, daß Du allein ſein wollteſt, blieb ich etwa hundert Schritte hinter Dir.“

„Gute Louiſon! So ſorgteſt Du noch aus der Ferne für den Bruder, und Dein vorahnender Geiſt ſchützte ihn in der Stunde der Gefahr!“ Leon fühlte, daß ſein Auge ſich feuchtete. Seltſame Empfindungen aber ſtiegen zugleich in ſeinem Herzen auf: wie wunderbar das Geſchick ihn

immer wieder mit jenen geheimnißvollen Diamanten in Verbindung brachte, wie eigenartig ſich ſeine Schritte mit denen Matreyi's begegneten! Wie merkwürdig war es doch, daß er, dem morgen ſchon der letzte Beſitz der Ahnen genommen werden ſollte, der kaum mehr denn ein Bettler war, heute auf ſeiner Bruſt einen Schatz heimtrug, deſſen Werth ſicher Millionen betrug? Und wie kamen die Edelſteine in Beauviller's Hände, da der Prieſter doch ſelbſt geſchrieben, daß er ſie in Robilant's Zimmer geſehen habe?

Leon fühlte die Nothwendigkeit, die Juwelen ſofort an Chatanaya Matreyi zu überliefern, ſie brannten ihm auf der Bruſt faſt wie ein ungerechtes Gut. Er ſchwankte, ob er ſich nicht direkt nach dem „rothen Kaninchen" begeben ſollte, denn er vermuthete den Wiſchnuprieſter noch dort. Aber ſchließlich entſchloß er ſich doch, zunächſt nach dem „König von Spanien" zu gehen und mit Miſter Smith, dem Begleiter des Waiſchnava, Rückſprache zu nehmen, wußte er doch nicht einmal, unter welchem Namen Jener ſich im „rothen Kaninchen" einlogirt hatte.

Es war ſchon eine ziemlich vorgerückte Stunde, als der Graf das in der vornehmſten Gegend der Stadt gelegene Hotel erreichte. Trotzdem herrſchte in der hellerleuchteten Vorhalle des elegant eingerichteten Hauſes noch reges Leben. Eine Maſſe Kiſten und Kaſten waren an der Treppe aufgethürmt und Chadreux konnte in dem Gewoge der Bedienſteten zuerſt Niemand finden, der ſich bereit zeigte, Miſter Smith zu benachrichten. Auch als einer der Garçons endlich die Gnade hatte, den Engländer herunter zu rufen, verging eine geraume Weile, ehe derſelbe erſchien.

Miſter Smith ſah ſehr ernſt aus, als er die breite Treppe herabgeſtiegen kam.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Sie warten laſſen mußte!“ ſagte er, ſich tief verbeugend. „Heute ſtürmt jedoch ſo viel auf mich ein, daß ich ſchier verzweifeln möchte.“ Damit öffnete er aber auch ſchon die Thür eines im Erdgeſchoß gelegenen Zimmers. „Darf ich Sie bitten, einzutreten? Sie kommen mir in meiner Verzweiflung in der That wie ein rettender Engel vor, Herr Graf. Mein Bote hat Sie alſo doch gefunden?“

Chadreux blickte ihn erſtaunt an. „Ihr Bote? Ich weiß von keinem Boten; wenn Sie nach dem Hotel Chadreux geſandt haben, kann er mich allerdings auch nicht getroffen haben, denn ich habe daſſelbe ſchon vor einigen Stunden verlaſſen.“

„So wiſſen Sie gar nichts von all' dem Schrecklichen, das ſich ereignet hat?“

„Um Gottes willen, ſo reden Sie doch, Miſter Smith! Chatanaya Matreyi —“

„Iſt gottlob hier und, ich hoffe, geborgen. Auf ſeinen Wunſch ſandte ich ja eben zu Ihnen, Herr Graf. Aber laſſen Sie ſich kurz berichten, ehe ich Sie zu ihm führe, es iſt beſſer, ich mache Ihnen die nothwendigen Mittheilungen, als Chatanaya Matreyi, deſſen erregter Zuſtand wirklich die allergrößte Schonung erfordert.“

„Ich höre, mein Herr, ich höre!“ warf Chadreux ungeduldig ein.

„Matreyi hatte mir Weiſung gegeben, ihn ſofort zu benachrichtigen, ſobald hier im Hotel ein Kaufmann aus

Bombay, Rohini mit Namen, eintreffen würde. Dieſer Fall trat heute Abend ein — unter uns geſagt, der Kaufherr reist auf einem Fuße, wie ich es bei Handelsleuten ſelten geſehen habe, er hat das ganze Hotel in Aufregung verſetzt," ſchaltete der Engländer mit liſtigem Augenblinzeln ein.

Der Graf war aufgeſprungen. Es war kein Zweifel, der Kaufmann aus Bombay konnte nur Saëb-Radſchah ſein. „Weiter — weiter!" bat er dringend.

„Ich eile alſo nach dem ‚rothen Kaninchen', begrüße im Vorderzimmer noch ahnungslos die Wirthin und ſchreite über den unbeleuchteten Hof. Als ich im Begriff bin, die Treppe, welche zu den Gaſtzimmern heraufführt, emporzuklimmen, ſtoße ich auf einen weichen Gegenſtand und gleichzeitig höre ich zu meinen Füßen ein ſchmerzliches Stöhnen. Zum Glück hatte ich ein Taſchenfeuerzeug bei mir, ich ſchlug alſo Licht und erkannte, daß jener bewußte Gegenſtand ein älterer, ſtarker, mir unbekannter Herr war, der augenſcheinlich die Treppe herabgeſtürzt, auf den letzten Stufen ohnmächtig liegen geblieben war. Schon wollte ich die Wirthin rufen, als ich oben die Stimme Chatanaya Matreyi's hörte. Ich eile hinauf, ich finde die Thür zu dem Nebenzimmer des von ihm bewohnten Gemaches offen — was aber ſah ich: in der Mitte des Zimmers liegt entſeelt, mit Blut überſtrömt, jener Mann, den wir über den Ocean verfolgten, neben ihm ſteht im Prieſtergewande, über der Stirn einen blutigrothen Streifen, Chatanaya Matreyi ſelbſt. Laſſen Sie mich kurz ſein, Herr Graf: den thatſächlichen Zuſammenhang deſſen, was geſchehen, kenne ich ja ſelbſt noch nicht, aus den heftigen Worten des erregten

Prieſters klang nur immer das Verlangen nach Ihnen neben der Schreckenskunde hervor, daß jene Edelſteine, die er geſucht, ihm in der letzten Minute geraubt worden ſeien. Ich ſelbſt handelte, wie es mir den Umſtänden nach am zweckmäßigſten ſchien. Ich veranlaßte den faſt willenloſen Mann, ſeine auffallende Gewandung ſchnell abzuſtreifen, nahm ihn unter den einen, ſeinen kleinen Koffer unter den anderen Arm und entfernte mich, nachdem ich der Wirthin eine Anzahl Goldſtücke hingeworfen, möglichſt raſch aus dem unheimlichen Hotel. Wahrhaftig, ich kann Sie verſichern, ich dankte Gott, als ich endlich wieder hier war und Chatanaya Matreyi auf ſein Lager gebettet hatte, wo augenblicklich jener ‚Kaufmann aus Bombay‘ bei ihm weilt und ihm Troſt einſpricht.“

Leon hatte in athemloſer Spannung gelauſcht. Eine dunkle Ahnung deſſen, was ſich wirklich im „rothen Kaninchen“ ereignet hatte, tauchte in ſeiner Seele auf. „Und Sie meinen, Miſter Smith, daß ich Chatanaya Matreyi ſprechen kann? Glauben Sie, daß eine ſehr freudige Nachricht keinen ungünſtigen Einfluß auf ſeinen Zuſtand haben würde?“

Der Engländer lächelte. „Es gäbe wohl nur eine Nachricht, die für ihn wirklich freudig wäre, und die vermöchten wir Beide ihm kaum zu bieten.“

„Das käme darauf an. Laſſen Sie uns zu ihm gehen.“

Es war ein merkwürdiges Wiederſehen. Chatanaya Matreyi freilich lag wie theilnahmlos auf ſeinem Lager, aber Saëb-Radſchah konnte nicht ſatt werden, den Freund immer auf's Neue an ſein Herz zu drücken. Ja, er ver-

gaß den Prieſter faſt, und auch Leon erinnerte ſich erſt ſpät des eigentlichen Zwecks ſeines Kommens. Als er dann aber an das Bett deſſelben trat und ſeine fieberglühende Hand faßte, bebte doch ſein Herz. „Chatanaya Matreyi," begann er ernſt, „Du biſt ein Mann. Erſchrick nicht über das, was ich Dir zu ſagen habe."

„Was könnte mich noch erſchrecken?" entgegnete der Waiſchnava leiſe. „Mir hat Wiſchnu ſo viel genommen, daß ihm nichts mehr zu nehmen bleibt."

„Nicht genommen, Chatanaya, gegeben ſoll Dir werden. Was Du mit allen Sinnen geſucht und erſtrebt haſt, das warf mir eine Laune des Glückes in die Hand. Hier, Chatanaya Matreyi, hier ſind die göttlichen Edelſteine, die ſtrahlenden Augen Deines großen Wiſchnu."

Leiſe legte er die funkelnden Diamanten auf die Decke, die des Prieſters zuckende Glieder verhüllte. Ihr heller Schein leuchtete Sonnenſtrahlen gleich durch das Zimmer, und als könne er ihren Glanz nicht ertragen, ſchloß Matreyi die Augen. „Wiſchnu, Du Allerbarmer," flüſterten ſeine bebenden Lippen. „Dein Sklave will ruhig ſterben, nun Dein Heiligthum gerettet iſt. Das Licht geht wieder auf über Hindoſtan, neue Kraft und neue Hoffnung wird die Deinen beleben — Dank, Dank Dir!" Und dann zog er die glänzenden Steine an ſeine Lippen und küßte ſie ehrfurchtsvoll und inbrünſtig zugleich.

„Dank aber auch Dir, Herr!" fügte er endlich hinzu. „So lange ein Athemzug in mir lebt, will ich Deiner gedenken, in jedem meiner Gebete ſoll Dein Name, Du Sohn des Glücks, erklingen und alle meine Schüler, alle

Jünger Wischnu's von den schneebedeckten Gipfeln des Himalaya bis hinab zum sonnenbestrahlten Kap Comorin sollen in Dir den Edelsten der Menschen verehren." —

Es war spät in der Nacht, als die drei Männer endlich schieden. Was hatten sie sich nicht Alles zu erzählen, zu berichten gehabt, welche bunte Menge von Erlebnissen, von frohen und trüben Erinnerungen hatten sie auszutauschen. Auch von seinen eigenen Verhältnissen machte Leon den Freunden kein Hehl, morgen kündete ja doch die große Glocke des öffentlichen Ausrufers ganz Paris die Schmach, die bittere Schande des stolzen Hauses Chadreux.

Saëb-Radschah sah sinnend zu Boden, als Leon mit seinem Schicksal haderte. „Laß uns morgen weiter darüber sprechen," sagte er schließlich und drückte fest des Freundes Hand. „Morgen sollst Du auch meine Dolarie, mein geliebtes Weib, begrüßen, der Morgen bringt uns gute Stunden und guten Rath."

Leon lächelte bitter. Er wußte ja, was ihm der Morgen bringen mußte.

## Sechzehntes Kapitel.

### Hilfe in der Noth.

„Fortbraust das Meer und überklingt
Das Jauchzen, wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen, wie die Thränen."

Anastasius Grün.

In dem Vorhof des Hotel Chadreux wogte eine bunte Menge. Es waren sonderbare Gestalten, die sich heute hier zusammengefunden hatten, Gestalten, wie das alte

Digitized by Google

Adelshaus sie noch nicht gesehen hatte; die schon seit Monatsfrist angekündigte und gerichtlicherseits immer wieder hinausgeschobene Versteigerung des gräflichen Besitzes sollte ja endlich stattfinden. Die Agenten Ducord's hatten noch rechtzeitig das ganze Heer der Pariser Händler zusammengetrommelt und die Zeitungsreklamen, die heuzutage zu diesem Zweck vom Stapel gelassen worden wären, in ihrer Art reichlich ersetzt. Von dem fast stutzerhaften Sammler alter Gemälde bis zum schmutzigen Vorstadttrödler drängten sich die fragwürdigsten Figuren in dem engen Raum zwischen dem eigentlichen Palais und dem von ehrwürdigem Rost bedeckten Eisengeländer an der Straßenfront. Ein öffentlicher Zwangsverkauf war auch schon im damaligen Paris ein Ereigniß, und man wußte in den betheiligten Kreisen recht gut, daß das seit Jahrhunderten im Besitz einer Familie gebliebene Hotel eine reiche Ausbeute versprach.

Der Beginn der Versteigerung war auf elf Uhr angesetzt, aber die Thurmuhren der nahen Kirche hatten bereits ein Viertel auf Zwölf verkündigt, ohne daß die Gerichtsdiener der harrenden Menge die Thore der Freitreppe öffneten. Schon fing man an, ungeduldig zu werden. einige der ärgsten Schreier wußten gar zu berichten, daß der öffentliche Verkauf auf's Neue hinausgeschoben sei. Der König selbst sollte dem jungen Grafen eine große Summe aus seiner Schatulle zur Bezahlung seiner Schulden bewilligt haben: „Natürlich die Großen, der hohe Adel wird ja immer bevorzugt!“ rief der Eine. „Sie sind falsch berichtet, man hat gestern in den Kellern des Hotels einen

ungeheuren Schatz gefunden," wollte der Andere wissen. Aber die Menge ließ sich nicht beirren, sie erkannte ganz richtig, daß es sich nur um Manöver handelte, welche die lästige Konkurrenz fortscheuchen sollten, und harrte nun gerade erst recht aus.

Graf Leon war in seinem Zimmer. Er hatte nur wenige Stunden geruht, Schlaf war fast gar nicht in seine Augen gekommen. Wie sollte er auch Ruhe finden? Die Erlebnisse des letzten Tages und zugleich die Sorge um die nächste Zukunft nahmen all sein Denken völlig in Anspruch, und zudem füllte sein Herz das Gefühl einer stillen, tiefen Neigung, ein glückliches und dennoch unsäglich trauriges Gefühl! Ja, er liebte Madeleine Ducord! Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde war es ihm klarer geworden, daß Alles das, was auch er anfangs für ein rein freundschaftliches Empfinden, für ein Ausklingen gleichsam jener stummen Leidenschaft gehalten hatte, welche er einst für Dolarie gefühlt, wirklich eine tiefe, wahre Liebe war! Aber ebenso klar war ihm auch geworden, daß diese Liebe ewig hoffnungslos bleiben mußte — hoffnungslos selbst dann, wenn das holde Mädchen sie wirklich vielleicht unbewußt erwiederte. Leon empfand nur zu sehr die Kluft, welche Madeleine und ihn trennte, ja diese Kluft schien ihm vielleicht noch unüberbrückbarer, als sie es in Wirklichkeit war. Nicht an den Unterschied des Standes dachte er — so stolz der Graf auf seinen Namen, auf den Ruhm seines alten Geschlechts war, so frei war doch sein Sinn. Aber was konnte er, der arme Offizier, der fast gleich einem Abenteurer in die Ferne zu

Digitized by Google

ziehen im Begriff stand, einem Mädchen bieten? Nein, nein, es war Alles umsonst, Alles vergebens; es blieb nur das stille Entsagen, es blieb nur die stumme Resignation und vielleicht: eine trübe Erinnerung an einen schönen Traum.

Zweimal schon hatte der Graf die Thür des Vorzimmers geöffnet und Servais ungeduldig gefragt, ob der Notar des Herrn Ducord noch nicht zur Stelle sei. Der alte Diener, dem die Thränen in den Augen standen, war dann jedesmal zu den im Treppenhause versammelten Gerichtsdienern geeilt und jedesmal mit der Nachricht zurückgekehrt, daß Herr Dupontel noch nicht eingetroffen wäre, aber jeden Augenblick erwartet würde. Da rollte endlich ein Wagen über das Steinpflaster und hielt vor dem Hotel. „Gottlob," meinte Leon, „der letzte Akt des Trauerspiels kann beginnen."

Es war indessen nicht der Notar des Gläubigers. Saëb Radschah trat ein, von zwei indischen Dienern gefolgt, die jeder einen schweren Sack trugen, den sie bedächtig neben der Thüre niederstellten.

In seiner Erregung achtete Leon gar nicht darauf. Er eilte dem Freunde entgegen und drückte ihm innig die Hand. „Schmerzlich nur für mich, daß ich Eure Hoheit im Hause meiner Väter gerade in der Stunde begrüßen muß, in der dies alte, gute Haus in die Hände eines Wucherers übergehen soll!" sagte er. „Aber lassen wir das — Eure Hoheit sind mir darum nicht minder willkommen."

Der Radschah lächelte. „Du irrst, Freund, Dein Haus

bleibt Dein Haus! Wischnu sei's gedankt, daß ich nicht zu spät komme. Diese Geldleute, bei denen ich meine Kreditbriefe umsetzen mußte, waren von einer entsetzlichen Langsamkeit."

„Hoheit, wie soll ich das verstehen?" Die Wangen Leon's färbten sich höher; das Glück, einen solchen Freund zu besitzen, und ein leises Gefühl der Beschämung durchbebten zugleich seine Brust.

„Es ist dabei gar nichts zu verstehen. Als Du gestern von uns schiedest, waren Chatanaya und ich längst einig, ohne daß wir nur ein Wort mit einander gesprochen hatten: wir haben, was wir noch an Wechseln besaßen, mit Ausnahme des Nothwendigen für unsere Rückreise — Du brauchst also nicht für uns besorgt zu sein, Freund — zusammengethan und ich habe es mit Hilfe von Mister Smith heute früh in baares Geld umgesetzt. Da steht es," er deutete auf die beiden Säcke, es müssen 28,000 Pfund Sterling sein. Unsere Briefe lauteten nämlich alle auf englisches Gold. Da Du aber wahrscheinlich viel mehr brauchst, so sendet Dir Dolarie hier ihren Schmuck." Der Radschah trat an den Tisch und leerte all' seine Taschen aus — ein ganzer kleiner Berg von Juwelen, von Perlenschnüren, Armspangen, Colliers und Ringen häufte sich auf der Marmorplatte, ganz wie ihn einst Madeleine's Unschuld aufgebaut hatte, nur viel, viel kostbarer. „Ich hoffe, Deine hartherzigen Gläubiger werden auch diese Sachen an Zahlungsstatt annehmen. Und nun, Freund, laß Dein trauriges Gesicht, Du siehst, es ist keine Ursache mehr für Dich vorhanden, zu verzweifeln."

Der Fürſt hatte das Alles ſo gleichmüthig geſprochen, als handle es ſich um eine Bagatelle, um einen kleinen Liebesdienſt, wie ihn ein Freund dem Anderen täglich erzeigen kann. Leon aber ſtürzten die Thränen aus den Augen, er fand lange keine Worte, ſeinen Gefühlen Ausdruck zu geben. „Hoheit," ſtammelte er endlich, „womit habe ich dieſe Güte, die ich freilich nie annehmen kann, verdient?"

„Verdient?" erwiederte der Radſchah ernſt, und auch ſeine Augen feuchteten ſich. „Wenn wir Drei, Dolarie, Chatanaya Matreyi und ich, vergelten ſollten, was Du uns Gutes gethan haſt, dann können wir Deine Güte nur mit unſerem Leben bezahlen. Mir, mein Freund, haſt Du das Leben und die Geliebte meines Herzens errettet, Dolarie gabſt Du Ehre, Freiheit und Glück, der große Waiſchnava erhielt aus Deiner Hand ſein größtes Heiligthum zurück! Nein, Freund Leon, rechnen dürfen wir nicht, dabei würden wir ſtets Deine Schuldner bleiben. Wir wollen Dir auch nicht einmal ein Geſchenk machen, das Dein Stolz vielleicht ſelbſt Den Freunden abſchlagen würde," fügte er feinfühlig hinzu. „Nimm jene Summe, nimm vor Allem die Schmuckſachen meiner Dolarie, die beglückt von der Freude iſt, Dir einen kleinen Dienſt zu erweiſen, als ein Darlehen von uns an, das Du uns ſpäter, wenn ein beſſerer Stern am Horizont Deines Lebens ſteht, zurückerſtatten magſt."

Innig drückte Leon die Hände des edelmüthigen Mannes. „Hoheit, ich kann nicht!" ſagte er leiſe, aber beſtimmt. „Wer weiß, ob und wann ich jene große Summen würde zurückgeben können und dann, mein Fürſt, eine halbe Welt trennt uns —"

„Und eine wahre Freundschaft verbindet uns desto enger! Du mußt können, Freund. Sieh, nicht viele Menschen vermögen zu sagen, daß der Radschah von Ghatastapana sie um etwas gebeten hat: Dich aber flehe ich an, Freund Leon, erleichtere unsere Herzen, nimm jene für uns wirklich nicht so bedeutenden Summen als Darlehen an. Du glaubst nicht, wie glücklich uns der Gedanke macht, Dir geholfen zu haben. Beraube uns nicht dieses frohen Gefühls.“ Er zog den Freund an die Brust. „Glaubst Du mir nicht? Soll ich Dolarie herbeiholen, daß sie ihre Bitten mit den meinen vereint. O Freund, es ist nicht edel von Dir, Deinen Freunden gegenüber so stolz zu sein!“ sagte er endlich.

Der Graf wußte wirklich nicht mehr, was er entgegnen sollte. Es gab für ihn kaum noch einen Ausweg, die großmüthige Hilfe zurückzuweisen, und wahrhaftig, wer konnte es ihm verargen, daß in seiner Seele sich jetzt auch frohe Gedanken auf eine glücklichere Gestaltung seiner eigenen Zukunft erhoben. Nur über das Eine mußte er, ehe er sich entschloß, noch Gewißheit haben, ob die Fortgabe jener großen Summen dem Radschah auch wirklich jetzt, auf der Reise nicht schwer falle.

Er kam nicht dazu. Gerade als er sich offen zu Saëb aussprechen wollte, trat Servais herein und meldete Herrn Dupontel. Der Notar folgte dem alten Diener auf dem Fuße.

„Ich bringe Ihnen eine überraschende Nachricht, Herr Graf,“ sagte er mit einer höflichen Verbeugung und einigen sehr erstaunten Blicken auf den Radschah und die Juwelen-

schätze, die er hier sicher am wenigsten vermuthet hätte. „Der Verkauf kann vorläufig nicht stattfinden, ja er findet voraussichtlich überhaupt nicht statt."

Leon fuhr zusammen. „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," entgegnete er erstaunt.

„Ich komme soeben von meinem Mandatar, Herrn Ducord," fuhr der Notar fort, „von dem ich mir die nothwendigen Vollmachten zur Erledigung der peinlichen Angelegenheit, welche heute meine Thätigkeit hier in Anspruch nehmen sollte, abholen wollte. Gestern Nachmittag hatte ich Herrn Ducord auf meinem Bureau noch wohl und gesund gesprochen — heute finde ich ihn schwer, ja anscheinend hoffnungslos erkrankt wieder. Sie sehen mich auf's Tiefste erschüttert, Herr Graf, es ist ein entsetzliches Unglück. Der Wirth einer übelberüchtigten Vorstadtherberge findet gestern spät am Abend Herrn Ducord ohnmächtig auf der Treppe des Hinterflügels seines Hauses; gleichzeitig soll auch in demselben Hause noch ein anderer Gast, ein früherer Offizier, glaube ich, gestorben oder gar ermordet worden sein, was weiß ich."

Der Graf hatte mit Staunen zugehört — war es möglich? Konnte auch Ducord in die Ereignisse, welche sich in der vergangenen Nacht im „rothen Kaninchen" abgespielt hatten, verwickelt sein?

„Die Polizei konnte zum Glück aus den Papieren, welche Herr Ducord bei sich trug, seine Identität feststellen," fuhr der Notar fort. „Man schaffte ihn nach Hause, wo die sofort herbeigeholten Aerzte leider konstatirten, daß mein unglücklicher Klient, anscheinend durch einen Fall

die steile Treppe herab, eine schwere Gehirnerschütterung erlitten habe, ja, daß an seinem Wiederaufkommen überhaupt zu zweifeln sei. Mir blieb unter diesen Verhältnissen nichts übrig, als mich an Fräulein Ducord zu wenden, so peinlich es mir war, die tiefgebeugte Tochter mit geschäftlichen Angelegenheiten zu belästigen. Sie empfing mich indessen sofort, und als ich ihr den Zweck meines Kommens mittheilte, gab sie mir bestimmte Weisung, alle Schritte gegen Sie, Herr Graf, sofort einzustellen und erklärte sich gleichzeitig bereit, jede Verantwortung ihrem Vater gegenüber zu übernehmen. Ich werde also demnächst die Einsetzung einer vormundschaftlichen Verwaltung über das Vermögen des Herrn Ducord beantragen, von deren Entscheidungen dann alles Weitere abhängen wird. Jedenfalls," schloß der Anwalt, „gewinnen Sie, Herr Graf, durch diesen Zwischenfall Wochen, ja voraussichtlich Monate Zeit, und es wird Ihnen sicher ein Leichtes sein, in dieser Frist die ganze Angelegenheit zu ordnen, wozu ich Ihnen übrigens meine Dienste gerne zur Verfügung stelle."

Schweigend hatte Leon den fließenden, geschäftsmäßigen Bericht des Notars angehört. Fast schien ihm Alles wie ein Traum. Wie seltsam spielte doch das Schicksal mit ihm: gestern noch ruinirt, am Rande der Verzweiflung, heute früh, als sein Loos sich schon endgiltig zu entscheiden scheint, naht sich ihm ein großmüthiger Freund und bietet ihm Hilfe und Rettung. Nun, in der letzten Stunde wird ihm die überraschende Nachricht, daß sein erbarmungsloser Gegner selbst einem finsteren Verhängniß zum Opfer gefallen sei — sein Gegner, der Vater des Mädchens, das

er über Alles liebte! Und was mußte Madeleine am Lager des todkranken Vaters empfinden, allein, ohne Rath, ohne Beistand? Vor dem letzten Gedanken trat selbst die Wendung, welche seine eigenen Angelegenheiten genommen hatten, zurück, er fand kaum Worte, dem Notar höflich zu danken und war froh, als die Portièren sich hinter dem rührigen Anwalt schlossen.

Der Radschah war der Auseinandersetzung zwischen Herrn Dupontel und Chadreux aufmerksam gefolgt; obwohl er selbst das Französische nicht völlig beherrschte, hatte er den Inhalt der Erzählung des Notars doch ganz richtig erfaßt und sich den Zusammenhang aller einzelnen Glieder der vielverschlungenen Ereignisse schnell genug kombinirt.

„Ich wünsche Dir von Herzen Glück, mein Freund," sagte er jetzt leise, nachdem der Anwalt das Zimmer verlassen hatte. „Mich schmerzt es freilich tief, daß das Wenige, das wir bieten konnten, Dir nun unnöthig erscheinen wird."

„Hoheit, das Schönste bleibt mir ja doch: das Bewußtsein, daß mir in der schwersten Stunde meines Lebens ein treuer Freund hilfbereit erschien. Noch einmal meinen innigsten, meinen herzlichsten Dank!"

Leon schrieb sofort an Louison, theilte ihr die Vorfälle des heutigen Tages mit und bat sie dringend, so bald als möglich nach Paris zurückzukehren. Durch sie hoffte er eine Brücke zu Madeleine zu finden, sie konnte dem theuren Mädchen auch besser, als irgend jemand Anderes beistehen. Dann aber warf er sich in den Wagen und eilte nach dem Hotel „König von Spanien"; er wollte, wie er Saëb gedankt

hatte, auch Chatanaya Matreyi danken, er wollte vor Allem auch Dolarie wiederſehen.

Die Reihe der Ueberraſchungen des heutigen Tages ſollte indeſſen ihr Ende noch nicht gefunden haben. Chatanaya Matreyi war plötzlich abgereist — er hatte nicht einmal die Rückkehr des Radſchah aus dem Hotel Chadreux abgewartet und für dieſen, wie für Leon nur je einige wenige Zeilen zurückgelaſſen.

Nicht ohne Befremdung entfaltete der Graf den an ihn gerichteten Brief, den ihm der Beſitzer des Hotels zu übergeben beauftragt war. Er hatte denn doch erwartet, daß der Prieſter für ihn und ſeine Freunde wenigſtens noch einige Tage opfern würde. Trotzdem mußte er Chatanaya Recht geben, als er ſein Schreiben geleſen hatte.

„Zürne mir nicht, Herr," ſchrieb der Wiſchnuprieſter, „daß ich, ohne noch einmal in Dankbarkeit den Saum Deines Kleides geküßt zu haben, von Dir ſcheide. Mein Begleiter hat heute früh in Erfahrung gebracht, daß in drei Tagen von La Rochelle ein Kauffahrteiſchiff, ‚La ville de Bordeaux', nach Indien abgeht, und mich zwingt eine unwiderſtehliche Gewalt, mit der erſten Gelegenheit nach der Heimath zurückzukehren; will ich das Schiff aber erreichen, ſo bleibt mir keine Minute Zeit zu verlieren. Und zudem: ich *muß* Paris ſofort verlaſſen. Wer weiß, ob ſich nicht unter den Papieren jener beiden Schurken, die Wiſchnu's Zorn nun endlich dahingerafft hat, Andeutungen finden, die auf mich aufmerkſam machen, die vielleicht mein höchſtes Heiligthum auf's Neue gefährden können; ehe ich die ſtrahlenden Augen des Gotterbarmers

nicht wieder in der Halle meines Tempels weiß, kann in meine Seele keine Ruhe einkehren. Noch einmal alſo: zürne mir nicht.

Und nun noch Eins. Ich nannte Dich einen Sohn des Glücks, und ich rufe Dir heute daſſelbe Wort zu. Vertraue auf Dich ſelbſt, und alle Wolken, die Dein Glück beſchatten, werden verwehen! Glaube mir, daß Du glücklich werden wirſt. Ich behielt heute Morgen eine koſtbare Perlenkette zurück, da ich ſie nicht Dir, ſondern dem Weibe beſtimmt habe, das die Sonne Deines Lebens werden ſoll. Du erhältſt ſie mit dieſem Schreiben und ich bitte Dich, ſchmücke mit den Perlen an Deinem Hochzeitstage den Nacken Deiner künftigen Gattin. Perlen, ſagt man, bedeuten Thränen — dieſe Perlen ſollen Dir und ihr ſtets nur Freudenthränen künden. So lange ich athme, ſo lange Wiſchnu, der Gotterbarmer, mich leben heißt, bin ich ſtets Dein treuer, dankbarer Freund

Chatanaya Matreyi."

Gedankenvoll ſteckte Leon den Brief und das kleine Packetchen zu ſich. Sollte der Prieſter doch Recht behalten? Ja, das Glück hatte ihm geſtern und heute gelächelt, aber welche Wege wählte die launiſche Gunſt des Schickſals! Und was waren all' die äußeren Vortheile, die ihm der letzte Tag gebracht, gegen die Sehnſucht, welche ſein Herz verzehrte — ſein Herz, das nach Liebe dürſtete, und doch die Stunde noch nicht abſehen konnte, zu der es der Geliebten nahen durfte.

Und als nun Leon wenige Minuten ſpäter Dolarie gegenüberſtand, als die holde Indierin mit feuchten Augen

und doch ein glückliches Lächeln auf den Lippen ihm die Hand reichte, als er noch einmal ſtaunend jenes wunderbare Spiel der Natur ſchaute, das zwei durch ein Weltmeer getrennte Frauengeſtalten geſchaffen hatte, die ſich Zug um Zug, Linie um Linie glichen, da brach das ſchmerzlich-ſüße Gefühl der Liebe erſt recht in ſeinem Herzen durch. Der ſtarke Mann bebte, die geiſtige Abſpannung der letzten Tage that ein Uebriges, er vermochte ſeine Thränen nicht mehr zurückzudrängen, tief erſchüttert ſchlug er die Hände vor das Geſicht und weinte bitterlich.

Der Radſchah und die Fürſtin waren tief erſchüttert. Sie zogen ihn ſanft zwiſchen ſich auf die Kiſſen nieder, aus denen die Diener nach orientaliſcher Sitte in den Hotelzimmern Sitze improviſirt hatten, und ihrem vereinten, herzlichen Zuſpruch gelang es endlich, Leon zu beruhigen. Ja mehr als das: Rani Dolarie wußte ihn mit weiblichem Zartſinn zum Sprechen zu bringen, und als er Beiden das Geheimniß ſeiner Liebe anvertraut hatte, da war ſie es wiederum, welche die rechten Troſtesworte für ſein Herz fand.

„Darf ich Dir ſagen, Freund," lächelte ſie ſanft, „daß Du kluger Mann ein rechter Thor biſt? Siehſt Du denn nicht, daß jenes Mädchen Dich liebt und weißt Du denn nicht, daß ein liebend Herz alle Hinderniſſe überwindet?" Sie ſah zärtlich zu ihrem Gemahl empor. „Sieh auf uns, mein Freund, und auf unſer Glück, haben wir es nicht auch erſt erkämpfen müſſen? Und dann blicke froh in die Zukunft, die Geliebte wird Dein werden, denn Du verdienſt, glücklich zu ſein!"

Digitized by Google

Dankbar beugte er ſich auf die Hand der ſchönen Frau, ihre Worte hatten ihn mehr noch als die zuverſichtliche Prophezeiung Chatanaya's aufgerichtet. Sie hatten ihm vor Allem den Glauben an die Kraft ſeines eigenen Herzens, den Muth, um ſeine Liebe zu kämpfen, wiedergegeben. —

Es waren ſchöne, leider nur zu kurze Tage, die der Graf mit ſeinen indiſchen Freunden noch verlebte. Er hatte wenigſtens die große Freude, Louiſon, die ſeinem Rufe ſofort gefolgt war, noch mit ihnen bekannt zu machen. Auch die Schweſter war erſtaunt über die Aehnlichkeit zwiſchen Dolarie und Madeleine; während Leon dieſelbe aber bisher nur in der äußeren Erſcheinung erblickt hatte, fand Louiſon ſie noch weit mehr in einer ſeeliſchen Uebereinſtimmung; trotz aller Verſchiedenheit, welche Sitte, Erziehung und Gewohnheit nothwendiger Weiſe mit ſich brachten, lebte in der indiſchen Fürſtentochter und dem Bürgerkind der Rue Lachapelle die gleiche edle Einfachheit der Geſinnung, dieſelbe kindliche Hingabe, derſelbe Zug echt weiblicher Aufopferungsfreudigkeit.

„Dein Freund, der Radſchah, muß ſehr, ſehr glücklich ſein," ſagte die Comteſſe einſt. „Die Fürſtin iſt ein Engel. Er iſt ein beneidenswerther Mann."

„Das iſt er," wiederholte Leon und ſeufzte tief und ſchmerzlich.

Louiſon aber beugte ſich lächelnd über ihn und küßte ſeine Stirn. „Warte!" ſagte ſie leiſe. „Es wird noch Alles gut werden."

Einen trüben Schatten in die letzten Tage des Zu-

ſammenſeins mit dem Radſchah warfen allein die politiſchen Verhältniſſe. Saëb hatte in London in geſchickter Weiſe das Terrain erforſcht, er fand auch in Paris, Dank beſonders ſeinem Golde, Gelegenheit, ſich eingehend über die Ausſichten der oſtindiſchen Compagnie zu unterrichten, und er konnte nicht umhin, Chadreux offen zu erklären, daß ihm Frankreichs Sache in Indien verloren ſcheine. Ihm bleibe keine Hoffnung für ſein Land und ſein Volk, als der unbedingte Anſchluß an England. Vergebens hielt der Graf dem Fürſten vor, wie heiß er ſelbſt einſt die Briten gehaßt habe, der Radſchah hatte nur ein kühles Kopfſchütteln.

„Seit Leute Eures Volkes die heiligen Augen Wiſchnu's angetaſtet haben, iſt kein Heil mehr für Euch in Hindoſtan, ſeit Ihr den beſten Mann, den Ihr hattet, ſeit Ihr Dupleix zurückberufen habt, iſt jede Hoffnung für Euer Lilienbanner geſchwunden. Ja, ich haßte die Engländer und ich liebe ſie jetzt noch nicht, ſie ſind rückſichtslos, eigennützig und kalten Herzens. Aber, Freund, ich habe ſie kennen gelernt und muß ſie bewundern. Was Euch fehlt, beſitzen ſie: eiſernen Willen und die Kraft, große Ziele mit großen Mitteln zu erſtreben — ihnen gehört unſere Zukunft!"

Es lag nur allzu viel Wahres in dieſen Worten, das fühlte Chadreux, und er mußte ſchon zufrieden ſein, als Saëb ihm beim Abſchiede noch einmal verſicherte: „Wenn Du einſt hörſt, ich ſei ein Freund Englands geworden, ſo denke daran, daß ich darum nie Frankreichs Feind ſein werde. Nie werde ich vergeſſen, was ein franzöſiſcher Edelmann, was Du für mich gethan haſt."

Dolarie aber legte in der Abſchiedsſtunde ihre Hand feſt in die ſeine und zog ſie leiſe an ihr Herz. „Mein Freund, mein Retter, bald liegt das Meer zwiſchen uns, vielleicht ſehen wir uns niemals wieder!“ ſagte ſie innig. „Ich aber werde Deiner und des Mädchens, das Du liebſt, ſtets voll Freundſchaft gedenken, ich werde beten für Euch und für Euer Glück. Und wenn es Euch dereinſt in Eurem kalten Heimathlande zu eng wird, dann kommt zu uns nach unſerem ſonnigen Indien, Ihr wißt, weſſen Herzen Euch dort ſtets willkommen heißen werden.“

Leon hatte die Freunde zu Pferde einige Wegſtunden über die Bannlinie von Paris hinausbegleitet. Als er endlich an die Rückkehr denken mußte und ſein Roß zügelte, als er dann noch einmal in die treuen Augen Saëb's, in das liebliche Geſicht des Ebenbildes ſeiner Madeleine blickte, ward ihm unendlich weh um's Herz. Und nachdem endlich die hochbepackten Reiſewagen hinter den Bergen verſchwunden waren, da ſagte er ſich: „Du haſt Beide zum letzten Mal geſehen, es war ein Abſchied für das Leben.“ Lange noch hielt er ſtille und ſchaute der mehr und mehr entſchwindenden Staubwolke nach, ihm ſchien es, als zöge ein Theil von ſich ſelber dort hinaus in die weite Ferne.

„Glück auf, Ihr Lieben, Gott ſchütze Euch! Glück auf!“

— — — — — — — — — — — —

In dem kleinen Hauſe der Rue Lachapelle hatte indeſſen Madeleine Ducord ſchwere, ſchwere Tage und Wochen ververlebt. Die Krankheit des Vaters war, wie die Aerzte

vorausgesehen halten, eine ebenso gefährliche, wie langwierige. Die Verwundung am Hinterkopf, die durch den Fall verursacht worden war, heilte zwar verhältnißmäßig schnell, aber als ihre mittelbare Folge mußte wohl eine ernste Gehirnerschütterung eingetreten sein, zu der sich bald ein hochgradiges Fieber gesellte. Welche besonderen Vorgänge in jener Nacht im „rothen Kaninchen" sich abgespielt, und in wie weit diese den Gemüthszustand des alten Herrn beeinflußt hatten, darüber vermochten sich die Aerzte ebenso wenig Rechenschaft zu geben, wie die Polizei nie völlig hinter die Geheimnisse im Hinterflügel des „rothen Kaninchens" kam. Die gewandtesten Agenten des Polizeiministers d'Argenson spürten zwar Monate lang der Angelegenheit nach, man kombinirte wohl auch, daß zwischen dem Marquis Robilant und Ducord Geldgeschäfte wahrscheinlich zu einem Streit geführt haben mußten, da der eine Hauptzeuge aber todt, der andere vernehmungsunfähig war, da Ducord mit gewohnter Schlauheit auch in seinen Geschäftsbüchern keine Notizen über seine neueren Unterhandlungen mit dem Marquis gemacht hatte, und da endlich der Wirth aus guten Gründen über den zweiten „unangemeldeten" Gast, jenen mysteriösen Mister Muspry gänzlich schwieg, so verlief die Sache im Sande.

Comtesse Louison war eine fleißige Besucherin des Ducord'schen Geschäftshauses geworden. Ihr galt es als ein wirkliches Herzensbedürfniß, der Freundin mit Rath und That beizustehen. Madeleine war ihr innig dankbar für alle Güte und Liebe, aber sie zeigte eine eigenartige Selbstständigkeit; jene passive Energie, welche sie einst im

Kloster als Kind allen Anfechtungen entgegenstellte, half ihr auch jetzt das Schwerste muthig ertragen. Sie klagte nicht und verzagte nicht, in treuer, aufopfernder Hingebung pflegte sie den Vater, Alles, was sonst in der letzten Zeit ihr junges Herz bestürmt hatte, schien vor dem einen Gebot der Kindespflicht völlig in den Hintergrund gedrängt zu sein. Als Louison sie einmal leise fragte: „Darf ich meinem Bruder von Dir einen Gruß bestellen?" nickte sie nur leise und wandte sich dann rasch um.

Nach Monaten siegte der robuste Körper Ducord's zwar über die Krankheit, aber es war ein völlig gebrochener Mann, der sich von dem Siechbette erhob. Das Gedächtniß an die Vergangenheit schien in ihm erloschen, die Aerzte hatten Recht behalten, er gewann seine geistigen Kräfte niemals ganz zurück. Willig und dankbar nahm er die zärtliche Liebe der Tochter entgegen, ganz allmählig tauchte wohl auch ein vereinzelter Funke der Erinnerung in ihm auf. Er sprach dann in seiner schwerverständlichen, lallenden Redeweise mit Madeleine von gewaltigen Reichthümern, großen Schätzen und blitzenden, millionenwerthen Steinen, und war glücklich, wenn sie auf seine wirren Erzählungen einging. Oft gab die Tochter ihm auch auf den Rath des Arztes jene Schmuckstücke in die zitternden Hände, welche sie einst für Leon Chadreux bestimmt hatte. Stunden lang spielte er mit ihnen, ließ die Perlenreihen durch die abgemagerten Finger gleiten oder die Brillanten in der Sonne glitzern, und packte sie dann wieder sorgfältig in ihre Etuis ein.

Im Dezember, fast um die Jahreswende, hatte die

Hochzeit Louiſon's und Marcel's ſtattgefunden. Während das überglückliche junge Paar ſich in Paris ein beſcheidenes, aber durch wirkliche tiefe Liebe verſchöntes Neſt baute, lebte Leon allein und einſam in Chadreux ganz der Verwaltung ſeiner Beſitzungen. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er ſich, von dem alten, erfahrenen Baudry trefflich unterſtützt, in ſeine neue umfangreiche Thätigkeit ein, und ſah ſich, da der Notar Dupontel Wort gehalten und die Geldangelegenheiten in entgegenkommender Weiſe geregelt hatte, bald in der Lage, nicht nur die Schulden regelmäßig zu verzinſen, ſondern auch ſchon bedeutende Abzahlungen zu machen. Es ließ ſich überſehen, daß durch eine rationelle Bewirthſchaftung die ganze auf der Herrſchaft ruhende Laſt in zehn Jahren getilgt ſein konnte.

Durch Louiſon erhielt der Graf regelmäßige Nachrichten über Madeleine. Die junge Frau unterließ es in keinem Briefe, den Bruder von dem Befinden ihrer Freundin zu unterrichten, ſie wußte ja, welche Freude ſie ihm durch die kleinſte Mittheilung über Madeleine bereitete.

Im Frühjahr erſt kam Leon wieder nach Paris. Er folgte damit nicht nur einer dringenden Aufforderung des inzwiſchen zurückgekehrten Generals Dupleix, ſondern auch den inſtändigſten Bitten Louiſon's, ſie und Marcel endlich in ihrem jungen Glück zu beſuchen. Die Schweſter hatte indeſſen mit ihren Bitten dennoch eine kleine Nebenabſicht verbunden. Sie benutzte die erſte Gelegenheit, Leon zu einer Fahrt nach Meudon zu bereden, er aber ahnte nicht, daß Madeleine mit ihrem Vater ſeit dem erſten Frühlingsgrünen in dem kleinen Dit nahe der Hauptſtadt wohnte,

Digitized by Google

um dem Kranken die friſche Landluft zugängig zu machen, ohne daß er den Arzt hätte entbehren müſſen. Unvorbereitet begegneten ſich Beide unter den ſchattigen Bäumen des Schloßparks, während Louiſon in einem nahen Bauernhauſe angeblich eine alte Dienerin beſuchte.

Leon ſtand im erſten Augenblick wie erſtarrt, als ihm Madeleine entgegentrat. Glühende Röthe übergoß auch ihr blaſſes, abgehärmtes Geſichtchen, und als der Graf ſich dann über ihre Hand beugte und ſie mit zitternder Stimme fragte: „Haben Sie mich nicht ganz vergeſſen? Erinnern Sie ſich bisweilen meiner noch freundlich?“ brachte ſie keine Antwort über die bebenden Lippen.

„O Fräulein Madeleine, wie oft habe ich Ihrer in meiner Einſamkeit gedacht. Wenn ich am Abend allein an dem Fenſter meiner Arbeitsſtube ſitze und über die weiten Wieſengründe vor dem Schloß hinwegblicke, dann iſt es mir ſtets, als müſſe aus den wogenden Nebeln Ihr liebes Bild zu mir emporſteigen. Seit jenem Tage, an dem Ihr erſter Beſuch bei Louiſon die Erinnerung an das kleine holde Mädchen aus dem Kloſter La Brêche wieder in mir lebendig rief, ſehe ich Sie im Wachen und im Träumen.“ Die Erregung riß ihn fort. „Wie ich mich geſehnt habe, Sie wiederzuſehen — wie glücklich ich in dieſem Augenblick bin. O Madeleine —“

Leon kam nicht weiter. Das junge Mädchen ſchlug die Hände vor das Geſicht und ſchwere, heiße Thränen perlten durch die zarten Finger.

„Madeleine!“ rief er ſchmerzlich bewegt. „Kann es Sie verletzen, wenn ich Ihnen ſage, wie lieb ich Sie

habe?" Er zog sie an sich, sie widerstrebte nicht, bebend lag sie an seiner Brust. „Madeleine, mein Herz, mein Alles, sage mir, daß Du mein sein willst, sage mir, daß Du mich liebst!"

Und sie schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte unter seinen glühenden Küssen leise: „Ja, Leon, ich liebe Dich!"

Aber nur einen Augenblick dauerte der süße Rausch. Dann entwand sie sich sanft seiner Umarmung und trat zurück. Erstaunt, erschrocken blickte er ihr in die thränengefüllten Augen. „Madeleine —" wollte er sagen. Aber sie unterbrach ihn sofort. „Ja, Leon," begann sie mit leiser Stimme, „ja, ich liebe Dich, ich bin stolz auf meine Liebe und glücklich in ihr, so glücklich, wie ich nicht geglaubt habe, daß Menschen sein können. Aber, Leon, ich kann Dein Weib nicht werden."

„Madeleine!" rief er. „Was sagst Du da? Du gibst und nimmst in einem Athemzuge!"

Sie schüttelte leise, aber bestimmt den Kopf. „Du weißt, Leon, daß mein armer Vater schwer krank ist, daß er meiner bedarf. Ich fühle, daß Niemand mich in seiner Pflege ersetzen kann —"

„Wer spricht davon?" warf er mit leisem Vorwurf ein. „Traust Du mir so kleinliches Denken zu, Geliebte? Der Vater meiner Frau wird mir stets theuer sein und mein Haus ist das seine! Wer verlangt denn, daß Du Dich von ihm trennen sollst? Nein, Madeleine, er soll mit uns nach Chadreux gehen, was menschliche Fürsorge zu thun vermag, daran wollen wir Beide es nicht fehlen lassen."

Digitized by Google

Traurig blickte sie zu ihm empor. „Ich glaube Dir, daß Du Alles so meinst, wie Du es sagst, Leon, und ich danke herzlich Dir für Deine lieben Worte. Aber sie können mich doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß Du Unmögliches für möglich hältst. Ich kann mit meinem armen Vater niemals Chadreux betreten. Höre mich ruhig an, Leon, und dann urtheile selbst." Sie erzählte kurz in ihrer ruhigen und doch von warmen Herzenstönen erfüllten Weise jene traurigen Thatsachen aus des Vaters Jugend — jene Thatsachen, die dieser ihr einst in ernster Stunde entgegengehalten hatte. Mit feinem, kindlichem Zartgefühl deutete sie an, wie jenes Erlebniß in der Seele des Knaben den bitteren Haß gegen die ganze Familie Chadreux erzeugt, wie dieser Haß den Jüngling zu einem Mann erziehen mußte, dessen ganzes Sein nur in dem Streben nach Gold aufging. „Und nun, Leon," schloß sie endlich, „nun frage Dich selbst, ob ich meinen Vater, der gegen mich stets die Güte selbst war, zu Dir bringen darf. Vielleicht würde er diese Veränderung seines Aufenthalts nicht empfinden, vielleicht würde er Dich ebenso wenig wiederkennen, wie die alten Mauern Deines Schlosses, wer aber bürgt mir dafür, daß er nicht eines Tages erwacht. Nein, Leon, ich würde zu Grunde gehen unter dem forschenden, vorwurfsvollen Ausdruck seiner Augen, und vor Allem: ich vermag meine Liebe nicht zu theilen zwischem ihm und Dir."

Leon hatte schweigend zugehört. Die Erzählung der Geliebten von der Härte seines Vaters hatte die tiefsten Tiefen seines Herzens aufgewühlt, die Handlungsweise

Ducord's erschien ihm jetzt in einem ganz anderen Licht. Er sah freilich zu klar, als daß er sich nicht hätte sagen sollen, daß jene tieftraurigen Ereignisse aus der Jugendzeit des eigenartigen Mannes gleichsam nur den Anstoß zu dessen Geldgier gegeben, daß sie ihm später wie ein willkommener Vorwand gedient haben mochten, er konnte ja auch die Theilnahme des Bankiers an der Diamantenangelegenheit ahnen. Aber eine gewisse Erklärung von Ducord's zweifelhafter Thätigkeit lag doch in dem, was er soeben gehört, und er nahm die Möglichkeit, den Vater des geliebten Mädchens vor sich selbst zu rechtfertigen, gern auf. Gewiß, es würde nie eine Klage, ein Vorwurf gegen ihn über Leon's Lippen gekommen sein; mochte vergangen bleiben, was vergangen war, wenn nur die Zukunft sich seinem Glücke ganz erschloß. Aus vollster Ueberzeugung konnte er Madeleine sagen, daß er, auch wenn sie sein Weib sei, sich nie zwischen Vater und Tochter stellen würde.

Sie aber blieb fest. „Versuche nicht, mich schwankend zu machen, Leon!" das war ihre einzige, sich immer wiederholende Erklärung auf all' sein leidenschaftliches Flehen. „Mein Entschluß ist unerschütterlich, auf die Gefahr hin, Dich und mein Lebensglück für immer zu verlieren: ich kann nicht anders!" Noch einmal warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn innig und hauchte einen Kuß auf seine Lippen. „Leb wohl — leb wohl!" Dann riß sie sich los und eilte, ohne sich umzuschauen, den Weg zurück.

Lange sah er ihr schweigend nach — seine Brust hob

ſich in qualvollem Schmerz. „Gewonnen und verloren!“ flüſterte er leiſe. „Gewonnen und verloren: das iſt Menſchenglück!“

Langſam wandte er ſich um und ging Louiſon entgegen. In der Schweſter Herz konnte er ſeinen Schmerz verſenken, an ihrer Bruſt wollte er ſich ausweinen. Niemand auf der weiten Welt verſtand ja, wie ſie, all' ſein Glück und all' ſein Leid.

## Siebenzehntes Kapitel.

### Schluß.

„Erzähle von der Vergangenheit und ich werde die Zukunft erkennen.“

Sprüche des Confucius.

Saëb, der Radſchah von Ghatastapana, hatte recht geſehen: es ging zu Ende mit der Macht Frankreichs in Indien. Chatanaya Matreyi, der große Waiſchnava, der menſchenkundige Wiſchnuprieſter, hatte richtig geurtheilt, als er prophetiſchen Blickes das Sinken des Lilienbanners verkündete.

Was waren das für Männer, die ſich jetzt erkühnten, dem Eroberer des Karnatik, dem einzigen Manne, der in Indien wirklich Großes für Frankreich geleiſtet hatte, dem Helden Dupleix den Prozeß zu machen? Und mit welchen Mitteln kämpften ſie gegen den tapferen General, der ſein Herzblut hundertmal für des Vaterlandes Ruhm und Ehre eingeſetzt hatte?

In der ſchnödeſten Weiſe hatten ihn die Krämerdirek-

toren der Compagnie abberufen, weil sie Geld verdienen, und er Frankreichs Banner hochhalten wollte, weil er Truppen forderte, und sie Schätze sammeln wollten, weil sie den Frieden um jeden Preis wünschten, und er ihn nur als Sieger diktiren zu dürfen meinte. Die einzige Antwort, welche der große General hatte, als ihm sein Nachfolger im großen Rath zu Pondichéry die Abberufungsordre übergab, war der begeisterte Ruf: „Vive le roi!“ — „Es lebe der König!“ *) Was galt diesen Kaufherren und Dividendenjägern die Ehre des Königs, der Ruhm des Vaterlandes?

Und als nun Dupleix nach Frankreich zurückgekehrt war, wie empfing man ihn? Die Röthe der Scham stieg Leon Chadreux in die Stirn, als er las, mit welchen schnöden Vorwürfen man seinen General überhäufte, wie man ihn maßloser Selbstsucht zieh, wie man jeder seiner Handlungen die niedrigsten, die schmutzigsten Motive unterschob. Und als sie dem General endlich von all' den schamlosen Behauptungen, welche sie in seiner Abwesenheit gegen ihn erhoben hatten, nichts beweisen konnten, als er mit zwingender Beredtsamkeit alle Anschuldigungen widerlegt hatte, da verweigerten die Compagnie und die Gerichte Frankreichs dem großen Manne sein einfaches Recht. Dreizehn Millionen Livres hatte er aus seinem Privatvermögen für die Interessen der Compagnie verauslagt! „Dreizehn Millionen — ganz richtig!“ sagte die Compagnie. „Aber der Generalgouverneur hat für diese Auslagen ja keine

*) Historisch wie alles Folgende.

Autorisation von uns gehabt, also geben wir ihm nicht einen rothen Heller wieder."

Und also geschah es! Derselbe Mann, der beinahe die Hälfte Indiens erobert oder unter seinen persönlichen Einfluß gebeugt hatte, wurde zum Dank dafür fast zum Bettler gemacht. Von Gram gebeugt starb die treue Gefährtin seines Lebens, die vergötterte Jan-Begum; ihre letzten Worte waren Worte inniger Liebe für ihren Gemahl, war die Aufforderung, für sein gutes Recht bis zum Tode zu kämpfen. Er hat nicht aufgehört zu kämpfen, sein Recht aber ist ihm nie, niemals geworden.

Graf Leon war wiederholt in Paris bei dem General, er stand ihm treu mit Rath und That zur Seite. Stunden lang konnten die beiden einsamen Männer beisammen sitzen und von dem fernen Wunderland plaudern, in dem mindestens Dupleix den besten Theil seines Lebens zugebracht hatte. Dann stieg wohl bisweilen in dem alten Helden der abenteuerliche Gedanke auf, noch einmal nach Hindostan zurückzukehren und im Dienst irgend eines der eingeborenen Fürsten, von denen er immer noch den Radschah von Ghatastapana besonders hochschätzte, sein Glück nochmals zu versuchen — vielleicht hätte in der That der Zauber seines berühmten Namens Wunder gewirkt. Aber stets schüttelte er bald wieder über seine Pläne das ergraute Haupt: er hatte das Vertrauen zu sich selbst verloren. Mit Staunen hörte der Graf aus den eigenen Geständnissen des Generals heraus, daß diese Wandlung seit jenem Raub der Augen Wischnu's vor sich gegangen sei. Der große Skeptiker, der so oft über die „Narrheiten" der Indier gelächelt

hatte, glaubte wirklich, daß jene Nacht im Tempel von Seringham der Wendepunkt auch seines Lebens gewesen sei. Und als dann nach Jahresfrist Leon Briefe von dem Radschah erhielt, der ihm außer der Nachricht, daß Saöb durch englischen Einfluß Nizam des ganzen Dekhans geworden, daß er und Dolarie glücklich seien, auch die wundersame Kunde brachten, daß Chatanaya Matreyi nicht nach Indien zurückgekehrt, daß die „Ville de Bordeaux", jener Kauffahrteikreuzer, den der Priester zur Heimfahrt benutzt hatte, überhaupt Indien nicht erreicht habe, sondern wahrscheinlich an der Küste von Ceylon gescheitert sei, stöhnte Dupleix tief und schmerzlich auf.

„Das Glück meines geliebten Indiens ist endgiltig verloren!" rief er, und fast glaubte Leon die Stimme des großen Priesters von Seringham wieder zu vernehmen. „Wenn die Augen Wischnu's auf dem Grunde des Oceans ruhen, kann kein Retter dem unglücklichen Lande mehr erstehen. Ich sehe es von Parteien zerfleischt, eine Beute habgieriger Fremder, der alten Kultur beraubt — jetzt erst ist Alles, Alles verloren!"

* * *

Zwei Jahre waren seit jenem Tage verrauscht, an dem Leon von Madeleine im Schloßpark von Meudon schied, und wieder war es Frühling geworden, Frühling auf den Fluren, Frühling in den Herzen.

Das alte Schloß Chadreux hat sich gerüstet, seine Herrin zu empfangen. Laubguirlanden winden sich von Erker zu Erker, und Sidi hat es sich nicht nehmen lassen,

die äußerſte Thurmſpitze zu erklimmen, um dort eine mächtige Flagge zu befeſtigen. Sidi iſt ein großer Mann, ein geſetzter Mann geworden, ſeit ihn ſein Herr zum Schloßkaſtellan gemacht hat, er iſt wohlangeſehen bei Alt und Jung. Heute verklärt höchſte Freude ſeine dunklen Augen, er weiß, das Glück ſeines Herrn hält heute Einzug in das Schloß.

Unten auf dem Hofe iſt unter des alten Servais' Leitung über Nacht wie durch Zauber ein friſcher Maienwald geſproſſen, und aus dem grünen Raſenparterre vor der breiten Freitreppe hebt ſich der zierlich verſchlungene Namenszug des jungen Paares in weißen und blauen Blüthen, den Farben des Schloßherrn, ab. Selbſt Louiſon, die aus Paris gekommen iſt, um Leon und die geliebte Schwägerin daheim zu empfangen, iſt ganz überraſcht, als ſie am Arm ihres Gatten all' die Herrlichkeiten überſchaut, und klatſcht fröhlich in die Hände.

„O, wie wird ſich Madeleine freuen, wenn ſie dies Meer von Grün und Blüthen ſieht, meine ſüße, liebe Madeleine!"

„Du, Du!" droht Marcel lächelnd mit dem Finger, „hüte Dich, daß ich nicht eiferſüchtig werde. Du hätteſt auch lieber ſagen ſollen: unſere kluge und unſere gute Madeleine," ſetzte er ernſter hinzu. „Wie recht hat ſie gehandelt, als ſie vor zwei Jahren ihre Kindesliebe und ihre Kindespflicht obenan ſtellte. Der letzte dankbare Blick aus den Augen des ſterbenden Vaters wird ihr den Segen des Himmels eintragen." —

Vor dem Dorf donnern die Böller.

„Sie kommen, ſie kommen!“ jubelt es unten auf dem Schloßhofe.

„Sie kommen!“ flüſtert Louiſon oben auf dem Altan und hebt ihren kleinen, blondlockigen Buben empor, damit auch er den Kommenden einen Willkommensgruß zuwinken kann. Und ſchon jagt der prächtige Viererzug vor die Freitreppe, und Louiſon eilt die Stufen herab und ſchließt Madeleine in die Arme: „Willkommen, willkommen!“

Es iſt Abend. Der geräuſchvolle Empfang iſt vorüber, das junge Paar iſt allein. Sie lehnen am Fenſter und ſchauen in die duftige Maiennacht hinaus und die Sterne leuchten ihrem Glück.

„Mein Lieb, mein Weib!“ flüſterte Leon leiſe und zog ſie innig an ſich. „Denkſt Du noch des Tages, als Du zuerſt nach unſerem Hotel in Paris kamſt, als Du liebes, kleines eigenmächtiges Kind dem armen Ritter aus dem Kloſtergarten Deine Juwelen und Perlen darbringen wollteſt?“

Madeleine lächelte. „Ob ich daran denke, mein Leon? So gewiß denke ich an jenen Tag, wie ich Dich damals ſchon liebte, ohne freilich es mir ſelbſt zu geſtehen.“

Mit einem langen Kuß ſchloß Leon ihr die Lippen. „Heute muß ich Dir Juwelen darbringen, mein Lieb,“ ſagte er dann und ſchritt zu ſeinem Arbeitstiſch, um demſelben ein kleines, zierliches Käſtchen von eigenartiger Arbeit zu entnehmen. „Chatanaya Matreyi, der große Wiſchnuprieſter von Seringham, von dem ich Dir oft erzählte, war in einer Zeit, als ich ſelbſt mit der Verzweiflung rang, der Einzige, der meinem Stern vertraute. Damals übergab er mir dies unvergleichliche Perlenhalsband für

die Frau, die ich liebe," — Leon legte das wunderbare Collier ſanft um den weißen Hals ſeiner Gattin — „und er ſagte mir dabei: ‚Perlen ſollen Thränen bedeuten, aber, Freund, vergiß nicht, daß es auch Freudenthränen gibt.' Heute weiß ich, was er damit meinte. Mein Glück, mein Stern, mein Weib — Du mein Alles auf der ganzen Welt!"

* * *

In dem „Jewel Houſe" des Tower, dem weltbekannten Aufbewahrungsort der engliſchen Kronjuwelen, befinden ſich zwei faſt gleiche Diamanten von leichter bläulicher Färbung. Die herrlichen Edelſteine ſtehen zwar dem Kohinur, der aus dem Beſitz des Radſchah von Lahore in den britiſchen Schatz gelangte, an Größe weit nach, ſie haben heute, nachdem ſie von der Amſterdamer Firma Coſter ungeſchliffen wurden, nur noch ein Gewicht von einigen dreißig Karat. Ihre wunderbare Ebenmäßigkeit, die Reinheit ihres Glanzes weist ihnen aber dennoch einen hervorragenden Platz unter den berühmteſten Edelſteinen der Erde an.

Eine eigenthümliche Geſchichte ſchlingt ſich phantaſtiſch um dieſe Edelſteine. Im Jahre 1757 fand ein armer Fiſcher auf Ceylon im Gebüſch des Meeresufers in der Nähe von Colombo die völlig vermoderten Reſte eines indiſchen Prieſtergewandes, ſie ſchienen von der Brandung als letzte Kunde irgend eines ſchreckensvollen Schiffbruchs an's Land geſpült und hatten wahrſcheinlich ſchon Monate, vielleicht Jahre lang in den ſtruppigen Mangowurzeln gehangen. In den loſen Fetzen aber waren zwei wunderbar

ſchöne Diamanten eingenäht, die den glücklichen Finder mit einem Schlage zum reichen Mann machten. Durch Vermittelung eines portugieſiſchen Händlers kaufte ſie alsdann Sir Robert Clive für einen verhältnißmäßig geringen Preis; zwei Monate darauf ſchlug er den leidenſchaftlichen Feind Englands, Suradſcha-Daula, den Nabob von Bengalen, in der glänzenden Schlacht von Plaſſy, die ſeinen unſterblichen Ruhm und zugleich das Uebergewicht Englands in Indien ein- für allemal begründete. Aus dem Beſitz Lord Clive's gelangten aber jene Edelſteine drei Jahre ſpäter in den engliſchen Schatz, unter die Kronjuwelen des ſtolzen Weltreiches, deſſen Herrſcherin ſich heute die Kaiſerin Indiens nennt.

Ob die Diamanten Lord Clive's, des Siegers von Plaſſy, eins ſind mit den ſtrahlenden Augen des Wiſchnu von Seringham?

Welcher Sterbliche vermag es zu behaupten oder zu verneinen?

Ende.

# Der zerbrochene Schild.

## Novelle

von

**F. Meister.**

1. (Nachdruck verboten.)

Das Rittergut Krewzow liegt in dem schönsten und waldigsten Theile Oberschlesiens. Das Herrenhaus, von den Einwohnern des zu der Herrschaft gehörigen gleichnamigen Dorfes „das Schloß" genannt, ist weder durch seine Bauart, noch durch seine Größe besonders hervorragend; es stammt noch aus der vorpreußischen Zeit und ist eines jener mehr langgestreckten, als hohen herrschaftlichen Bauwerke, die eine ganz bestimmte Periode des vergangenen Jahrhunderts kennzeichnen. Der Park von Krewzow hatte von jeher in der ganzen Gegend den Ruf, die gärtnerisch schönsten Anlagen zu besitzen; denn was auch die Herren v. Krewzow im Laufe der Generationen durch ihre noblen Passionen verschwendet haben mochten, den alten Stammsitz hatte keiner von ihnen vernachlässigt, und so prangte derselbe auch in dem Sommer, in welchem unsere Geschichte beginnt, in seiner ganzen reichen und vornehmen Schönheit.

Ein tiefgrüner, sammetartiger Rasenteppich breitete sich

weit um die hinter dem Schloß gelegene flache Terraſſe her und verlief in der Ferne in den ſchattigen Waldpartien des prächtigen Parkes. Die blitzenden Fenſter des Herrenhauſes waren weit geöffnet, und die weißen, feinen Gardinen innerhalb derſelben wehten leicht gebläht in dem leiſen Winde. Träumeriſches Bienengeſumm und köſtlicher Blüthenduft erfüllten die Luft, ſtill und ſonnenhell lag der Sommernachmittag über den Baumwipfeln, auf den Raſenflächen und auf den in brennenden Farben erglühenden Blumenbeeten. Dem Blick aus dem offenen Fenſter begegnete nichts als grüne Pracht und bunter, üppigſter Blüthenflor. Die Baumgruppen des Parkes begannen mit den hier und da auf dem Raſen vertheilten graziöſen Zierbäumen und verdichteten ſich im Hintergrunde zu der grünen Blätternacht, aus welcher die rauſchenden Kronen der uralten Eichen, die gleichſam bis zu ihren knorrigen Knieen im Unterholz und Farrendickicht ſtanden, jeden Sonnenſtrahl fernhielten.

Ein ſtiller Sommernachmittag an ſolch' einem Orte iſt unbeſchreiblich ſchön.

In dem großen Wohnzimmer des Herrenhauſes ſaßen an einem der offenen, bis auf den getäfelten Fußboden reichenden Fenſter, aus denen man unmittelbar auf die davor liegende Blumenterraſſe hinaustreten konnte, die Bewohner deſſelben, die Familie v. Krewzow, beſtehend aus der Mutter, einer ſchönen, ſtattlichen Dame von etwa vierzig Jahren, einem zwanzigjährigen Sohne und einer achtzehnjährigen Tochter, Alle in tiefe Trauer gekleidet. Die beiden jüngſten Kinder, zwei kleine Mädchen, befanden

ſich in der Obhut der Erzieherin. Die Stille, welche rings in der Natur herrſchte, waltete auch im Hauſe und beſonders in dieſem behaglich ausgeſtatteten Gemach, denn der Vater und Hausherr war erſt vor kaum vierzehn Tagen auf dem Kirchhofe von Krewzow zur letzten Ruhe beſtattet worden, und Frau v. Krewzow, die am Todestage des Gatten gänzlich erſchöpft zuſammengebrochen war, hatte heute zum erſten Male ihre alten Lebensgewohnheiten und die Pflichten des Haushaltes wieder aufgenommen. Sie ſaß mit einem Wirthſchaftsbuche in der Hand in ihrem hochlehnigen, wappengeſchmückten Seſſel; das Buch aber war nur ein Vorwand, denn ihre Gedanken ſchweiften in ganz anderen Regionen, als in denen der Kuh- und Pferdeſtälle, der Wirthſchaftsräume und der Küche. Ihre Augen hafteten auf den Wipfeln der fernen Eichen, ohne dieſelben jedoch wahrzunehmen. In der Stille dieſes Sommernachmittags wanderten ſie zurück über ihr ganzes vergangenes Leben.

Auf dem Antlitz der Wittwe aber bemerkte man nichts von jenem Ausdruck hoffnungsloſer und hilfloſer Niedergeſchlagenheit, der ſonſt den meiſten jener Frauen eigen zu ſein pflegt, die ſich plötzlich der rauhen, äußeren Welt perſönlich und Auge in Auge gegenüber ſehen, nachdem ihr Beſchützer, Schirmer und Ernährer ſie verlaſſen. Frau v. Krewzow war ſich nur eines Gefühls tiefer Erſchöpfung bewußt, einer Erſchöpfung, wie man ſie nach lange andauernden, aufreibenden inneren Kämpfen und Leiden empfindet. Wußte doch Niemand, was ſie während des langen letzten Krankenlagers ihres Mannes zu ertragen gehabt hatte.

Der Verſtorbene war weder ein guter Menſch, noch ein

guter Gatte geweſen. Schon in den erſten Jahren des ehelichen Lebens hatte er ſeine Gemahlin vernachläſſigt, ſpäter ſogar ſchlecht behandelt. Sie aber trug und duldete wie eine Heldin. Nachdem ſie ſich darüber klar geworden war, daß ſie um ihrer Kinder und auch um ihrer ſelbſt willen dem Hauſe nicht den Rücken kehren durfte, war ſie ohne Klage auf ihrem Poſten geblieben; ſie hütete die heranwachſenden Kinder vor jeder Berührung mit den ſchlimmen Seiten des Vaters, und zwang zugleich den Gatten durch ihre Frauenwürde wenigſtens innerhalb der Häuslichkeit in die Schranken guter Sitte.

Die Freunde und Bekannten des Edelmannes, zum größten Theil ſelber Leute von jenen leichtfertigen Grundſätzen, wie man ſie unter dem ſlaviſchen Grenzadel jener Gegend ſo häufig antrifft, fanden in dem ausſchweifenden Leben Krewzow's nichts beſonders Tadelnswerthes; er müſſe ſich, wie ſie Alle, die Hörner ablaufen, meinten ſie, und bei dem Einen dauere dies länger, als bei dem Anderen. Wenn er es dann einmal in einer der benachbarten größeren Städte gar zu arg getrieben, ſo daß alle Welt mißbilligend und entrüſtet den Kopf ſchüttelte und die Familie des tollen Menſchen bedauerte, dann zuckten die Freunde lediglich die Achſeln und tadelten ganz offen die Frau, die über ihren Mann ſo wenig Gewalt habe und ihn ſo allein umherſchweifen laſſe; wenn ſie ihn auf ſolchen Ausflügen begleiten würde, dann könnten dergleichen Aergerniſſe nicht vorkommen.

Die Liebe eines edlen Weibes vermag unendlich viel zu erdulden, aber ſelten nur erträgt ſie auf die Dauer

jene schnöde Mißachtung und Verhöhnung, welche einer derartigen systematisch fortgesetzten Lebensweise zu Grunde liegt. Die Aufführung Krewzow's hatte seine Frau endlich mit einem unüberwindlichen Abscheu vor seiner Persönlichkeit erfüllt; er wurde sich dessen mit der Zeit bewußt und fühlte sich dadurch auf das Tiefste beleidigt. Das Erstere war so natürlich, wie das Letztere.

Dann kam die Krankheit, während welcher des Mannes bösartiger Charakter seinem Weibe gegenüber rückhaltslos jede Fessel abwarf. Trotzdem aber ließ er sie nicht eine Minute von seiner Seite; er quälte sie unaufhörlich mit den verkehrtesten Anforderungen, mit den unvernünftigsten Launen, mit den schlimmsten Reden. Und auf diese Weise beraubte er sie auch noch des besänftigenden, versöhnenden Eindrucks, den eine lange letzte Krankheit so häufig hervorzurufen und zu hinterlassen pflegt. Er wollte sie durchaus die schrecklichen Stunden nicht vergessen lassen, die er durch sein Krankenlager über sie gebracht, und tückisch und rachsüchtig bis zum letzten Augenblicke setzte er den Kampf gegen ihre duldende und ergebene Langmuth bis an den Rand des Grabes fort. Ihre Kraft war dadurch so vernichtet worden, daß sie, als der Tod ihres Peinigers die Nothwendigkeit des Widerstandes endlich hinweggeräumt hatte, wie leblos zusammengebrochen war, und dann Tage lang halb träumend, halb empfindlos, aber in einem Zustande tiefer, friedevoller Ruhe gelegen hatte. Von Schmerz um den Dahingegangenen konnte nicht die Rede sein, dennoch aber regte sich in ihrem Herzen eine Empfindung, die dem Ernst des Ereignisses vollständig entsprach.

Sie war auch traurig, nicht über den Verluſt, ſondern über den Verſtorbenen; ſie war tief traurig bei dem Gedanken, daß derſelbe bis an ſein Ende ein ſo werthloſer Menſch geblieben war; zugleich aber regten ſich in ihr auch Zweifel und Selbſtvorwürfe, und ſie fragte ſich ernſtlich, ob ſie ſelbſt ihm gegenüber ſtets ihre Pflicht erfüllt habe, ob ſie auch Alles gethan, was ſie zu ſeiner Erhebung und Beſſerung hätte thun können. Dieſe trübe Stimmung aber wurde getragen und gleichſam auflöſend durchſetzt von einem großen lebendigen Gefühl der Befreiung, einem Gefühl, welches ihr ganzes Weſen erfriſchte, welches ſie zu unterdrücken verſuchte, das aber dennoch nicht wich und ſeinen wohlthuenden Einfluß immer mächtiger zur Geltung brachte.

Die Tage ihrer Kämpfe, ihres Kummers, ihrer Schmach waren vorüber. Jetzt hielt ſie das Leben ihrer Kinder und auch das ihre in ihren eigenen Händen, um es nach ihrem Belieben ſchön und erſprießlich zu geſtalten. Und dieſe Gedanken waren es, welche ſie ſüß und träumeriſch durchflutheten, als ſie durch das offene Fenſter in den ſonnenhellen Park hinausſchaute.

In einem Moment der richtigen Erkenntniß hatte der Verſtorbene ſeine Gemahlin zur vorläufigen Erbin und Verwalterin der Hinterlaſſenſchaft eingeſetzt und zu ihrem Beiſtand und zum Vormund der Kinder den alten Rechtsanwalt der Familie ernannt, der die Wittwe bereits als kleines Kind gekannt hatte. In ſeinen treuen Händen wußte ſie ihre Angelegenheiten wohl aufgehoben. Mit des Sohnes Volljährigkeit ſollte die Hälfte des Beſitzes an

dieſen übergehen, die andere Hälfte fiel nach dem Ableben der Mutter den Töchtern zu.

Es war ein Gefühl ſtiller Zufriedenheit, das ſich in ihr Herz ſchlich, als ſie in ihrer ſchwarzen, mit ſpitzer Schnebbe tief in die Stirn hinabreichenden Wittwenhaube dort vor dem Fenſter ſaß, in welches der laue Wind die Düfte von den Blumenbeeten hereintrug; ihr Antlitz aber blieb ernſt und unbewegt. Die feierliche Ruhe ihres Innern hatte ihr geſtattet, die zahlreichen Kondolenzen in geziemender Weiſe entgegenzunehmen.

„Frau v. Krewzow denkt und handelt und ſieht aus, wie eine Dame in ihrer Lage denken und handeln und ausſehen muß," hatte der Juſtizrath Pilgrim, ihr treuer Rechtsbeiſtand, bei Gelegenheit zu den Beſuchern geſagt. „Wie die Umſtände liegen, kann man doch ſchwerlich erwarten, ſie vor Schmerz ganz zu Boden gedrückt und zerknirſcht zu ſehen."

Im Allgemeinen aber erwarteten die Leute dennoch, die Wittwe untröſtlich zu finden, denn auf eine ſolche Verfaſſung ſind ja die landläufigen Troſtesphraſen auch allenthalben, bei Hoch und Niedrig, zugeſchnitten. Sie ſagten ihr, daß ihr Verluſt allerdings überaus ſchwer und unerſetzlich wäre, daß ſie ſich aber andererſeits dem tröſtenden Gedanken nicht verſchließen dürfe, daß der Selige nun doch endlich des ungetrübteſten Glückes genieße. Man beſchwor ſie, doch ja nicht zu vergeſſen, daß ſolche Trennung nicht auf ewig ſei, und man ſtellte ihr eine Wiedervereinigung mit dem Vorangegangenen in ſo ſichere Ausſicht, daß die arme Frau ſich eines unwillkürlichen Schauders nicht er-

wehren konnte. Einige Wenige aber besaßen auch so viel klares Urtheil und Verstand, um unverhohlen auszusprechen, daß der Tod des Herrn v. Krewzow eigentlich ein rechter Segen und ein wahres Glück für alle seine Hinterbliebenen sei. —

Während die Mutter ganz in sich versunken hinausstarrte in die sonnige Pracht ihres schönen Besitzes und sich dem Vorgenusse eines neuen und glücklichen Lebens mit offener Seele hingab, hatten Friedrich und Valeska, der Sohn und die Tochter, sich erhoben und waren geräuschlos auf die Terrasse hinaus und in den Park hinab gegangen. Die Geschwister hingen mit zärtlicher Liebe aneinander und waren unzertrennliche Gefährten, so oft Friedrich, der als Fähnrich bei einem Kavallerieregiment in der Provinzialhauptstadt stand, einen Besuch in der Heimath ermöglichen konnte. Auch jetzt hatte die Freude, den Bruder einige Wochen lang bei sich zu haben, gar bald die Thränen getrocknet, die Valeska um des Vaters Tod vergossen. Arm in Arm schlenderten sie langsam durch die Blumenbeete und dann über den weichen Rasenteppich dem Parkgehölz zu. Der junge Mann war von schlankem, hochaufgeschossenem Wuchs, nicht so breitschulterig und muskulös, wie sein Vater dies wohl gewünscht hätte; der Jagdrock, welchen er zu Hause zu tragen pflegte, stand ihm besser, als die Uniform. Seine Schwester, ebenfalls schlank und geschmeidig, eine reizende Mädchengestalt, war voller entwickelt, als er, trotzdem sie zwei Jahre weniger zählte.

Vor einem niederen exotischen Gesträuch Halt machend, gewährte das Geschwisterpaar einen Anblick, der das Auge

der Mutter, welche die Kinder vom Schlosse her beobachtete, mit einer Thräne des Glückes füllte.

Aber auch die Aufmerksamkeit noch zweier anderer Personen, die sich soeben in einem Wagen dem Schlosse näherten, wurde durch die freundliche Gruppe erregt. Der Fahrweg, von hohen alten Linden beschattet, zog sich, von der Landstraße abzweigend, eine Strecke neben dem Gatter entlang und führte dann, an der Front des Schlosses vorüber, nach den abseits gelegenen Wirthschaftsgebäuden des Rittergutes. Die Parkseite des Gebäudes hatte, die Fensterausgänge abgerechnet, keine Pforte. Der breite Hauseingang befand sich an der hier zu einem kreisförmigen Platze erweiterten Fahrstraße.

Die beiden Personen im Wagen waren eine Dame in Trauer und ein modisch gekleideter Herr. Die Geschwister hielten das bescheidene Miethsfuhrwerk gar nicht der Beachtung werth, desto eifriger aber wurden sie selber von den Insassen desselben beobachtet. Die Dame, eine kleine, bleiche Frau von fünfundvierzig oder fünfzig Jahren, trug unter ihrem Krepphut die schwarze Schnebbenhaube der adeligen Wittwen. Sie hatte rothgeweinte Augen und machte im Ganzen einen sehr thränenseligen Eindruck.

„Ach, sieh doch nur, Albert!" rief sie, indem sie sich über den niederen Wagenschlag hinauslehnte und mit der schwarz behandschuhten Hand auf die Geschwister wies, die jetzt, eins an das andere geschmiegt, ihren Weg über den sonnigen Rasen fortsetzten. „Ach, Albert, Albert, das sind die Kinder! Ganz gewiß, das sind die Kinder!" Sie sank auf den Sitz zurück und fuhr in thränenvoller Auf-

regung fort: „Beſter Albert, wir können's nicht thun! Wir dürfen's nicht thun! Ich wenigſtens kann's nicht!“

„Sei doch nicht närriſch, Tante!“ entgegnete der Begleiter der kleinen Dame mit rauher Heftigkeit. „Wer verlangt denn, daß Du was thun ſollſt? Du haſt einfach ganz ſtill zu ſein und die Papiere bereit zu halten. Das Uebrige iſt meine Sache.“

Der Sprecher mochte ungefähr dreißig Jahre alt ſein und war, wenn man von einem ſcharf ausgeprägten Zuge rückhaltloſer Brutalität in ſeinem Geſichte abſah, keineswegs ein unſchöner Mann. Auch er trug ſchwarze Handſchuhe und einen Trauerflor um den Hut. Als der Wagen in der Nähe des Schloßeinganges hielt, zog er den dichten Schleier der Dame vor deren thränennaſſes Geſicht, dann hob er ſie aus dem Fuhrwerk und drückte ihren Arm feſt unter den ſeinigen, da ſie ſich vor Erregung kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. Zugleich aber gab er ihr eine kleine Dokumententaſche, welche er bisher getragen hatte, in die Hand.

Die kleine Frau zitterte heftig, anſcheinend vor Furcht.

„Albert,“ flehte ſie weinend, „beſter Albert, zwinge mich nicht dazu! Sieh, ich bitte Dich, ſo ſehr ich kann!“

Der Angeredete gab ihrem Arm einen unwilligen Ruck und rief ihr leiſe, aber zornig zu: „Wenn Du nicht auf der Stelle Vernunft annimmſt, dann laſſe ich Dich hier ſtehen und fahre zurück! Wie würde Dir das gefallen, he? Du biſt wahrhaftig närriſch, Tante! Liegt Dir denn ſo wenig an Deinem guten Recht?“

Die Frau ſah zu ihm empor, Augen und Naſenſpitze

von Thränen geröthet; sie vermochte aber vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

Der Diener, welcher an dem Pfosten der rundbogigen und von dem Familienwappen überragten Thür lehnte, schaute den Herankommenden verwundert entgegen; denn wenn er auch von dem Zwiegespräch derselben nichts hatte vernehmen können, so war ihm doch nicht entgangen, daß die Beiden mit einander nicht einig waren, und daß die Dame ihrem Begleiter nur widerwillig zum Schlosse folgte. Er legte langsam seine Hand auf die Thürklinke und sagte, als die Ankömmlinge vor ihm standen, nachlässig und abweisend: „Herrschaft ist nicht zu sprechen. Niemand zu Hause."

Der Fremde aber schob den jungen Menschen mit kräftigem Arm zur Seite, drückte die Thür auf und trat ohne Weiteres mit seiner Begleiterin in die weite Vorhalle. Als der Diener ihm hier halb zornig, halb bestürzt den Weg zu verlegen suchte, sagte er barsch: „Für diese Dame hier ist die Frau v. Krewzow zu Hause, verlaß Dich d'rauf. Und nun lauf' und melde ihr, daß wir sie sprechen wollen, unsere Namen werden wir ihr persönlich mittheilen ... daß wir sie sprechen müssen, verstanden? Und zwar in einer Angelegenheit, die Deinen verstorbenen Herrn betrifft."

„Bester Albert!" unterbrach ihn die kleine Frau mit flehender Stimme.

„Die den verstorbenen Herrn v. Krewzow betrifft," wiederholte er. „Und nun tummle Dich und laß uns nicht warten, sonst — Nun, wird's bald?"

„Aber, Albert, ich bitte Dich! — Lieber Freund, nicht wahr, Sie werden ſo gut ſein, uns bei Ihrer gnädigen Frau anzumelden; wir wollen hier ſo lange warten.“

„Sie können hier nicht bleiben; ich darf Niemand hier in der Vorhalle allein laſſen,“ antwortete der Diener.

„So führe uns in eines der Zimmer.“

„Das darf ich nicht. Die gnädige Frau nimmt jetzt keine Beſuche an.“

Peter war ein ganz junger Diener und noch ein Neuling auf ſeinem Poſten; er ſchaute bald den rückſichtsloſen Fremden und bald die weinende Dame an und gerieth mit jedem Augenblick in größere Verwirrung. Die Scene drohte ſich zu einem heftigen Auftritt zu entwickeln, als eine überaus würdevolle Perſönlichkeit auf dem Schauplatze erſchien, ein impoſanter alter Herr, barhäuptig, mit ſilberweißem Haar, in weißer Halsbinde und ſchwarzem Anzuge, den der Fremde im erſten Moment für einen vielleicht im Schloſſe auf Beſuch weilenden Geiſtlichen hielt. Es war der alte Hölzermann, der Kammerdiener des verſtorbenen Herrn und der Haushofmeiſter der Familie. Derſelbe ließ ſich den Wunſch des plötzlich ſehr höflich gewordenen Fremden wiederholen, antwortete durch ein leichtes Kopfnicken, wies ſtumm und mit majeſtätiſcher Handbewegung auf die halb offene Thür eines kleinen Zimmers und drückte dieſelbe hinter den Eingetretenen in's Schloß.

Der Blick und die Geberde des Haushofmeiſters waren ſo voll erhabenen Ernſtes geweſen, daß die kleine Dame jetzt noch ärger zitterte, als zuvor. Als ſie die Thür hinter ſich ſchließen hörte, fuhr ſie ſchreckhaft zuſammen.

„Hat er uns hier eingesperrt, Albert?“ fragte sie leise und angstvoll. „Mein Gott, was fangen wir nun an?“

„Halte den Mund, Tante; kümmere Dich nur um Deine Papiere und sei nicht so furchtsam. Denke doch, wenn Du erst hier die Herrschaft führen wirst. Was Du dann Alles für Deine Verwandten thun kannst! Wetter noch einmal! Das Ding ist wohl einen Kampf und ein paar Thränen werth ... Sieh hier, Tantchen; sind das nicht die Bilder von den Beiden, die wir draußen im Park gesehen haben?“

Die kleine Frau wendete sich mit einem Ausrufe des Interesses um und trat an das alterthümliche, mit gelber Seide überzogene Sopha, über welchem ein paar kleine Photographien hingen. Als sie dieselben betrachtete, begannen die Thränen ihr von Neuem über die Wangen zu laufen.

„Ach, Albert, und ich habe niemals Kinder gehabt!“ sagte sie leise und klagend.

„Um so mehr hast Du allen Grund, auf die Frau einen gesunden Groll zu werfen. Sie hat Alles, was ihr Herz begehrt: Schloß und Park und Geld, Ansehen und Ruf und die Kinder obendrein. Ich an Deiner Stelle würde gerade aus diesem Umstande alle nöthige Kraft und Energie schöpfen.“

„Ach, Albert, wie wenig verstehst Du davon,“ entgegnete die kleine Frau, indem sie, das Schnupftuch in den gefalteten Händen und den Kopf ein wenig auf die linke Schulter geneigt, im Anschauen versunken vor den Bildern stand.

Digitized by Google

Da öffnete ſich die Thür, und ſtill und vornehm trat die Wittwe des Schloßherrn in das Gemach.

2.

„Eine Dame und ein Herr?“ hatte Frau v. Krewzow, aus ihren Träumereien in die Wirklichkeit zurückkehrend, gefragt. „Wer ſind die Leute und was wollen ſie von mir? Haben Sie ihnen denn nicht mitgetheilt, Hölzermann, daß ich gegenwärtig Niemand empfange?“

„Die Dame und der Herr wollen ihre Namen der gnädigen Frau nur perſönlich mittheilen; ſie laſſen ſich nicht abweiſen und behaupten, daß die gnädige Frau die dringendſte Urſache habe, ſie vorzulaſſen. Die Angelegenheit beträfe meinen Herrn . . .“

„Herrn v. Krewzow?“

„Meinen ſeligen Herrn,“ ſagte Hölzermann ernſt. „Die gnädige Frau wolle meinen gehorſamſten Rath befolgen und die Fremden anhören. Mein ſeliger Herr hat mit mancherlei Angelegenheiten zu thun gehabt, die am beſten innerhalb der Familie erledigt würden. Herr Friedrich aber iſt noch ſo jung — halten zu Gnaden, gnädige Frau.“

Ein leichter Schatten des Unwillens legte ſich auf Frau v. Krewzow's Antlitz, der aber ebenſo ſchnell verſchwand, wie er gekommen.

„Ich will die Leute ſogleich ſehen,“ ſagte ſie.

Als der alte Diener hinausgegangen war, blieb ſie regungslos in ihrem Seſſel ſitzen. Ihr war, als fürchte ſie ſich, aufzuſtehen. An ihrem ſoeben noch ſo friedevollen

Horizont ſchien plötzlich eine dunkle Wolke emporzuwachſen. Aber was konnte ihr denn drohen? Sie hatte nichts zu fürchten, ihre Gedanken nahmen auch keine beſtimmte Form an, und doch hatte ſie die Empfindung, daß ein neues, unbekanntes Unglück gegen ſie im Anzuge war. Sie hatte geglaubt, daß die Zeit ihrer Kämpfe und Leiden nun zu Ende wäre, jetzt aber fühlte ſie inſtinktiv und mit einer Bitterkeit, die ſich nicht in Worte faſſen läßt, daß dieſe glückliche Zuverſicht ein Irrthum geweſen war.

Sie ſtand wieder vor etwas Neuem, vor einer noch unbekannten Prüfung, die der Verſtorbene ihr zu tragen hinterlaſſen. Langſam, als verurſache die Bewegung ihr körperliche Schmerzen, erhob ſie ſich endlich aus dem Seſſel; ſie legte das Wirthſchaftsbuch ſorgfältig an ſeinen Ort und ging dann, ohne zu wiſſen warum, zum Fenſter und blickte hinaus auf ihre beiden älteſten Kinder.

Die Geſchwiſter ſaßen auf einem Raſenhügel und unterhielten ſich in fröhlicher Heiterkeit; Valeska redete, lebhaft vorgebeugt, eifrig auf ihren Bruder ein, und Friedrich ſtreckte in lachender Abwehr ſeine Hände gegen ſie aus. Die Mutter ſtarrte einige Augenblicke regungslos auf das liebliche Bild, dann wendete ſie ſich um und ging, die Angekommenen aufzuſuchen. Würdevoll, mit ruhigem Antlitz erſchien ſie vor den Fremden. Sie hatte keine Ahnung von dem, was dieſelben hierher geführt, aber ſie fühlte, daß ſie ihr Weh und Leid brachten. Sie war ganz bleich, aber in den Zügen ihres ſchönen Geſichtes, wie in der Haltung ihrer hohen, edlen Geſtalt lag der Ausdruck der Entſchloſſenheit eines erprobten Kämpfers.

Die fremde kleine Frau wendete ſich bei ihrem Eintritt erſchrocken von den Bildern ab und ſuchte ſich gewaltſam zuſammenzuraffen, um der Dame des Hauſes mit möglichſter Faſſung entgegenzutreten. Der ſchwächliche Verſuch aber mißglückte gänzlich, und ſo ſchaute ſie bebend und flehenden Blickes zu Frau v. Krewzow empor, die bei dieſer Wahrnehmung all' ihre Ruhe wiedergewann. Es konnte ſich hier ſchwerlich um etwas ſehr Tragiſches handeln, ſagte ſie ſich. Es flog ſogar wie ein Lächeln über ihr bleiches Antlitz.

„Sie wünſchten mich zu ſprechen," ſagte ſie mit ernſter Höflichkeit. „Ich kann in meiner gegenwärtigen Lage nur Beſuche aus den engſten Bekanntenkreiſen empfangen; ich höre aber, daß Sie in Geſchäftsangelegenheiten kommen, die —"

„Ja, und zwar in ſehr wichtigen Geſchäftsangelegenheiten," unterbrach ſie der Mann, dem Frau v. Krewzow bisher gar keine Beachtung geſchenkt hatte. Jetzt wendete ſie ihm langſam ihr Geſicht zu, und der ruhige, vornehme Blick, mit welchem ſie ihn maß, um ſich ein Urtheil über ihn zu bilden, erfüllte ihn innerlich mit Wuth. Er erkannte aus dieſem Blick, daß ſie ihn für einen tief unter ihrer Sphäre ſtehenden Menſchen erachtete, und da er ihr knirſchend Recht geben mußte, ſo gelobte er ſich, das ihm Fehlende durch Anmaßung und rohe Rückſichtsloſigkeit zu erſetzen. Als Frau v. Krewzow ſodann mit eigener Hand der kleinen, ihr noch immer fremden Frau einen Stuhl zurecht ſchob und erſt, nachdem dieſe ſich niedergelaſſen hatte, ſelber Platz nahm, da empfand er dunkel, daß er demnächſt beide

Frauen gegen ſich haben würde. Die Tante ſaß da wie ein leibhaftiges Abbild des Schuldbewußtſeins und der thränenvollen Reue, mit gerötheten Augen, gerötheter Naſe und ganz durchnäßtem Taſchentuch, von Zeit zu Zeit einen ſchüchternen, um Gnade flehenden Blick zu der ſtattlichen Schloßherrin emporhebend.

„Darf ich fragen, welcher Art die Angelegenheit iſt, die Sie zu mir führt?“ begann die Wittwe von Neuem. „Ich brauche Sie wohl nicht darauf aufmerkſam zu machen, daß ich alle Geſchäfte, die nicht mein perſönliches Eingreifen erheiſchen, meinem Rechtsbeiſtand, dem Juſtizrath Pilgrim, zu überweiſen pflege.“

„Meinetwegen,“ entgegnete der Mann; „ich werde nicht das Geringſte dagegen einwenden, wenn Sie die Sache dem Juſtizrath überweiſen; im Gegentheil, das iſt gerade der rechte Mann dazu. Wir wollen weiter nichts als unſer Recht, und zwar ſobald als möglich. Meine Tante dachte nur, daß man vielleicht aus Schonung für Sie, Frau v. Krewzow, die Sache —“

„Albert, ich bitte Dich! Albert!“

„Laß mich ausreden, Tante. Wir hielten es alſo, wie geſagt, für Menſchenpflicht, zuerſt mit Ihnen perſönlich zu verhandeln, weil es Ihnen hart ankommen könnte, wenn wir ſogleich den Weg der Oeffentlichkeit einſchlügen. Im Uebrigen aber iſt dieſer Weg der kürzeſte, und uns kann es nur angenehm ſein, wenn Sie uns zu Ihrem Juſtizrath ſchicken.“

Frau v. Krewzow blickte ſtumm von dem Sprecher auf die kleine, ſchluchzende Frau, und von dieſer wieder auf

den Sprecher. Die dunkle Wolke ſtand wieder drohend an ihrem Horizont, und dennoch erſchien es ihr unmöglich, daß irgend etwas ernſtlich Böſes, irgend ein wirkliches Unglück durch dieſe kleine, unbedeutende Perſönlichkeit, die hier an ihrer Seite ſo unterdrückt ſchluchzte, oder durch jenen ungehobelten, unfeinen Mann über ſie kommen könnte. Die Frau hatte nicht die geringſten böſen Abſichten gegen ſie, das ſah ſie genau; und der Mann, welche Macht ſollte dem gegeben ſein? Jedenfalls handelte es ſich um Geld, um eine alte Schuld, um eine alte, mehr oder weniger ſchmachvolle Verpflichtung, die aber doch wohl zu beſeitigen ſein würde.

„Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf," ſagte ſie, mit einem Schimmer von Ermüdung in der Stimme; „ich bin bereit, Sie zu hören."

Aber als der Mann ſeine Sache weiter vorbrachte, ſchwand jegliche Abſpannung aus ihrem Geſicht. Dieſer fremde, ſchlecht erzogene, anmaßende, höhniſche Menſch ſtand vor ihr wie die dunkle, ſchreckliche, unerbittliche Macht des Schickſals. Nach dem erſten inſtinktiven Aufflammen des heißen, abwehrenden Zornes, in deſſen Lichte ihr das, was ſie anhören mußte, als die ſchändlichſte Lüge erſchien, ſenkte ſich ſchwer, wie todeskaltes Blei, die Ueberzeugung in ihre erſtarrende Seele, daß Alles Wahrheit, fürchterliche, unanfechtbare Wahrheit ſei. Und dennoch verlor ihr Antlitz nicht ſeinen Ausdruck kalter, unerſchütterlicher Entſchloſſenheit; ſie hörte den Redenden ruhig bis zu Ende an, ſie hörte ihn die mitgebrachten Dokumente vorleſen, ſie ſah, wie er die Schriftſtücke in die lederne Taſche zurück-

legte, sie sah, wie die kleine, ganz in sich zusammengesunkene Frau diese Dokumententasche mit ihren Thränen überschwemmte, und dann erhob sie sich in kaltem Stolze zur Entgegnung. Sie stand vor den beiden Eindringlingen wie die Verkörperung verachtungsvollster Ungläubigkeit; aber diese Festigkeit, die ihrer Stimme den tönenden Klang, ihrer Gestalt die unnahbare Hoheit verlieh, hatte ihre Wurzel in der tiefsten, hoffnungslosesten Verzweiflung.

„Und das ist Alles?" sagte sie. „Ich habe Ihnen gestattet, Ihre Sache bis zu Ende vorzutragen, darf ich Sie nun ersuchen, mir mitzutheilen, zu welchem Zweck Sie hierher gekommen sind und was Sie zu thun gedenken?"

„Zu welchem Zweck wir hierher gekommen sind?" wiederholte der Mann im Tone höhnischer Verwunderung.

„Ja," sagte Frau v. Krewzow, und dann fuhr sie, die Frau anblickend, hastig fort, weil sie fühlte, daß eine Ohnmacht ihre Sinne zu überschatten begann: „Warum kamen Sie hierher? Sie mußten wissen, daß für uns Beide kein Platz unter einem Dache sein kann, wenn das, was ich hörte, wahr ist — wenn es wahr ist. Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich zur Anerkennung der Wahrheit Ihrer Geschichte nicht verstehen kann — daß ich Ihre Angaben — mit Verachtung — bestreite!"

Die Stimme versagte ihr, vor ihren Augen ward es Nacht, ein Tosen wie von brausend stürzenden Wassermassen erfüllte ihr Gehirn, und dann verlor sie die Besinnung. Sie schwankte und wäre hart auf den Fußboden gestürzt, wenn der Mann, von einem natürlichen Antrieb geleitet, sie nicht in seinen kräftigen Armen aufgefangen

und auf das Sopha niedergelaſſen hätte. Die kleine Frau ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, eilte herzu und beugte ſich über die Lebloſe.

„Zieh' die Glocke — ſchaffe Waſſer herbei — hole ihr Kammermädchen!" rief ſie in fliegender Haſt.

Der Angeredete aber blieb, halb erſchrocken und halb trotzig, ruhig auf ſeinem Platze ſtehen und ſah der Ohnmächtigen in das bleiche Antlitz.

„Nur immer ruhig, Tantchen," ſagte er, „das wird bald vorübergehen. Das dauert bei Der nicht lange. Aber ſiehſt Du wohl? Es iſt ihr doch näher gegangen, als ſie uns zeigen wollte."

„Zieh' die Glocke, ſag' ich Dir! Zieh' die Glocke!" wiederholte die Tante heftig.

Peter, der Bediente, hatte das laute Geſchrei der fremden Frau und auch das krachende Fallen des ſchweren Stuhles gehört, den der Mann bei ſeinem Herzuſpringen umgeſtoßen hatte, und erſchien nun mit dem Kammermädchen und dem alten Haushofmeiſter auf dem Schauplatze. Die Tante, vorher ſo furchtſam und bebend, übernahm ſofort, als ob ſich das ganz von ſelbſt verſtünde, alle Anordnungen.

„Helfen Sie mir, ihr den Kopf niedriger legen," ſagte ſie zu dem Mädchen. „Nehmen Sie das Kiſſen dort fort. So. Und nun Waſſer, aber bitte, recht ſchnell!"

Peter rannte davon und erſchien gleich darauf wieder mit dem Gewünſchten.

„Und nun bitte ich, uns mit Frau v. Krewzow allein zu laſſen. Nur das Mädchen bleibt hier."

Digitized by Google

Die Männer verließen das Zimmer. Auf der Schwelle wendete sich Albert, der Neffe, noch einmal zurück und sagte mürrisch: „Halte Dich nicht unnütz auf, Tante; Weichherzigkeit ist hier nicht angebracht — vergiß nicht, weßwegen wir gekommen sind.“

Die kleine Frau fuhr empor; aus ihren verweinten Augen leuchtete zornige Entrüstung.

„Hinaus! Auf der Stelle!“ rief sie, zwei Schritte auf den Mann zugehend und mit dem Fuße stampfend. „Du bist der Urheber all' dieses Unglücks! Hinaus!“

Albert Hartmann war so vollständig überrascht, daß er ohne ein Wort der Erwiederung das Gemach verließ. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß seine arme kleine Tante, die von jeher für ein schwachherziges, furchtsames und gedrücktes Geschöpf gegolten hatte, und die auch demgemäß von der Familie behandelt worden war, sich zu solcher Energie emporraffen könnte. Sie hatte lange Jahre fern von ihren Verwandten in einem entlegenen Orte zugebracht, und nur eine ganz außerordentliche Veranlassung hatte sie bewogen, aus ihrer ruhigen und harmlosen Verborgenheit hervorzukommen.

Hartmann fand sich draußen in der weiten Vorhalle allein; es kostete ihn ordentlich Mühe, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Er setzte den Hut auf, steckte die Hände in die Taschen seines Ueberziehers und begann, umherschlendernd, die an den Wänden hängenden alten Bilder zu betrachten.

Während er sich auf diese Weise zu unterhalten suchte, kamen Friedrich und Valeska herein. Die Geschwister

muſterten den trotz ſeines eleganten Anzuges nicht beſonders fein ausſehenden fremden Mann, der mit dem Hute auf dem Kopfe hier im Schloſſe herumlief, mit unverhohlenem Erſtaunen, welches ſich noch erhöhte, als derſelbe vor ihnen ſtehen blieb und ſie ebenfalls anſtarrte; aber nur einen Augenblick, dann ſchien er ſich der Anforderungen der Schicklichkeit bewußt zu werden, vielleicht war es auch Valeska's friſche, junge Schönheit, die ihn bewegte, kurz, er zog den Hut ab und machte dem Fräulein eine leichte, verlegene Verbeugung. Die Geſchwiſter, die ſoeben aus dem Park kamen und von dem, was ſich im Hauſe zugetragen, nichts wußten, traten bei Seite und führten eine kurze, leiſe Beſprechung, die damit endete, daß Friedrich ſich abwendete und dem Hintergrund der Vorhalle zuſchritt.

„Nun gut, ſo frage ich ihn," ſagte das junge Mädchen, und noch ehe Hartmann ihre Abſicht begriffen hatte, war ſie dicht vor ihn hingetreten.

„Wünſchten Sie unſere Mutter zu ſprechen?" fragte ſie mit einem lieblichen Kindeslächeln auf dem roſigen Geſicht, indem ſie ihm klar in's Auge ſchaute. „Dann möchte ich Sie bitten, mit meinem Bruder oder mir vorlieb zu nehmen; die Mutter iſt noch nicht wieder ganz wohl, ſie war durch unſeres Vaters Tod gar zu ſehr angegriffen. Iſt's vielleicht etwas, das Sie mir ſagen könnten?"

Etwas, das er ihr ſagen könnte? — Albert Hartmann war keineswegs eine feinfühlige Natur, aber bei dieſen Worten des ſchönen, reinen Mädchens durchrieſelte ihn eine

Digitized by Google

Empfindung, welche wenigſtens bewies, daß ihm Menſchlichkeit nicht gänzlich fremd war. In plötzlicher, unwillkürlicher, aber tiefer Erregung trat er einige Schritte zurück. Valeska aber, die nicht das Mindeſte wußte oder ahnte, ſuchte auch für dieſes ſeltſame Benehmen des Fremden zunächſt noch keine Erklärung, allein ehe ſie ihre Frage wiederholen konnte, kam Peter, der Bediente, herbeigelaufen, um ihr mit jenem Eifer, der Leute von ſeiner Art ſtets zu erfüllen pflegt, wenn ſie üble Botſchaften ausrichten können, das Vorgefallene mitzutheilen.

„Ach, mein Gott, gnädiges Fräulein!“ rief der junge Menſch, indem er ſeine großen Hände ſchallend zuſammenſchlug. „Die gnädige Frau ſind ſehr ſchlecht, ſie ſind vorhin im blauen Zimmer ohnmächtig geworden und liegen wie todt!“

„Meine Mutter — ohnmächtig?“

Und den Fremden gänzlich vergeſſend eilte die erſchrockene junge Dame nach dem bezeichneten Zimmer.

Hartmann ſtand wie bezaubert und ſchaute ihr nach. Er war noch ein junger Mann; der Anblick des ſchönen Mädchens, die freundliche Höflichkeit deſſelben gegenüber dem noch unerkannten Feinde, der Schimmer ihres klaren, tiefen Auges und ihre kindlich vertrauende Frage hatten in ihm einen Sturm von Gefühlen wachgerufen, die ihm bisher völlig fremd geweſen waren. Trotz ſeiner kalten Eigenſucht und ſeines rohen Gemüthes hatte er, wie er jetzt nicht ohne dumpfe Verwunderung wahrnahm, auch ein Herz, welches das Blut heiß durch ſeine Adern zu jagen verſtand.

Aus dieſer Verſunkenheit weckte ihn Friedrich's Stimme.

„Darf ich fragen, was Sie hierher nach Krewzow geführt hat? Suchen oder erwarten Sie hier Jemand?“ fragte der Fähnrich, nicht ohne einen gewiſſen hochmüthigen Anflug in ſeiner Ausdrucksweiſe.

„Ja,“ antwortete der Andere kurz und rauh.

„O, Sie erwarten alſo Jemand,“ ſagte der Fähnrich, durch dieſe kurze Abfertigung ein wenig aus der Faſſung gebracht, und da er nicht ſogleich einen neuen Anknüpfungspunkt fand und ſich auch keine Rechenſchaft über ſeinen inſtinktiven Widerwillen und Argwohn gegen den Fremden zu geben vermochte, überließ er demſelben das Feld und zog ſich in das am Ende der Vorhalle liegende große Bibliothek- und Jagdzimmer zurück.

Hartmann ſah ihm nach, ein höhniſches Lächeln auf dem Geſicht. Der junge Mann war ihm weder ein Gegenſtand der Furcht, noch der Theilnahme, ſondern lediglich ein Inhaber des Ranges und des Reichthums, den er ſelber an ſich zu reißen hoffte. Aber das Mädchen! Ah! Er athmete tief auf und eine dunkle Röthe ſchoß ihm in die Wangen. Ein ganz neuer Gedanke war ihm blitzartig durch die Seele gefahren. —

Frau v. Krewzow hatte ihre Ohnmacht bereits überwunden, als Valeska hereingeſtürzt kam und, die vor dem Sopha ſtehende kleine, fremde Frau bei Seite ſchiebend, ſich angſtvoll über ihre Mutter beugte.

„Was iſt geſchehen, Marie? Warum hat man mich nicht gerufen?“

Marie, das Kammermädchen, öffnete den Mund zu einer

Digitized by Google

Erwiederung, in demſelben Augenblick aber vernahm Valeska zu ihrem Erſtaunen eine ganz fremde Stimme: „Fragen Sie nicht, o fragen Sie nicht! Mein armes, armes, liebes Kind!“

Die Sprecherin war die Fremde, die das junge Mädchen in der Aufregung gar nicht beachtet, ja gar nicht geſehen hatte. Jetzt ſah Valeska zwei thränenvolle, ganz verweinte Augen auf ſich gerichtet, die ſie mit faſt flehender Zärtlichkeit und mit innigſtem Mitleid anblickten. Noch hatte ſie ſich von ihrem Erſtaunen, in ſolchem Augenblick eine ganz fremde Perſon an der Seite ihrer Mutter zu ſehen, nicht erholt, als Frau v. Krewzow die Augen aufſchlug und die Hand nach ihr ausſtreckte. Sie wollte die Hand der Mutter ergreifen und dieſelbe mit Küſſen bedecken, ſah dies Vorhaben aber zu ihrem Schrecken vereitelt, denn Frau v. Krewzow ergriff die Falten ihres Kleides, zog ſie zu ſich heran und drehte ſich dann der Fremden zu. Verwundert ſchaute Valeska hinab in ihrer Mutter Antlitz und gewahrte nun, daß die Blicke derſelben mit einem ſeltſamen, ſtieren, entſetzensvollen Ausdruck auf die fremde Frau gerichtet waren.

„Sehen Sie her,“ ſagte die Wittwe mit hohler, ganz veränderter Stimme. „Sehen Sie dieſes unſchuldige Kind!“

Die Fremde brach in einen Strom von Thränen aus.

Frau v. Krewzow aber erhob ſich langſam von dem Sopha; ſie war todtenbleich.

„Laß mich mit dieſer Dame allein, Valeska,“ ſagte ſie in kaltem, befehlendem Ton. „Geh' hinaus, Marie! Geht, geht!“

„Schicke mich nicht fort, Mama!“ bat die Tochter mit bangem Herzen. „Laß mich bei Dir bleiben!“

Statt aller Antwort deutete die Mutter mit herriſcher Geberde nach dem Ausgang. Das junge Mädchen ging betroffen. Die Edelfrau ſchleppte ſich wankenden Schrittes zur Thür und drehte den Schlüſſel im Schloſſe um.

3.

Valeska hatte zuerſt die Abſicht gehabt, in der Vorhalle auf ihre Mutter zu warten, aber bei dem Anblick des hier herumſchlendernden fremden Mannes gab ſie dieſe Abſicht auf. Die Anweſenheit deſſelben verhinderte auch die Dienerſchaft, an der Thür des blauen Zimmers zu horchen, obgleich ein ſolches Bemühen vergeblich geweſen wäre, da die beiden Frauen dort drinnen ſo leiſe verhandelten, daß kein Wort hörbar werden konnte.

Valeska ſuchte ihren Bruder im Bibliothekzimmer auf. Sie wußte nicht, vor was ſie ſich zu fürchten hatte, allein ſie bebte wie in innerlichem Froſt.

„Die Mutter ſah ſo merkwürdig aus,“ erzählte ſie, „gar nicht wie ſonſt. Und eine fremde Dame iſt bei ihr, ein ganz ſonderbares, komiſches, kleines Frauchen — nein, komiſch nicht, Du mußt nicht lachen, Friedrich — ganz das Gegentheil von komiſch; ſie hat ein ganz rothgeweintes Geſicht. Ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll.“

„Nichts, Wally, gar nichts ſollſt Du Dir denken,“ entgegnete Friedrich ſcherzend. „Mädels dürfen überhaupt nicht zuviel denken. Die Mutter wird Dir ſchon erzählen, was Du zu wiſſen brauchſt; mir wenigſtens ſagt ſie es

ganz gewiß, wenn es sich um eine Sache von Wichtigkeit handelt."

Und der junge Mann schrieb ruhig an seinem angefangenen Briefe weiter.

Valeska aber ging unruhig von den Büchern zum Fenster und wieder zurück. Die Erregung der Mutter hatte in geheimnißvoller, unerklärlicher Weise auch das Nervensystem der Tochter in Mitleidenschaft gezogen. Ja, das gesammte Hauspersonal fühlte sich in einen Strudel von Verwunderung und unbezwinglicher Neugierde hineingerissen. Die Diener und Mädchen unternahmen, anscheinend ihren häuslichen Verpflichtungen folgend, unaufhörlich Gänge durch die Vorhalle, um den fremden Mann daselbst umherlaufen zu sehen, der, wiederum den Hut auf dem Kopfe und die Hände in den Taschen, immer von Neuem die Bilder, die Jagdtrophäen und die alten Waffenstücke an den Wänden musterte. Allgemeiner Schrecken aber verbreitete sich, als derselbe endlich mit starken Schritten auf die Thür des blauen Zimmers zuging und laut und kräftig anpochte.

Niemand antwortete ihm. Er wartete ungefähr fünf Minuten und dann pochte er noch einmal.

Inzwischen hatte die Dienerschaft den alten Hölzermann herbeigeholt. Derselbe erschien mit einer so erhabenen Würde auf dem Schauplatze, daß Hartmann den Hut abnahm und einige Schritte zurücktrat. Er hielt ihn noch immer für einen ehrwürdigen, geistlichen Freund der Familie. Die Worte des alten Kammerdieners aber machten dieser Täuschung ein Ende.

Digitized by Google

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," ſagte Hölzermann, „in dieſem Zimmer befindet ſich Frau v. Krewzow, meine gnädige Herrin, und ich darf nicht zugeben, daß man dieſelbe ſtört."

„Warten Sie, bis man Sie fragt!" entgegnete Hartmann barſch und zugleich klopfte er zum dritten Mal an die Thür, lauter und andauernder als zuvor.

Jetzt ließ man ihn nicht länger warten. Die Thür öffnete ſich langſam, und Frau v. Krewzow erſchien auf der Schwelle. An ihrem Arme hing die kleine fremde Dame mit den verweinten Augen.

„Wir haben Sie länger ſich ſelbſt überlaſſen müſſen, als dies anfänglich unſere Abſicht war," ſagte ſie mit einer Ruhe, die alle Hörer unheimlich berührte. „Ich bitte Sie um Entſchuldigung, es wurde mir ſchwer, den Anfall zu überwinden. Hölzermann, ſchicken Sie, bitte, einen Wagen nach dem Bahnhofe, um Frau v. Krewzow's Gepäck abzuholen; hier iſt der Gepäckſchein. Und Marie ſoll die Zimmer im weſtlichen Flügel in Ordnung bringen."

Dann wendete ſie ſich zu ihrer Begleiterin. „Dieſe Begegnung hat uns Beide mehr angegriffen, als wir glaubten," ſagte ſie; „Sie würden gewiß gut thun, ſich vor Tiſche noch ein wenig auszuruhen."

„O ja, gewiß; wie Sie meinen," ſtammelte die kleine Frau, die ſich hinter der Schulter der Schloßherrin halb verſteckt hielt und angſtvolle Blicke auf ihren Neffen richtete.

Hartmann ſchaute ganz verdutzt darein; bald ſah er die eine und bald die andere der Frauen an.

„Man hat ſich hier alſo ſchon geeinigt, wie es ſcheint,“ ſagte er langſam.

„Jawohl,“ entgegnete Frau v. Krewzow, indem ſie ihm voll und feſt in's Auge blickte.

Auf den Zügen des Mannes malte ſich Erſtaunen und Zorn.

„So,“ ſagte er nur.

Dann trat er einen Schritt vor und ergriff die Tante am Arm.

„Das iſt wider die Abrede, Du! Verſtehſt Du mich? Bilde Dir nicht ein, daß Ihr mich hier einfach bei Seite ſchieben könnt! Ich habe auch ein Wort mitzureden, und ich rathe Dir, das nicht zu vergeſſen!“

„O Albert — ich bitte Dich!“ flehte die kleine Frau.

„Die Dame ſteht unter meinem Schutz,“ ſagte Frau v. Krewzow. „Ich muß Sie erſuchen, derſelben nicht zu nahe zu treten. Sie gehört zu unſerer Familie.“

„Oho! Unter Ihrem Schutz alſo? Unter Ihrem Schutz? Haha!“ rief Hartmann mit lautem und ſo höhniſchem Gelächter, daß das bleiche Antlitz der Edelfrau ſich mit der Purpurgluth des Zornes färbte. „Da bin ich denn doch neugierig, zu erfahren,“ fuhr er fort, welche Stellung Sie ihr in Ihrer Familie einzuräumen gedenken.“

Frau v. Krewzow zögerte einen Augenblick, wie um einen Ausweg zu finden; dann antwortete ſie mit feſter Stimme: „Die Dame iſt meine Schwägerin. Ich entnahm das ihren Mittheilungen, an deren Richtigkeit und Wahrheit ich nicht zweifle. Eines oder das Andere iſt, im Intereſſe aller Betheiligten, allerdings noch näher feſt-

zustellen, und da Sie mit der Sache theilweise vertraut zu sein scheinen, Herr — Herr Hartmann, nicht wahr? — so würde uns Ihre Hilfe angenehm sein."

„Also ihre Schwägerin bist Du? Ei, sieh 'mal!" sagte Hartmann, indem er die Tante in stummer Wuth anstierte. Dann ergriff er die arme Frau an der Schulter und schüttelte sie heftig. „Das ist ja ganz niedlich abgekartet. Dann war die ganze Sache wohl ein Irrthum, wie?"

„Ach, Albert," weinte sie, „laß mich, ich bitte Dich! Sei mir nicht böse, bester Albert. Ja, es war — es war ein Irrthum!"

„Du lügst!" knirschte er durch die zusammengebissenen Zähne und schüttelte sie von Neuem.

Frau v. Krewzow erhob in tiefer Entrüstung ihren Arm und stieß ihn zurück.

„Unterstehen Sie sich noch einmal, die Dame anzurühren!" sagte sie mit zornbebender Stimme. „Wir sind nicht so schutzlos, wie Sie zu glauben scheinen. Es kostet mich ein Wort, und meine Leute werfen Sie vor die Thür!"

„Mich? Mich? Sie wollen —? Sie —?"

Noch ehe er aber seiner Wuth Worte verleihen konnte kam ein leichter, eiliger Schritt von der Thür des Bibliothekzimmers heran, und Valeska stand vor ihm, bleich, erschrocken und mit aufgehobener Hand, als wollte sie seine Worte — was auch immer er zu sagen haben mochte — zurückhalten. Und wie von einem Zauberstab berührt, trat der Mann zur Seite und schwieg. Sein Auge senkte sich vor dem hellen, unschuldigen, unwilligen Blick des jungen Mädchens.

Digitized by Google

Frau v. Krewzow benutzte die Pause, um ihren Schützling hinwegzuführen.

„Sie haben sich eines Irrthums schuldig gemacht, der leicht die schrecklichsten Folgen hätte haben können," sagte sie noch zu dem eingeschüchterten Manne. „Ich hoffe aber, daß wir, mit des Himmels Hilfe, das Rechte gefunden haben."

Die Zeugen der Scene standen sprachlos und schauten ihr nach, wie sie durch die Halle und dann den weiten Gang hinabschritt, der zum Wohnzimmer der Familie führte. Der marmorgepflasterte Gang war mit einem rothen Teppich belegt und endigte vor einem hohen Fenster. Die Gestalten der beiden Frauen hoben sich scharf von dem hereinfallenden Lichte ab; die der Schloßherrin hoch aufgerichtet und voll elastischer Kraft, an ihrem Arme die Andere, hoffnungslos und gebeugt, wie ein Bündel schleppender Kleidungsstücke.

Als sie verschwunden waren wendete Hartmann sich um, und sein Blick begegnete Valeska's rathlos, erstaunt und fragend auf ihn gerichteten Augen. Der Unwille von vorhin war aus denselben verschwunden; das junge Mädchen schien sogar ein beruhigendes, aufklärendes Wort von ihm zu erwarten. Beruhigung von ihm, von dem Feinde des Hauses! Er fühlte sich beschämt, niedergedrückt. Verlegen zog er den Hut, den er bis jetzt auf dem Kopfe gehabt hatte, und sagte: „Ich habe hier nichts mehr zu suchen, wie es scheint; die Damen werden die Sache wohl unter sich abmachen. Sie sollen mich aber nicht allzu schlecht behandeln, sonst —"

„Meine Mutter kann nimmermehr beabsichtigt haben,

sich ungastfreundlich gegen Sie zu erweisen," entgegnete Valeska ruhig. „Es muß hier ein Mißverständniß obwalten; auch ist sie unwohl und durch irgend etwas sehr erregt. Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, ich werde meinen Bruder herbeirufen."

Damit lief sie eilfertig durch die Halle und dann durch das Bibliothekzimmer, in welchem Friedrich mit einem Buche am Fenster stand. Ohne auf seine Frage, weshalb sie es so eilig habe, zu antworten, ging sie schnellen Schrittes an ihm vorüber und hinaus auf die Terrasse. Hier huschte sie bis vor die Fenster des Wohnzimmers, die sie aber geschlossen fand.

„Mutter! Mutter!" rief sie leise.

Sie fühlte, daß sich etwas Schweres ereignet haben mußte, und ihr Herz war voll von ängstlicher Erwartung. Da hörte sie die Stimme ihrer Mutter im Zimmer, leise, leidenschaftlich und mit einem Ausdruck, wie sie ihn noch nie vernommen. Sie lauschte mit hochklopfendem Herzen.

„Ich selber komme hierbei gar nicht in Betracht," sagte Frau v. Krewzow. „Und wenn das Schwerste über mich kommt, ich werde es zu ertragen wissen. Aber ich habe Kinder, und um von diesen Schmach und Schande abzuwenden, bin ich zu Allem fähig, zu Allem! Meinen Kindern zu Liebe würde ich mein Leben, meine Seligkeit opfern!"

„O, Beste, sprechen Sie nicht so!" flehte die andere Stimme.

„So wahr Gott lebt! Mein zeitliches und mein ewiges Wohl gäbe ich mit Freuden für das Glück meiner Kinder

hin. Und Ihnen wäre es so leicht, ihnen das Fürchterliche zu ersparen!“

Valeska stand einen Augenblick tief erschrocken, dann schlich sie zurück. Sie mochte ihrer Mutter nicht vor die Augen treten, nachdem sie diese Worte gehört hatte. Was konnte das bedeuten? Sie ging auf einem Umwege zurück in die Halle, wo der fremde Mann noch immer wartete. Und dieser Mann wußte, um was es sich handelte, er würde ihr wahrscheinlich die Auskunft nicht verweigern, wenn sie sich entschließen könnte, ihn darum zu fragen. Aber es war ihrer Mutter Geheimniß, und deshalb durfte auch nur von dieser allein die Enthüllung kommen.

Sie näherte sich dem Fremden furchtsam, da sie nicht wußte, was sie ihm sagen sollte, und ohne zu ahnen, daß sie in ihrer erröthenden Verwirrung einen tiefen Eindruck auf das Herz des Mannes hervorbrachte.

„Es thut mir recht leid, daß Sie wieder mit mir vorlieb nehmen müssen,“ sagte sie. „Die Andern sind alle so beschäftigt. Sie sind ein Verwandter der Dame, die bei meiner Mutter ist, nicht wahr?“

„Ich bin ihr Neffe; Gutspächter Albert Hartmann.“

„Ist die Dame mit uns verwandt?“

Er sah sie mit einem Blicke an, den sie nicht verstand, und während er dies that, übte ihre liebreizende, unschuldige Erscheinung wieder ihre ganze, unwiderstehliche Macht über ihn aus. Er konnte ihr nicht die Wahrheit sagen, um keinen Preis der Welt.

„Ihre Mutter sagte so, wenn ich nicht irre,“ antwortete er kaum verständlich.

Er war ein noch junger und keineswegs häßlicher Mann — Valeska hatte ihn allerdings darauf hin nicht angeſehen — und von ſeinem bisher zur Schau getragenen anmaßenden und rückſichtsloſen Weſen war in ihrer Gegenwart jede Spur verſchwunden. Sie wußte nicht, was ſie aus ihm machen ſollte. Sie glaubte geſehen zu haben, daß er ihrer Mutter ſchroff gegenüber getreten war — oder hatte ſie ſich geirrt? Sie hatte gehört, daß es zwiſchen ihm und der Mutter zu Worten gekommen war, die in dieſem Hauſe nicht hätten fallen dürfen, aber der Sinn dieſer Worte war ihr unverſtändlich geblieben. Bei ihrem Dazwiſchentreten hatte er ſich ſofort beherrſcht; dann hatte man ihn in augenſcheinlicher Zurückſetzung allein in der Halle ſtehen laſſen, und es ziemte ſich, daß nun ein Mitglied des Hauſes ſich ſeiner annahm. Selbſt wenn er im Unrecht war, durfte ihm, nach der Meinung des hochherz'gen jungen Mädchens, die Gaſtfreundſchaft des Hauſes Derer v. Krewzow nicht verſagt werden, und außerdem war er der Neffe einer Dame, die zu der Familie in verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand. Sie konnte ihrer Mutter jetzt nicht beiſtehen, wohl aber konnte ſie dem Beſuch gegenüber einen Theil der Pflichten übernehmen, die jene nicht verſäumt haben würde, wenn ſie in der Aufregung des Augenblickes ihre Gedanken auf dergleichen hätte richten können.

„Die Mutter iſt ſehr in Anſpruch genommen," begann ſie daher von Neuem in ihrer einfachen, kindlichen Weiſe, „auch mein Bruder ſcheint keine Minute Zeit übrig zu haben; da iſt nun Niemand als ich — vielleicht würde es

Sie zerſtreuen, wenn ich Ihnen unſern Park zeigte? Oder darf ich Ihnen eine Erfriſchung bringen laſſen? Ich möchte ſo gern, daß Sie ſich auch in Abweſenheit meiner Mutter hier wohl fühlten — und da Sie nun doch einmal ein Verwandter von der auch uns verwandten Dame ſind," fügte ſie mit ihrem friſchen Lächeln hinzu, „ſo darf ich mich wohl ohne Bedenken Ihrer annehmen, wenngleich wir einander heute zum erſten Male ſehen."

Die Wirkung, welche dieſe mädchenhafte Rede auf Albert Hartmann ausübte, iſt ſchwer zu beſchreiben. Er fühlte ſich im Tiefinnerſten ergriffen, ſo daß er ſich ſelber ganz unverſtändlich vorkam und den Zweck ſeiner Anweſenheit vollſtändig aus dem Gedächtniß verlor.

„Zu große Ehre für mich," ſagte er, indem er ſich tief verbeugte. „Ich würde das Glück nicht hoch genug zu ſchätzen wiſſen, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie wirklich ſo gütig ſein wollten, mich ein wenig in den berühmten Krewzower Park zu führen."

Er hatte die Hand auf das Herz gelegt, und man konnte es dem gerötheten Antlitz und dem bewegten Blicke des Mannes anſehen, daß er im Geiſte bedingungslos dem ſchönen Mädchen zu Füßen lag.

Gleich darauf ſchritt er neben der harmlos plaudernden jungen Dame durch den Garten, durch die Treibhäuſer und dann hinaus in den prächtigen Park. Sie führte ihn zu jedem ſchönen Punkte, und war angenehm berührt von dem hohen Intereſſe, mit welchem er ihren Reden und Erklärungen folgte, und von der aufrichtigen Bewunderung, die er den mannigfachen Naturſchönheiten des herrlichen

Beſitzes zollte. Sie wußte nicht, daß ſie ihn in ein traumhaftes Netz unausſprechlicher Empfindungen eingeſponnen hatte. Sie glaubte, ihrem Beſuch über eine Stunde langweiligen Wartens hinweg zu helfen und zugleich eine Lücke der Gaſtfreundſchaft auszufüllen, die ihre Mutter offen gelaſſen hatte. Sie ahnte nicht, daß der Mann an ihrer Seite jetzt den erſten Traum ſeines Lebens träumte.

Endlich war alles Sehenswerthe in Augenſchein genommen; ſie kehrten zum Schloſſe zurück, und als hier noch immer Niemand zu ſehen war, überkam Valeska die Verlegenheit, was nun weiter mit dem Gaſte anzufangen wäre. Sollte ſie ihn auffordern, zu Tiſche dazubleiben? Würde dies der Mutter willkommen ſein, oder dem Bruder? Da aber machte Hartmann ihrem heimlichen Kopfzerbrechen ein Ende.

„Mein gnädiges Fräulein," ſagte er mit einem ſeltſamen Gemiſch von Höflichkeit und brutalem Selbſtbewußtſein, dem man es anhören konnte, daß dem Sprecher die Formen der feinen Geſellſchaftsklaſſen durchaus ungewohnt waren, „Sie ſind ſehr freundlich und liebenswürdig gegen mich geweſen, und um Ihretwillen werde ich jetzt Krewzow verlaſſen. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß ich um Ihretwillen gegangen bin. Ich werde abwarten, ob ſie etwas von ſich hören laſſen wird. Wenn nicht, dann weiß ich, was ich zu thun habe. Ich bin ein anſtändiger Mann und nicht ſchlechter als andere Leute, aber um Ihretwillen, mein gnädiges Fräulein Valeska, will ich mich jetzt empfehlen."

„Das freut mich von Herzen," entgegnete Valeska,

Digitized by Google

aber sogleich fiel ihr ein, daß sie ihm damit eine unbeabsichtigte Unhöflichkeit gesagt hatte. Sie erröthete leicht und fuhr schnell fort: „Ich meine, daß es sehr gütig von Ihnen ist, gerade meinetwegen irgendwelche Rücksicht zu nehmen, aber meine Mutter würde es gewiß gern sehen, wenn Sie —“

„Sagen Sie ihr, daß ich bestimmt erwarte, von ihr etwas zu hören. Und meine Tante soll sich nur nicht täuschen; ich weiß, was ich weiß, und die Redensart von dem Irrthum verfängt nicht bei mir.“

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten den alten, barschen Ausdruck wieder angenommen. Bei dem Anblick des in ängstlicher Verlegenheit vor ihm stehenden Mädchens aber plötzlich wieder weich werdend, schloß er: „Aber um Ihretwillen, mein gnädiges Fräulein Valeska, will ich jetzt fortgehen.“

Damit legte er wiederum die Hand auf das Herz und verließ, nach einer tiefen Verbeugung vor der regungslos dastehenden jungen Dame, mit schnellen, schweren Schritten das Schloß.

4.

Die Stunde der Familientafel war fünf Uhr, und wie gewöhnlich versammelte man sich auch an diesem Tage im Speisesaal und setzte sich zu Tische, Friedrich und Valeska und auch die beiden jüngsten Kinder, Bertha und Alice. In den letzten Tagen, und erst gestern noch, war die Zeit des Mittagsmahles die angenehmste des ganzen Tages gewesen. Die Mutter, in ihrer endlich gewonnenen glückseligen Ruhe und inneren, zufriedenen Behaglichkeit, hatte

Digitized by Google

die Unterhaltung der Kinder angeregt, die Pläne derſelben gehört und die Zukunft mit ihnen beſprochen. Mit ſtiller Rührung war ſie den Gedanken derſelben gefolgt, dem Himmel dankbar in dem Bewußtſein, daß nun keine unvernünftige, verbiſſene Laune die erwachenden Hoffnungen mehr durchkreuzen und vernichten könne, daß das Geſchick der Kinder jetzt zum größten Theil in ihren eigenen, mütterlichen, liebenden Händen ruhe. Heute aber war Alles wieder ſo ganz anders. Friedrich merkte das ſogleich, als er ſich niederſetzte, und ganz erſtaunt ſchaute er ſeine wie ein Geiſt hereintretende Mutter an.

Frau v. Krewzow hatte mit derſelben Sorgfalt wie ſonſt ihre Toilette gemacht, Valeska glaubte ſogar noch einigen ganz beſonderen Aufwand zu bemerken, als ob jeder denkbare Unterſchied zwiſchen geſtern und heute auf das Peinlichſte hätte vermieden werden ſollen. Aber ſie war bleich wie eine Todte; jede Spur von lebenswarmer Färbung war aus ihrem Antlitz verſchwunden. Sogar die Lippen waren farblos, als ob das zum Herzen geſtrömte Blut nimmermehr zurückkehren könne. Ab und zu bewegte ein nervöſes Zucken ihre Finger, ſonſt aber verrieth nichts ihre innere Erregung.

Die ſo plötzlich erſchienene Verwandte kam nicht zu Tiſche, zur großen Erleichterung Valeskas, die dem Eintritt derſelben mit Scheu entgegengeſehen hatte. Friedrich hatte von all' den Begebenheiten des Tages keine rechte Ahnung, ſeine Unbefangenheit ſtand daher in ſchroffem Gegenſatz zu der gedrückten Stimmung, in welche ſich ſeine Schweſter durch das, was ſie wußte, verſetzt fühlte.

Digitized by Google

Die Empfindung, mit welcher Frau v. Krewzow ihren Platz am oberen Ende des Tisches einnahm, war eine dumpfe Betäubung; sie kam sich selber vor wie eine Schlafwandlerin. Eine Atmosphäre von Nebel schien sie zu umgeben, durch welche sie Valeska's ängstlich beobachtende Blicke auf sich gerichtet sah. Friedrich war, unbekümmert wie immer, mit seiner Suppe beschäftigt; ein Umstand, der dem gequälten Mutterherzen ein wenig neue Kraft verlieh. Sie hatte eine Aufgabe zu erfüllen, den Kindern eine Mittheilung zu machen. Die Gegenwart der Dienerschaft war ihr dabei nicht unwillkommen. Als Friedrich wiederum einen Blick über die Tafel hinweg auf das bleiche Gesicht seiner Mutter richtete und sie dabei leichthin fragte, was sie habe, da sie gar nicht mehr so frisch aussähe, wie heute Morgen, antwortete sie mit einem Lächeln, dem Valeska deutlich den schmerzlichen Zwang ansah.

„Ich habe mich zuviel mit alten, vergangenen Geschichten befaßt. Ich muß auch übrigens noch erzählen," fuhr sie fort, nachdem sie versucht hatte, durch ein Räuspern ihre Stimme fester zu machen, „was wir heute für einen Besuch erhalten haben. Die Dame, die Ihr vorhin wohl in der Halle gesehen habt, ist eine Verwandte von uns, die wahrscheinlich bei uns Wohnung nehmen wird — und zwar auf längere Zeit — voraussichtlich."

„Nette Aussicht!" sagte Friedrich. „Na, zum Glück bleibe ich nicht mehr lange hier. Ich habe alle Achtung vor unseren langweiligen Verwandten. Wo kommt denn das Unglückswurm hergeschneit?"

Digitized by Google

Valeska warf, um der Mutter beizuſtehen, dem jungen Manne einen verweiſenden Blick zu; Frau v. Krewzow aber fuhr nach einer kleinen Pauſe, in der ſie ſich gewaltſam zuſammengerafft hatte, mit demſelben Lächeln fort: „Es handelt ſich um eine Dame, mein Sohn, das wird Dir genügen, um unſerem Beſuch nach Gebühr zu begegnen. Die Dame iſt Eure Tante — die Wittwe Eures Onkels Sintram, der, wie ich höre, in Kaſan verſtorben iſt. Sie hat den größten Theil ihres Lebens in Rußland zugebracht.“

„Um ſo ſchlimmer,“ bemerkte der Fähnrich. „Aber Onkel Sintram, Mutter? Wer iſt denn Onkel Sintram? Ich erinnere mich wahrlich nicht, jemals von ſolch' einem Onkel gehört zu haben.“

Der alte Hölzermann, der als Majordomus das aufwartende Perſonal überwachte, war hinter des jungen Mannes Stuhl getreten. Nach einem ſchnellen Blick auf das bleiche, erſchöpfte Antlitz ſeiner Herrin, beugte er ſich hernieder und ſagte halblaut, die Augen unverwandt auf die Schloßfrau gerichtet: „Der Onkel Sintram, Herr Friedrich, das war ja der Stiefbruder Ihres ſeligen Herrn Vaters, der außer Landes ging, als Sie noch ein ganz kleines Kind waren.“

„Alſo ein ausländiſcher Stiefonkel,“ ſagte Friedrich gleichgiltig. „Nun, meinetwegen; mir ſoll's recht ſein.“

„Ich habe der Frau v. Krewzow die Zimmer im weſtlichen Flügel zur Verfügung geſtellt und ſie zum Bleiben aufgefordert, wie dies meine Pflicht war —“ ein leichtes Fröſteln durchſchauerte die Wittwe bei dieſen Worten,

welches Valeska nicht entging. „Sie ist erst seit wenigen Wochen wieder in Deutschland, ungefähr seit — seit des Vaters Tode. Ich erwarte von Euch, daß Ihr derselben höflich und freundlich begegnet. Sie hat Verwandte, die nicht zu unserem Stande gehören, sie selber aber ist eine sehr — sehr gute Frau —“

„Eine sehr gute Frau!“ brummte Friedrich. „Nun weiß ich schon genug. Auf dieses Lob wird immer zurückgegriffen, wo sich absolut nichts Interessanteres sagen läßt. Meiner Erfahrung nach — aber Mutter, was ist denn? Bist Du böse auf mich?“

„Noch ein einziges achtungswidriges Wort gegen unsere Verwandte, und ich verlasse augenblicklich den Tisch!“ rief Frau v. Krewzow in leidenschaftlichem Zorn. „Wenn ich denken müßte, daß meine Kinder in meinem Hause ihr die Behandlung versagten, die sie verdient —“

„Aber mein Gott —“ sagte Friedrich leise, indem er seine Schwester verwundert ansah. Valeska aber saß zitternd und bebend, und schaute unverwandt auf ihren Teller. Nie vorher hatte sie an ihrer Mutter eine solche Gereiztheit wahrgenommen. Es war ihr, als sei plötzlich die alte, traurige Zeit zurückgekehrt, in welcher die bösartigen Launen des Vaters wie ein ertödtender Mehlthau auf allem Denken und Thun der Familie gelastet hatten. Schmerz und Scham erfüllten ihr Herz; an der Tafel aber herrschte ein drückendes Schweigen. Diese plötzlich eingetretene Stille schien die Schloßherrin noch heftiger zu erregen, als die Bemerkungen des Sohnes gethan.

„Es scheint, als ob Ihr die Sprache verloren hättet,“

sagte sie bitter. „Wenn dies die Folge meiner so geringfügigen Anforderung an Euren Gehorsam sein soll, meiner Bitte, gegen eine — nahe Verwandte freundlich und höflich zu sein, so ist dies ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft. Wenn Ihr meiner Darlegung nicht Glauben schenken wollt, wenn Ihr erst noch Beweise verlangt —"

„Mutter!" rief Friedrich laut und bestürzt. „Mutter, um Gottes willen, was redest Du da! Beweise?"

„Jawohl, Beweise! Kann ich Dein Widerreden anders verstehen, als Andeutungen Deines Zweifels an der Wahrheit —"

„Mutter! Mutter! Du ängstigst mich! Für wen hältst Du mich?"

„Es ist gut. Spare Deine Worte. Zeige mir durch die That, daß Du mich lieb hast."

Sie sagte dies mit fieberischer Hast und dann lehnte sie sich in ihren Sessel zurück.

Die Diener schlichen auf den Zehen um die Tafel und mit dem beklemmenden Bewußtsein, Zeugen einer unerquicklichen Familienscene sein zu müssen. Sie verstanden die Herrin ebenso wenig, wie Friedrich und Valeska dies vermochten, und warfen einander kopfschüttelnd erstaunte Blicke zu.

Nach Beendigung der Mahlzeit verließ Frau v. Krewzow den Speisesaal in solcher Eile, daß der alte Hölzermann kaum dazu kam, der Gebieterin die Flügelthüren zu öffnen. Sie war verschwunden, ehe Valeska sich, um ihr zu folgen, vom Tische erheben konnte. Das junge Mädchen sank in den Stuhl zurück, und die Geschwister schauten

Digitized by Google

einander rathlos, wenn auch mit verſchiedenen Empfindungen an.

„Was in aller Welt iſt denn mit der Mutter vorgegangen?“ ſagte Friedrich. „Iſt ſie vielleicht krank? So habe ich ſie ja in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen. Wally, Du mußt's doch wiſſen.“

„Ich fürchte, die Mutter iſt krank,“ entgegnete die Schweſter, ſich die Thränen von den Wangen trocknend.

„Dann muß der Doktor geholt werden,“ entſchied der junge Mann. „Und Du mußt ſie überreden, daß ſie zu Bett geht und irgend etwas einnimmt. Sie hat ſich zuviel unnütze Arbeit und Sorgen gemacht. Du hätteſt ihr auch Manches abnehmen können.“

„Vielleicht,“ ſagte Valeska. „Wenn Du dies für die Urſache hältſt —“

„Natürlich, was ſonſt?“ ſagte Friedrich, froh, daß er Jemand verantwortlich machen konnte. „Du haſt ſie die ganze Laſt allein tragen laſſen. Denke doch, das Briefſchreiben und die anderen Geſchichten, und das Durchſehen der Bücher, und die Rechnungen, und was ſonſt noch Alles dazu kam, da hätteſt Du ihr doch in mancherlei Weiſe zur Hand gehen können.“

„Vielleicht,“ wiederholte Valeska. „Jetzt aber will ich gehen und ſehen, ob ich ihr helfen kann.“

Damit eilte ſie hinweg. So jung und harmlos ſie auch noch war, ſo hatte ſie dennoch ſchon erfahren, was jede Frau früher oder ſpäter erkennen lernt, daß eine derartig ausgeſprochene männliche Ueberzeugung über jeden Widerſpruch erhaben iſt.

Digitized by Google

Friedrich hatte die Frage in ſeiner Weiſe erledigt. Es genügte ihm, die Urſache des ungewöhnlichen Benehmens ſeiner Mutter entdeckt und als ein leicht zu beſeitigendes Uebel erkannt zu haben. Valeska's Herz aber war voll von banger Furcht. Sie wußte ſehr wohl, daß dem veränderten Weſen ihrer Mutter etwas Anderes zu Grunde lag, als das Schreiben von Briefen und das Durchſehen von Rechnungen. Sie gedachte der Worte derſelben, die ſie an dem Fenſter des Wohnzimmers erlauſcht: „Um von meinen Kindern Schmach und Schande abzuwenden, bin ich zu Allem fähig, zu Allem! Meinen Kindern zu Liebe würde ich mein Leben, meine Seligkeit opfern!“ Was konnte die Mutter zu dieſem Ausrufe veranlaßt haben?

Im Wohnzimmer war Niemand. Die Mutter mußte im weſtlichen Flügel, bei der neuen Tante ſein, und dorthin machte ſich auch Valeska auf den Weg. Im oberen Stock vor der Thür der Zimmerreihe angelangt, ſtieß ſie auf Marie, das Kammermädchen, welches ſoeben mit einem Theebrett voll Geſchirr aus den Gemächern kam.

„Iſt meine Mutter dort drinnen bei der Tante?“ fragte ſie.

„Das iſt alſo Ihre Tante, Fräulein Wally?“ entgegnete das Kammermädchen. „Nein, Frau v. Krewzow iſt in ihrem Schlafzimmer, aber die Fremde — Ihre Frau Tante iſt hier drinnen.“

Langſam machte ſich Valeska wieder auf den Rückweg. Ihr eigenes Zimmer ſtieß an das Schlafgemach der Mutter; Frau v. Krewzow liebte es, ihr Kind ſo nahe bei ſich zu wiſſen. Als Valeska ihr reizend ausgeſtattetes Gemach

betrat, fand sie zu ihrer Ueberraschung die Thür, welche in der Mutter Schlafzimmer führte und die sonst immer weit geöffnet war, fest verschlossen. Unwillkürlich stieß sie einen kleinen Schrei des Unwillens aus.

„Sie schließt mich aus? Mich!“ sagte sie zu sich selber.

Sie drückte auf die Klinke und fand, daß von innen der Riegel vorgeschoben war. Trotz ihrer großen Erregung versuchte sie nun, zu lauschen; sie hörte nichts.

Jetzt regte sich in ihr das ererbte heiße Blut.

„Mutter!“ rief sie, mit der geballten kleinen Hand heftig gegen die Thür schlagend. „Mach' auf! Ich bin's, Deine Tochter. Du darfst mich nicht ausschließen. Mach' auf! Ich gebe nicht eher Ruhe, bis Du mich eingelassen hast!“

Da that sich plötzlich die Thür weit auf, und auf der Schwelle erschien die Edelfrau, ernst und streng.

„Was soll das heißen, Valeska?“ rief sie kalt.

Die Tochter stand erschreckt, dann erhob sie bittend die Hände.

„O Mutter,“ flehte sie, „laß mich nicht so allein! Ich vergehe vor Angst, wenn ich nicht wissen soll, was Dich drückt und quält. Schließe Dich nicht so ab, wenigstens vor mir nicht, vor mir nicht. Wenn Du auch sonst Keinem etwas mittheilen magst und kannst, so mußt Du doch mir, Deiner erwachsenen Tochter, Alles sagen, was Dir Schmerz und Kummer macht.“

Frau v. Krewzow rang mit fast übermenschlicher Kraft nach Selbstbeherrschung. Ein wilder Kampf durchtobte

ihre Seele. Es zuckte ihr in den Armen, ihre Tochter, die ganze Welt weit von ſich zu ſtoßen — dann aber drang des Mädchens angſtvolles Flehen ihr tief in das Herz. O, wenn das Kind es wüßte! Wer aber vermöchte es, die zerſtörende Brandfackel in dieſes ahnungsloſe, engelreine Gemüth zu ſchleudern? Derſelbe Gedanke, der jenen Mann, den Feind des Hauſes, ſo mächtig ergriffen und in Feſſeln geſchlagen hatte, überfluthete jetzt auch das Herz der Mutter.

„Wally," ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „mein gutes Kind, geh', laß mich allein. Ich habe Dir nichts anzuvertrauen. Was mich gegenwärtig beſchäftigt, geht nur mich allein an. Geh', Kind, ich bitte Dich! Laß mich noch ein wenig allein."

Ganz außer ſich warf das junge Mädchen ſich jetzt der Mutter zu Füßen und umfaßte deren Kniee.

„O Mutter!" rief ſie. „Ich weiß, daß Du leideſt, ich weiß, daß Du mir ein ſchweres Geheimniß verbirgſt. Laß mich's Dir tragen helfen. Vertraue mir, Deiner Tochter, die Du lieb haſt!"

Und ſie drückte ihre überſtrömenden Augen in die ſchweren Falten des mütterlichen Trauergewandes.

Frau v. Krewzow neigte ſich über ihr ſchmerzdurchbebtes Kind.

„Still, Wally," ſagte ſie leiſe; „ſtill, Kind; beruhige Dich. Höre mir zu. Es handelt ſich um Deinen Vater; ſein iſt das Geheimniß, nicht mein und nicht Dein. Nun ſei ſtill und frage mich nicht mehr."

Valeska erhob ſich. Mutter und Tochter ſchauten ein-

2753364

ander lange und ſchweigend in die Augen. Die wenigen Worte hatten gewirkt. Dann legte das Mädchen die Arme um der Mutter Hals und drückte das Geſicht an deren Bruſt.

„Iſt es ſehr ſchlimm?“ fragte ſie erſchauernd mit leiſer, bebender Stimme.

„Sehr ſchlimm,“ antwortete die arme Frau und preßte ihr Kind feſt an das gequälte Herz. — O, wenn das Kind Alles wüßte! Aber das ſollte nimmer geſchehen, nimmer, und koſtete es ihr eigenes Leben, ihr Seelenheil. —

Dann verließ Wally beruhigt das Gemach. Es handelte ſich alſo ſchließlich nur um ein Geheimniß des verſtorbenen Vaters, und was dies auch ſein mochte, es konnte gar nicht in Betracht kommen gegenüber der Möglichkeit, daß die lichte Erſcheinung der Mutter eine Verdunkelung, wenn auch nur die leichteſte, hätte erleiden können.

Frau v. Krewzow aber verſchloß ihre Thür, leiſe, daß Niemand es hörte. Sie zog die ſchweren Vorhänge vor den Fenſtern ſorgfältig und dicht zuſammen, damit kein Auge hereinſchaue, und dann überließ ſie ſich einem Schmerzensausbruch, der keine Grenzen kannte. Gab es denn irgend auf der Welt ein Leid, das dem ihren gleichkam? Sie riß das Miniaturbild des todten Gatten aus dem goldenen Rahmen, ſie ſchleuderte es zur Erde und zermalmte es unter dem Tritt ihres Fußes. Wilde Verwünſchungen entrangen ſich ihren zuckenden Lippen. Hatte er ihr die Schande doch angethan in gleichgiltigſter Frivolität, in grauſamſter Rückſichtsloſigkeit, war er doch im

Bewußtsein dieser That gestorben, Angesichts der sein Lager umstehenden Kinder! In ihres Herzens Bitterkeit rief sie den Zorn des Höchsten auf des Elenden Haupt, dann warf sie sich auf das Lager und ihr krampfhaftes Schluchzen erstarb in den vor das Antlitz gedrückten Kissen.

5.

Am nächsten Tage kam das Leben auf Krewzow dem äußeren Anschein nach wieder in das gewöhnliche Geleise. Die kleine Frau, deren Erscheinen so große Noth und Verwirrung hervorgerufen hatte, begann in stiller Weise mit den Bewohnern des Schlosses zu verkehren und wurde von den kleineren Kindern auch ohne Weiteres als Tante Sintram anerkannt. Ihr Benehmen hatte etwas außerordentlich Schüchternes, Zögerndes und Unselbstständiges; sie war glücklich, wenn sie den Winken und Vorschlägen Anderer folgen durfte, und selbst die Rathschläge der kleinen, siebenjährigen Bertha nahm sie mit gerührter Dankbarkeit entgegen. Auch Tante Sintram's Taufname war Bertha, und aus diesem Grunde fühlte die kleine Frau sich doppelt zu dem Kinde hingezogen, von dem sie sich bald willenlos herumschleppen und tyrannisiren ließ.

Aber auch Wally und ihr Bruder fanden sich mit dieser neuen Verwandtschaft sehr bald in der offen vertrauenden, arglosen Weise der Jugend ab. Sie dachten nicht an langes Fragen und Untersuchen, sie erkannten die Tante Sintram mit Gleichmuth und als eine selbstverständliche Thatsache an, und wenn ihnen ja noch etwas dunkel erschien, so fanden sie die Erklärung dafür sehr

Digitized by Google

bald in dem Umſtande, daß die Tante den größten Theil ihres Lebens in Abgeſchiedenheit und im Auslande zugebracht habe. War dies doch auch der Grund, weßwegen dieſelbe mit den Ueberlieferungen und den Familiengewohnheiten der ſchleſiſchen Linie der Krewzows gänzlich unbekannt geblieben; außerdem aber durfte man auch nicht überſehen, daß ſie ehemals „Eine aus dem Volke“ geweſen war.

Nach Ablauf von vierzehn Tagen hatte Tante Sintram die beſondere Gunſt jedes einzelnen Mitgliedes des Haushaltes erworben. Ihre Trübſeligkeit war einer kindlich heiteren Sorgloſigkeit gewichen, und da ſie auch nicht mehr weinte, hatte ihre Naſe die komiſche Röthe verloren, und ihre Augen waren nicht länger verſchwollen und entzündet. Man konnte nunmehr erkennen, daß ſie zu jenen Frauen gehörte, die, ohne jede eigentliche Schönheit, dennoch lediglich durch ihre Jugendfriſche, ihre blühenden Wangen und ihr Lächeln in ihren jungen Jahren die anmuthigſten Weſen ſind, und die auch, im Gegenſatz zu vielen einſtmals ſchönen Frauen, ſpäter niemals häßlich werden, ſondern, ſo lange Geſundheit und Humor andauern, ein angenehmes Aeußere behalten. Ihre jetzt klaren Augen blickten mild und freundlich, und wenn auch die dünnen Löckchen, die unter ihrer Haube hervorhingen, nicht beſonders hübſch waren, ſo hatten ſie doch etwas Alterthümliches, und das war immerhin auch etwas, wie Friedrich zuweilen mit großer Genugthuung erklärte. Bertha und Alice hatten von der Tante einfach und ſummariſch Beſitz ergriffen. Tagein, tagaus konnte man beobachten, wie ſie

Digitized by Google

dieſelbe, jede an einer Hand, im Park herumführten. Sie hießen ſie ſich in's Gras ſetzen, wo immer es ihnen geeignet erſchien, ſie bekränzten ſie mit Blumenketten oder warfen nach ihr mit Tannenzapfen, und wenn ſie ſich einmal von ihnen entfernte, dann riefen ſie ſie zurück, wie ſie nach einem Hündchen gerufen haben würden. Sie hielt die kleinen Handarbeitszeuge der Kinder in Ordnung, kleidete ihnen die Puppen an und war in ihrer Geſellſchaft ſo fröhlich, als ſei ſie ſelber noch ein Kind.

Die Herrin von Krewzow aber konnte ſich nicht ſo leicht in dieſe neue Lage der Dinge fügen. Es war ſeit jenem Tage eine große Veränderung in ihrem inneren und äußeren Weſen vorgegangen. Sie hatte bisher, trotz aller durchlebten Kümmerniſſe, noch immer für eine ſchöne Frau gelten können. Ihre Wangen waren rund und ihr Haar war ſo dunkelbraun geweſen, wie das ihrer Tochter Valeska. Jetzt aber war ſie in wenigen Wochen faſt grau geworden, ihre Wangen magerten ab, ihre Augen lagen tief und ihre Gemüthsſtimmung war reizbar und veränderlich. Zuweilen genügte ein einziges Wort, um ſie vollſtändig außer Faſſung zu bringen; zuweilen ſaß ſie Stunden lang auf einem Fleck, gebeugt und anſcheinend mit einer Arbeit beſchäftigt; ihre Finger aber regten ſich nicht, und das Nähgeräth auf ihrem Schoße war nur ein Vorwand, um ihrem Seelenſchmerze ungeſtört nachhängen zu können. Zu anderen Zeiten wiederum rieb ſie ſich auf in raſtloſer, fieberhafter Thätigkeit.

Die Kinder hatten auch dieſe Veränderung gar bald ſtillſchweigend hingenommen, nur Friedrich gab ab und zu,

Digitized by Google

wenn die Mutter nicht in der Nähe war, ſeinen Empfindungen dadurch Ausdruck, daß er mürriſch meinte, es ſei jetzt, weiß der Kukuk, gar nicht mehr gemüthlich zu Hauſe, und er freue ſich, nach beendetem Urlaub wieder in die Garniſon zurückkehren zu können. Valeska, die in keiner Garniſon Zuflucht ſuchen konnte und deren Pflichtgefühl ihr die Erwägung, ob es zu Hauſe gemüthlich ſei oder nicht, nicht geſtattete, redete kein Wort darüber, tief im Herzen aber grämte ſie ſich ſchmerzlich um die Leiden der armen Mutter. Dazu drückte ſie das Geheimniß jener erlauſchten Worte, und wenn ſie daran dachte, daß alles dieſes noch eine Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen Vaters ſei, dann wurde auch ihr junges Herz von bitteren Gefühlen gegen denſelben erfüllt.

Frau v. Krewzow vermied, ſo oft dies unauffällig zu bewerkſtelligen war, jedes Zuſammenſein mit der Tante Sintram, wenn dies aber nicht anging, dann behandelte ſie dieſelbe mit ſo ausgeſuchter Zuvorkommenheit, daß Jedermann ſich darüber verwunderte. Die Letztere wiederum empfand vor der Schloßherrin eine demüthigende Furcht und ſchlüpfte am liebſten in ihr Zimmer zurück oder ſuchte ihre Zuflucht in der Kinderſtube, wenn ſie dieſelbe kommen ſah. Man bemerkte die Frauen daher nur ſelten bei einander, geſchah dies aber dennoch einmal, dann war Frau v. Krewzow's Stimmung noch nervöſer und aufgeregter als ſonſt. Dabei ermahnte ſie die Kinder unaufhörlich, der Tante alle Liebe und Aufmerkſamkeit zu erweiſen, andererſeits aber wiederum konnte ſie es kaum ertragen, wenn dieſelben ſolchen Ermahnungen gern und

Digitized by Google

freudig Folge leiſteten. Sie hatte den Zweck, den ſie verfolgte, als ſie die fremde Verwandte unter ihrem Dache aufnahm, offenbar erreicht, und dennoch ſchien ihr dieſes Reſultat jetzt unerträglich zu ſein. Zuweilen, wenn ſie alle Selbſtbeherrſchung verlor, ſtieß ſie ſogar ihre kleinen Mädchen von ſich und hieß ſie zur Tante Sintram gehen — „zur Tante Sintram, wie Ihr ſie ja immer nennt!“

Eine ſolche Scene trug ſich eines Tages auch in Valeska's Gegenwart zu, und die darauf folgende Reue und bittere Scham der Mutter machten den ſchmerzlichſten Eindruck auf das gequälte und durch alle dieſe Vorgänge ganz verwirrte Gemüth des jungen Mädchens.

„Aber iſt ſie denn nicht unſere Tante Sintram?“ rief Valeska in der erſten Ueberraſchung.

„Tante Sintram! Haha!“ entgegnete die Edelfrau in einem Tone, der das ganze ſchneidende Weh ihres Herzens verrieth. „Tante Sintram! Aber warum nicht? Gewiß iſt ſie's.“

Dann aber, und trotzdem ſie bemerkte, daß die Tante ſoeben in's Zimmer trat, fuhr ſie in höchſter Erregung fort: „Die Perſon iſt eine Fremde, die mit Euch und mir gar nichts zu ſchaffen hat, und dennoch nimmt ſie bei den Kindern ſchon meine Stelle ein, ja, und auch bei Dir, Valeska!“

„Mutter!“ rief das junge Mädchen, entſetzt und beſchwörend die Hände erhebend.

Frau v. Krewzow aber wendete jetzt ganz außer ſich ihr todtenbleiches Antlitz dem Eindringling zu.

„Was wollen Sie hier in dieſem Hauſe?“ keuchte ſie in wildeſter Leidenſchaft. „Was wollen Sie hier? Sie! Nach allen Geſetzen des Himmels und der Erde ſind wir Feinde, Todfeinde, wir müßten einander haſſen, haſſen — verſtehen Sie? Das wäre wenigſtens natürlich! Alles, Alles wäre zwiſchen uns natürlich — nur dieſes nicht, nur dieſes Eine nicht!“

„Aber ich haſſe Sie ja doch nicht!“ antwortete die kleine Frau mit thränengefüllten Blicken.

Frau v. Krewzow erhob ſich heftig. Auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck tödtlichſter Pein, einer Pein, wie ſie Prometheus empfunden haben mußte, als der Geier ihm die Eingeweide zerriß. Einen Augenblick ſtand ſie regungslos, dann eilte ſie aus dem Zimmer.

Valeska richtete einen flammenden Blick auf die Tante Sintram, die wie vom Schrecken gelähmt vor ihr ſtand.

„Frage mich nichts,“ rief die kleine Frau unter ſtrömenden Thränen; „frage mich nichts, Kind! Ich ſage Dir kein Wort, und wenn Du mich tödteſt. Sie hat mich aus eigenem Antriebe hier im Hauſe behalten, und ich bin ja auch zufrieden, ganz zufrieden! Ich bin ja glücklich hier bei Euch. Aber frage mich nichts, denn ich ſage Dir kein Wort, kein Sterbenswort!“

„Ich werde Dich über die Mutter nichts fragen,“ entgegnete Valeska ſtolz. „Was ich wiſſen will und darf, das erfrage ich von ihr ſelber.“

Tante Sintram trocknete ſich die Augen, nickte und war dann ſichtlich beruhigt, ja erheitert.

„Ich bin keine von den Klugen,“ fuhr ſie fort, „und

dann habe ich auch zu lange einſam für mich ſelber gelebt; manche Leute halten mich für ſchwachköpfig, aber ich weiß wohl, daß der liebe Gott mir ſo viel Verſtand gegeben hat, als mir nöthig iſt. Und ſo weiß ich, daß Alles zu einem guten Ende kommen wird, wenn wir nur ſelber das thun, was recht iſt."

„Das hoffe auch ich," ſagte Valeska, trotzdem ſie nicht wußte, um was es ſich handelte.

„Nacht für Nacht liege ich wachend und denke darüber nach, was hier wohl das Rechte wäre. Aber frage mich nichts, Valeska, denn ich könnte Dir nimmermehr antworten."

Wieder ſchaute Valeska ſie an, lange, kopfſchüttelnd, rathlos. Das Geheimniß, welches ihre Mutter zu Boden drückte, war alſo auch dieſer, ihnen doch eigentlich ganz fremden Frau bekannt, und ſie ſelber, die Tochter des Hauſes, wußte nichts, gar nichts davon. Der Gedanke füllte ihr junges Herz mit Weh, faſt mit Bitterkeit.

Bisher war noch kein Wort über Hartmann über ihre Lippen gekommen; ſie hatte weder ihrer Mutter den Auftrag jenes Mannes ausgerichtet, noch hatte ſie von ihrer Unterhaltung mit demſelben Jemand etwas mitgetheilt. Im Anfang hatte ſie dies unterlaſſen, weil ihre Mutter nicht gleich bei der Hand geweſen war, dann aber bewahrheitete ſich auch hier die Erfahrung, daß um eine Sache, die man nicht ſogleich zur Sprache bringt, ſich von Stunde zu Stunde immer mehr Schwierigkeiten und Hinderniſſe aufthürmen, bis Einem ihre Erwähnung unmöglich wird.

Hartmann hatte bis jetzt auch nichts wieder von sich hören oder sehen lassen, und dieser Umstand beunruhigte Frau v. Krewzow am meisten. Sie glaubte daraus schließen zu müssen, daß etwas gegen sie in's Werk gesetzt würde. Tante Sintram befand sich nun bereits drei lange Monate im Hause; Friedrich war längst in seine Garnison zurückgekehrt; der Park begann sein herbstliches Gewand anzulegen, und auf den Blumenbeeten führten jetzt die lieblichen, herb duftenden Blüthensterne der Astern fast ausschließlich das Regiment.

An einem der nächsten Tage machte Valeska mit der Tante einen Spaziergang die Landstraße entlang bis zu dem nahen Dorf. Die kleine Frau hing wie immer an des Mädchens Arm; sie gingen schweigsam dahin, Wehmuth erfüllte ihre Herzen, denn die wirbelnden, welken Blätter gemahnten sie an die trübe, winterliche Zeit, die das Leben der Natur zu ertödten kam und die auch ihre eisigen Finger schon auf das Familienleben daheim gelegt hatte.

Da bog ein Mann um die Ecke der Dorfstraße und kam ihnen, rasch heranschreitend, entgegen.

Die Tante Sintram bemerkte ihn zuerst; sie fuhr zusammen, zerrte erschrocken an Valeska's Arm und rief mit unterdrückter, ängstlicher Stimme: „Herzenskind, verlaß mich nicht, verlaß mich nicht! Da kommt der Albert!"

„Wer ist Albert?" entgegnete Valeska stolz, aber da erkannte auch sie den Näherkommenden.

„Ah, sieh da, guten Tag, Tantchen!" rief Hartmann, burschikos seinen Stock schwingend und Valeska gar nicht

beachtend, die er für eine Zofe halten mochte, zu welcher Annahme ihn der ſehr einfache Anzug des jungen Mädchens auch wohl berechtigte, um ſo mehr, als ihr Geſicht hinter dem dichten, ſchwarzen Schleier ganz unkenntlich war.

„Habt Ihr Euch ein wenig auf die Beine gemacht?“ fuhr er lachend fort. „Ja, ja, ich kann mir's denken, es wird Dir wohl manchmal unheimlich in der alten Burg, wo Du bis jetzt noch wie zwiſchen Baum und Borke, oder wie ein junger Kukuk im Grasmückenneſt ſitzen mußteſt! Aber Du ſiehſt ja gar nicht vergnügt aus, Tantchen! Freuſt Dich wohl nicht ſonderlich über das Wiederſehen?“

„Doch, Albert,“ ſtammelte die kleine Frau, „ich — ich freue mich immer, wenn ich — wenn ich Jemand wiederſehe, und nun gar Dich, meinen guten Albert.“

„Na, na, wer's glaubt. Du wärſt ſicherlich froher geweſen, wenn Deinen ‚guten Albert‘ inzwiſchen der Henker geholt hätte. Hilft Dir aber Alles nichts, Tantchen. Ich habe Deinen Kram nun 'mal in die Hand genommen und ich verhelfe Dir zu dem Deinigen, Du magſt nun wollen oder nicht. Ich bin hölliſch fleißig geweſen, ſeit wir uns zuletzt geſehen.“

Die Frau bebte wie Espenlaub.

„Alſo fleißig biſt Du geweſen?“ entgegnete ſie tonlos. „Das iſt recht, Albert. Du haſt einen klugen Kopf — Du wirſt es noch weit bringen, Albert — das habe ich immer geſagt — ja — das habe ich immer geſagt — wenn Dein gutes Herz —“

Digitized by Google

„Ach was, dummes Zeug! Stelle Dich nicht einfältiger als Du biſt! Du weißt recht gut, was ich betrieben habe, wenn ich ſage, ich bin fleißig geweſen. Ich habe Alles herausgefunden, was Dich angeht — Du weißt ſchon.“

„Was war da herauszufinden, was mich anginge?“ fuhr ſie unwillig und mit plötzlichem Muthe auf. „Ich begehre nichts Böſes und habe Dein Spioniren nicht zu fürchten! Du ſollteſt Dich ſchämen, Albert!“

Hartmann lachte ſo laut, daß das Echo im fernen Gehölz wach wurde.

„Du nicht, beſte Tante, aber Andere,“ ſagte er dann. „Uebrigens, da Du doch ſo tugendhaft ſein willſt: iſt es auch recht, wenn man ſich für Jemand ausgibt, der man nicht iſt, und ſich einen falſchen Namen beilegt? Wie? — Doch was rede ich noch lange. Das Ding ſoll jetzt ein Ende haben, und wenn hier Jemand ſich zu ſchämen hat, dann biſt Du's, weil Du den Schwindel ſo lange ruhig mit angeſehen. Haſt Du mich verſtanden?“

Valeska, die das zunehmende Beben der kleinen Frau an ihrem Arm fühlte, konnte ihren Unmuth nicht länger zügeln.

„Sie vergeſſen ſich, mein Herr,“ ſagte ſie, den Schleier zurückwerfend. „Sie mögen ein Verwandter der Dame ſein, allein Sie haben nicht das mindeſte Recht, in ſolcher Weiſe zu meiner Tante zu reden!“

Der Mann fuhr zurück. Der entrüſtete Blick des jungen Mädchens und das plötzliche Erkennen ſeines Irrthums berührten ihn mit Zauberkraft. Er zog tief den Hut ab und ſtand in achtungsvoller Haltung da.

Digitized by Google

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein," ſagte er, „ich wußte nicht, daß Sie die Begleiterin meiner Tante waren."

Dieſer leichte Sieg erfüllte Valeska mit Muth und zugleich mit einer gewiſſen Befriedigung. Sie erkannte ihre Kraft.

„Sie hatten zwei Damen vor ſich," entgegnete ſie, unwillkürlich beſänftigt, „und es mußte ſich gleich bleiben ob ich eine derſelben war oder nicht. Tante Sintram iſt freundlich und gut zu uns Allen, und ich kann nimmermehr zugeben, daß man ihr harte Worte ſagt. — Es iſt ſpät geworden, liebe Tante," fuhr ſie, gegen die kleine Frau gewendet, fort, „laß uns umkehren und nach Hauſe gehen."

„Geſtatten Sie mir, daß ich Sie begleite," ſagte Hartmann, von Neuem den Hut lüftend.

Valeska verneigte ſich leicht, und eine ganze Strecke gingen nun alle Drei ſchweigend neben einander her. Endlich begann er zu Valeska gewendet: „Iſt's nicht merkwürdig, daß ſie nicht nur meine Tante, ſondern auch Ihre Tante iſt?"

Der leichte Spott, der bei aller Höflichkeit in ſeinem Tone dennoch zum Vorſchein kam, erregte des Mädchens Stolz und Unwillen auf's Neue.

„Sehr merkwürdig!" ſagte ſie mit einem Blicke, der ihm die ganze Kluft zeigte, die zwiſchen ihr und ihm lag. „Komm, Tante, laß uns eilen. Die Mutter wird Dich und mich zu ſchützen wiſſen."

Die kleine Frau hängte ſich, ganz gebrochen und hilf-

los, ſchwer und ſchwerer an den ſtützenden Arm, bis Valeska ſie kaum noch vorwärts zu bringen vermochte.

„Ich gehe mit Ihnen auf's Schloß, wenn Sie erlauben," bemerkte Hartmann lächelnd. „Ich habe mit Frau v. Krewzow geſchäftlich zu reden."

Kaum hatte er dies geſagt, als die Tante ſtehen blieb, ſich von Valeska's Arm losmachte und unter ſtrömenden Thränen die Hände zu ihrem Neffen erhob.

„Albert!" rief ſie. „Albert, ich beſchwöre Dich, thue das nicht. Du glaubſt Dich, Du glaubſt uns im Rechte, aber ich ſage Dir, ich weiß es beſſer. O Albert, laß Dich erbitten!"

„Was weißt Du denn beſſer?" entgegnete Hartmann abwehrend und zornig. „Haſt Du denn ſchon auch nur einmal gewußt, was Du wollteſt? Seit wann biſt Du denn ſo klug? — Doch nun beruhige Dich; wir haben Rückſicht auf das gnädige Fräulein zu nehmen, für deren Ohren dieſe Geſchäftsſachen nicht geeignet ſind."

„Albert, um der Liebe und Barmherzigkeit Chriſti willen, laß ab von Deinem Vorhaben und fahre wieder nach Hauſe!" flehte die arme Dame. „Es ſoll gewiß Dein Schaden nicht ſein. Es ſteht in meiner Macht, für Dich auszuwirken, was Du verlangſt, ſoviel es auch ſei. Und gleich heute. Aber fahre zurück und quäle mich nicht ſo furchtbar! Ich habe Dir Zeit Deines Lebens immer nur alles Liebe und Gute gethan, vergiß das doch nicht. Ich will auch mit Dir gehen, mit Dir zurückfahren, um Alles zu beſprechen, aber komme nur nicht mit nach Krewzow, nur nicht dorthin!"

Er würdigte die Flehende keines Blickes; sein Auge hing an Valeska, an dem schönen Antlitz des jungen Mädchens, welches durch die Aufregung dieser Scene bleich geworden war, und so, an die Sprossin des altadeligen Geschlechtes gewendet, erwiederte er ruhig und mit Nachdruck: „Gerade dorthin, nach Schloß Krewzow, steht mein Sinn. Ich habe jene Stunde nicht vergessen, wo —"

Er redete nicht weiter, doch sein Blick begegnete mit eigenthümlichem Glanze dem des Fräuleins v. Krewzow.

Valeska fühlte sich durch diesen Blick nicht beleidigt; es sprach aus demselben eine so selbstvergessene Bewunderung und Verehrung, und außerdem waren ihre Gedanken durch das hier so nahe vor sie getretene, unerklärliche, aber drohende Geheimniß so befangen, daß das Räthselhafte der ganzen Lage sie zu keinem Verständniß kommen ließ.

„Und nun laß uns gehen, Tante," nahm Hartmann nach einer Minute allseitigen Schweigens seine Rede wieder auf. „Ich kam, um die Sache durchzuführen, und nichts soll mich davon abhalten. Mein Weg ist ein gerader, ich will Niemand ein Unrecht zufügen. Gibt es Unheil, dann liegt die Schuld wahrlich nicht vor meiner, sondern vor eines ganz Anderen Thür. Aber Recht muß Recht bleiben, und wenn Jeder für seinen Theil vernünftig ist, dann braucht noch lange kein Trauerspiel aus der Geschichte zu werden."

6.

Jener Tag war bestimmt, ein für Schloß Krewzow sehr denkwürdiger zu werden.

Als Valeska zu ihrer Mutter in's Zimmer trat, fand



Digitized by Google

ſie daſelbſt außer dieſer noch eine Perſönlichkeit, deren Anblick ſie den Gutspächter Hartmann und Alles, was ſich an deſſen plötzliches Erſcheinen geknüpft hatte, mit einem Schlage vergeſſen ließ. Neben dem Seſſel der Mutter ſtand, das Auge in froher Erwartung der Thür zugewendet, ein junger, hochgewachſener Mann, ein alter Bekannter, der treueſte Freund ihrer Kinder- und Jugendzeit, den ſie über ein Jahr lang nicht mehr geſehen und auch, in dieſem Augenblicke fühlte ſie es, recht ſehr vermißt hatte.

Graf Reginald v. Harttenſtein hatte dieſe Zeit auf Reiſen in fremden Welttheilen zugebracht, und als er Abſchied genommen, war die liebliche Jugendgeſpielin, wie er meinte, noch zu kindlich geweſen, als daß er ihre Ruhe durch ein Wort von der Liebe, die er für ſie in ſeinem Herzen trug, hätte ſtören mögen. Und ſo wußte er nichts Anderes, als daß ſie in ihm den guten, alten Freund und Kameraden wiederſah, während ſie ſelber inſtinktiv die Ueberzeugung hegte und ſchon damals gehegt hatte, daß ſie in ſeinem Herzen als Königin wohnte und herrſchte. Und jetzt war er wieder da und hatte ſie augenſcheinlich mit Sehnſucht und Freude erwartet! Es überkam ſie wie die lichthelle Atmoſphäre einer anderen, ſeligen Welt. Sie ſah nur ihn; ſie mußte gewaltſam das in ihr aufjubelnde Entzücken, hervorgegangen aus dem blitzartig entzündeten Bewußtſein, zu lieben und wieder geliebt zu werden, unterdrücken, und wie in einem Traume befangen eilte ſie auf ihn und ſagte ihm, wie ſich das ziemte, daß ſie herzlich erfreut ſei, ihn wiederzuſehen.

Weilte doch das Auge der Mutter auf ihr, der trefflichen Mutter, die ſie erzogen durch das Beiſpiel edelſter Sitte und taktvollſter Weiblichkeit. Deshalb durfte er das Pochen ihres Herzens nicht merken und in den niedergeſchlagenen Augen nicht leſen, welch' ein ſüßes Glück ihr ganzes Inneres erfüllte.

In mädchenhafter Scheu nahm ſie auf der anderen Seite der Mutter, gleichſam im Schatten derſelben, Platz, und von hier aus lauſchte ſie dem Klang ſeiner Stimme und hatte bereits eine Menge freundlicher, oberflächlicher Fragen an ihn gerichtet, ehe ſie wieder recht zu ſich ſelber kam.

Auch in Frau v. Krewzow's Seele hatte Graf Reginald durch ſeine Ankunft ein helles, warmes Licht gegoſſen. Ihr Antlitz ſah faſt wieder ſo aus wie früher, ehe ſich der Schatten auf daſſelbe gelegt hatte. Bei Valeska's Eintritt hatte ſie gefürchtet, daß die Tante Sintram derſelben folgen würde, als dieſes aber nicht geſchehen war, öffnete ſie ihr armes, bisher ſo gequältes Herz ganz der Freude des Augenblicks. Sie wurde ſo geſprächig, wie ſie ſeit Monaten nicht geweſen war. Es ſchien, als habe ſie die Laſt, die ſie bedrückte, einmal gänzlich abgeworfen. Da waren Reginald's Reiſen, die ihr Intereſſe erregten, und ſodann gab der von ihm ausgeſprochene Vorſatz, nunmehr in der Heimath zu bleiben und ſich ganz ſeinen Gütern zu widmen, unerſchöpflichen Stoff zu dem angeregteſten Gedankenaustauſch. Der junge Graf war, früh verwaist, in ihrem Hauſe erzogen worden; jetzt war er wiedergekommen, nicht mehr, wie ehedem, ihr zweiter Sohn,

Digitized by Google

nein, mehr als das, ein gereifter Freund. Sie war seit langer, langer Zeit nicht mehr so glücklich gewesen.

Die Minuten verrannen im Fluge.

Da plötzlich drängte sich dem jungen Mädchen wieder die vorhin auf dem Spaziergange erlebte Scene in's Gedächtniß. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung und that einen leisen Ausruf. Die Mutter wendete ihr Auge zu ihr, und der Ausdruck auf Valeska's Antlitz ließ allen Sonnenschein aus ihrem Herzen fliehen.

„Was ist's?" fragte sie, und das plötzliche Weh überwebte ihre Züge wie mit einem aschgrauen Schleier.

„Verzeih' mir, Mutter," sagte Valeska stockend und leise, „es wartet Jemand, der Dich sprechen will."

„Ich weiß," entgegnete Frau v. Krewzow mit tiefer, tonloser, verzweifelnder Stimme. Sie legte die Hände fest gegen einander und saß, mit leicht erhobenem Haupte, bleich und starr wie eine Todte. Dann holte sie tief und stöhnend Athem und erhob sich langsam, zögernd von ihrem Sessel.

„Ich muß bitten, mich auf einen Augenblick zu entschuldigen," sagte sie und verließ das Zimmer.

„Um was handelt es sich?" fragte Reginald ganz erstaunt. „Was fehlt der Frau Mutter? Ist sie krank? Hat sich etwas zugetragen, das ich wissen darf?"

Statt aller Antwort verbarg Valeska ihr Gesicht in den Händen und brach in Thränen aus. Das Leid der Mutter und zugleich ihre eigenen Empfindungen Reginald gegenüber nahmen ihr alle Fassung.

„Ich weiß es nicht," schluchzte sie, „die Mutter spricht

Digitized by Google

ſich nicht gegen mich aus, aber ich fühle, daß es ihr Herz bricht!“

„Beruhigen Sie ſich, Valeska,“ bat der junge Mann, ganz nahe herzutretend und ſich über ſie neigend. „Wally, meine ſüße, meine einzige Wally, höre mich an!“ flehte er weiter in innigem Flüſterton. Und nun ſagte er ihr, wie heiß er ſie liebe, wie er auch in der weiteſten Ferne immer nur an ſie gedacht und auf ſie gehofft habe, und daß er jetzt nur ihretwegen zurückgekommen ſei.

— — — — — — — — — — — —

In einem anderen Zimmer befand ſich um dieſelbe Zeit Frau v. Krewzow allein mit Albert Hartmann, dem Gutspächter. Gleich nach ihrem Eintritt hatte ſie die Tante Sintram, die bei ihrem Neffen geſeſſen, hinausgeſchickt.

„Sie können hier nichts nützen,“ hatte ſie halb verächtlich, halb voll Mitleid zu der in Thränen Zerfließenden geſagt, „erſparen Sie ſich deshalb unnütze Angſt und Aufregung.“

Und dann hatte ſie ihrem Feinde allein die Stirn geboten.

Sie kämpfte mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Waffen, mit dem Aufwand ihrer äußerſten Kraft. Mit einem Antlitz hart und ſtarr wie Marmor ſtrafte ſie jedes Wort des Mannes Lügen, obgleich ſie im Innerſten ihres Herzens wußte, daß er die Wahrheit und das Recht auf ſeiner Seite habe. Hoch, wie ein Streitpanier, hielt ſie den grimmigen, verzweifelten Entſchluß, nicht zu wanken und nicht zu weichen, und gälte es ihr Seelenheil, und koſte es ihr Leben.

Digitized by Google

Da aber überrumpelte er ſie durch einen gänzlich unerwarteten Vorſchlag, durch das Anerbieten, ſeinerſeits Alles fallen zu laſſen und fernerhin nicht mehr ihr Feind, ſondern ihr dienſtwilliger und gefügiger Freund zu ſein. Er kam mit dieſem Vorſchlag, als ſie in der heißeſten, energiſcheſten Abwehr begriffen war. Die Wirkung war eine ſeltſame. Im heftigſten Verzweiflungskampf bot ſich ihr plötzlich eine Gelegenheit zur Rettung. Sie athmete auf. Angſt und Herzensqual hatten ſie bisher ſo unausgeſetzt und fürchterlich bedrängt, daß eine Befreiung davon ihr wie das höchſte Erdenglück erſchien. Hätte Hartmann es falſch mit ihr meinen wollen, ſo wäre ihm hier ihre ſchwache Seite offenbar geworden. Sie ſank, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, in einen Lehnſeſſel zurück, und ihren Lippen entrang ſich ein leiſer Schrei, der aus ihrem tiefſten Herzen zu kommen ſchien. Die verlockende Ausſicht blendete ſie — Rettung winkte ihr, Rettung aus dieſem unſäglichen Jammer! Nicht an ſich dachte ſie dabei — ſie hätte ſchon noch einen Ort gefunden, wo ſie in dunkler Verborgenheit den Reſt ihres Daſeins hinbringen konnte — aber an ihre Kinder; an den Sohn und deſſen Exiſtenz, an die Töchter und deren Ruf und ehrlichen Namen. Die Verſuchung war übermächtig groß. Sie hätte ihre Seele geopfert, um Rettung zu erkaufen, jetzt bot man ihr dieſe Rettung, und der Preis, den man von ihr forderte, war weder ihre Seele, noch ihr Leben, wohl aber — ihr Kind.

„Ich ſage Ihnen, ich könnte den Erdboden küſſen, auf dem ihre Füße gehen, ich könnte ſie anbeten, wie ein Muttergottesbild in der Kirche," ſagte der Gutspächter

mit vor Erregung bebender Stimme. „Vertrauen Sie mir Ihre Tochter an und ich ſchwöre Ihnen, daß ich ſie glücklich machen will. Fräulein Valeska hat es mir angethan — ich kann mir nicht helfen. Ich bin vielleicht ein Thor, denn wenn ich keine Rückſichten nähme und nur unſer Recht verfolgte, dann würden wir hier ſehr bald in der Wolle ſitzen, ſehr bald, ſage ich Ihnen. Aber um Ihrer Tochter willen würde ich von Allem abſtehen. Ich würde die Papiere verbrennen, ich würde Ihnen auch die Tante abnehmen. Und nun reden Sie, Frau v. Krewzow; wollen Sie mir Valeska geben? Natürlich mit dem ihr zuſtehenden Vermögensantheil.“

Die Edeldame ſah den Sprecher mit wirrem Blicke an.

„Das Kind iſt mir das Liebſte auf der Welt,“ ſagte ſie; „ehe ich Wally opferte, würde ich Alles, Alles aufgeben.“

„Wer ſagt Ihnen denn, daß Sie Wally ‚opfern‘ ſollen? Fragen Sie ſie doch erſt ſelber, ob es ſie opfern heißt, wenn ſie mich nimmt. Als ich das erſte Mal hier war, und ſie mich eine ganze Stunde lang allein im Park herumführte, nur um mir etwas Liebenswürdiges zu erweiſen, da habe ich ihr gar nicht mißfallen, das können Sie mir glauben. Im Gegentheil, ſie machte mir die freundlichſten Augen. Sie ſoll es gut bei mir haben, wahr und wahrhaftig, gnädige Frau! Ich liebe ſie, und ich nähme ſie zehnmal lieber ohne einen rothen Heller, als eine andere mit Säcken voll Geld. Das heißt, wohlverſtanden, ihren Vermögensantheil muß ſie mitbringen, der aber ihr eigen bleiben und nur ihr zu Gute kommen

ſoll. — So. Jetzt habe ich Ihnen meinen Vorſchlag gemacht. Nehmen Sie an, dann ſind wir Freunde, die Papiere wandern in den Ofen und Sie werden meine Schwiegermutter, die ich pflegen und beſchützen will wie nur Einer; wenn aber nicht, dann —"

Er unterbrach ſich und ſein Geſicht nahm einen zornigen Ausdruck an, denn Frau v. Krewzow hatte ſich bei dem Worte „Schwiegermutter" ſchaudernd von ihm abgewendet.

Dieſes Menſchen Schwiegermutter — allmächtiger Gott! Und dennoch, es wäre die Rettung — eine andere gab es nicht! Wie zuckten ihr die Gedanken durch das zermarterte Hirn! Wies ſie ihn zurück, dann brach ein Elend über die Familie herein, dem auch nicht Eines entgehen konnte. Friedrich würde am ſchwerſten betroffen werden, er würde ruinirt ſein, noch ehe er das Leben begonnen; Valeska würde für immer jeglicher Freude, jeglichem Glück entſagen müſſen, ebenſo die kleinen, unſchuldigen Jüngſten. Es wäre der Ruin und das Verderben Aller!

Sie ſaß in finſter brütendem Schweigen. Was hatte der Menſch gefordert? Ein Opfer, ein bitteres, wehevolles Opfer — allein dergleichen Opfer waren in der Welt ſchon öfter gefordert und auch dargebracht worden. Sie dachte an Iphigenie und Andromeda — auch ihre Valeska war die hochherzige Jungfrau, die, um die Anderen zu retten, ſich opfern würde, und ſollte ihr auch das Herz darüber brechen. Und weiter dachte ſie an ihr eigenes vergangenes Leben, das auch ohne Liebe dahingeſchlichen war; es war ein ödes, trübſeliges Leben geweſen, allein ſie hatte ſich doch damit abgefunden, und die Kinder ge-

währten ihr Erſatz. Sie hatte ſich den Verhältniſſen ohne einen ſonderlich edlen Zweck geopfert, der Zweck von Valeska's Opfer aber würde der erhabenſte ſein, den ein Weib erſtrebte — die Rettung der Ehre, des Rufes, der Exiſtenz ihrer ganzen Familie.

Der Mann ſtand dicht vor ihr, aber ſie hatte ſeine Gegenwart ganz vergeſſen. Sie ſaß, auf jeder der vorher ſo marmorbleichen Wangen einen brennend rothen Fleck, den Kopf geneigt und die Hände im Schoße gefaltet, und grübelte und grübelte. Wie konnte, wie durfte ſie ihr armes Kind opfern? Und wiederum — wie konnte, wie durfte ſie dieſen einzig rettenden Ausweg von der Hand weiſen?

Hartmann machte eine ungeduldige Bewegung; ſie fuhr zuſammen und blickte ihn an.

„Bleiben Sie," ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, „bleiben Sie und geben Sie uns heute bei Tafel die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich kann Ihnen jetzt noch keine bindende Antwort geben und muß Sie bitten, ſich bis heute Abend zu gedulden. Es iſt ein hoher, ein ſehr hoher Preis!"

„Sehr ſchmeichelhaft für mich," antwortete Hartmann grob. „Aber ich werde bleiben. Sie finden den Preis hoch, nun, ich ſage Ihnen, billiger mache ich's nicht."

Frau v. Krewzow erhob ſich und ging langſam aus dem Zimmer. Sie ſeufzte tief und ſchwer. Aber ſie ſah nun doch einen Ausweg. Valeska's Hand war bisher noch von Niemand begehrt worden; wer konnte wiſſen, wie ſich des Mädcheus Geſchmack und Neigung äußern würden? Und der Mann liebte ſie, das war unbeſtreitbar. Und —

Digitized by Google

es war die einzige Hoffnung! — Jetzt, da eine Hoffnung vorhanden war, erkannte sie erst ganz die Furchtbarkeit des Abgrundes, an dessen Rande sie stand. Sie sah schaudernd hinunter, wußte sie doch nun, daß sie sich und die Ihren retten konnte, wenn sie wollte.

Sie begab sich zurück in das große Wohnzimmer. Valeska und Reginald hatte dasselbe inzwischen verlassen, und so blieb der Mutter ihre Hoffnung noch bewahrt. Nach kurzem Verweilen im Wohnzimmer suchte sie ihr eigenes Gemach auf, um ungestört weiter denken und grübeln zu können.

Daß Einer Leid trug, um Anderen Freiheit und Rettung zu bringen, das war von jeher bei edlen Menschen vorgekommen. Und gerade Valeska würde sich willig und bereit zu solchem Opfer finden lassen. Sie würde es thun, ohne Frage; und dann — war es denn möglich? Sollte es nach diesem Sturm noch einen Frieden geben? Sollte dann wirklich Alles wieder so sein, wie es vorher gewesen war? Ach nein. Diese drei Monate ließen sich durch nichts mehr aus der Welt schaffen. Weder Thränen noch Blut konnten ihre Spuren hinwegwaschen. Aber man konnte diese Spuren vielleicht verdecken, daß Niemand mehr etwas davon gewahr wurde.

Frau v. Krewzow blieb in der Einsamkeit ihres Zimmers, bis die Tischzeit herankam. Der Besuch des Grafen v. Harttenstein war ihr jetzt ganz unwichtig geworden; sie meinte, als sich noch ein flüchtiger Gedanke an ihn in ihrem Innern fand, daß er sich inzwischen wohl schon wieder verabschiedet haben würde. Und doch, es

hatte einſt eine Zeit gegeben, wo ſie ſich gern mit dem Gedanken beſchäftigte, daß ihr reizendes Kind in dem Herzen des jungen Mannes noch andere als freundſchaftliche und brüderliche Empfindungen wachrufen könnte. Gegenwärtig aber war ſeine Geſtalt gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Wie hätte ſie ſich auch in dem fürchterlichen Ernſt ihrer Lage mit ſolch' heiteren Bildern befaſſen können?

7.

Als die Schloßherrin in das Speiſezimmer trat, ſtutzte ſie wie vor einer Erſcheinung, als ſie auch den Grafen Reginald daſelbſt gewahrte. Wohl war er ein alter Freund, ja faſt ein Kind des Hauſes und daher wohl berechtigt, auch ohne beſondere Einladung ſich an der Familientafel einzuſtellen, und trotzdem war ihr in dieſem Moment ſein Anblick unangenehm. Sie war, wie immer ſeit einiger Zeit, als die Letzte erſchienen, und als ſie zur Rechten Valeska's ihren Platz in dem hohen, wappengeſchmückten Ehrenſtuhle einnahm, flüſterte ihr dieſe furchtſam in's Ohr: „Ich hatte ihn gebeten, hier zu bleiben, liebe Mutter; ſei nicht böſe!"

„Das iſt ja auch ganz in der Ordnung," entgegnete die Mutter kurz und kalt. Sie war nicht ungehalten, aber es kam ihr nicht gelegen, denn der Mann, den ſie ſelber zu Gaſte gebeten, gerieth durch die vornehme und beſtechende Gegenwart des Grafen in einen argen Nachtheil. Nicht immer prägen ſich edles Blut und vornehme Herkunft ohne Weiteres auf dem Geſicht und in der Geſtalt ihres Beſitzers aus, und oft iſt es ſchwer zu ſagen, wer

von Zweien der Ariſtokrat und wer der Plebejer iſt; zuweilen aber zeigt ſich der Unterſchied auf das Schärfſte, und Graf Reginald konnte geradezu als der Typus eines fein erzogenen jungen deutſchen Edelmannes gelten. Gegenüber ſeiner Ruhe und ſeinen ſicheren, eleganten Formen trat das eckige, anſtößige, halb verlegene, halb trotzig vertrauliche Benehmen des Gutspächters in das grellſte Licht.

Frau v. Krewzow empfand dies auf das Peinlichſte und beſchuldigte in ihrem Herzen den jungen Grafen als den Urheber der unglücklichen Lage. Und forderte er nicht ihre Tochter außerdem zu Vergleichen heraus, die für Hartmann höchſt unvortheilhaft ausfallen mußten? Das Schickſal aber hatte das arme Mädchen für dieſen Letzteren beſtimmt. Die bedauernswerthe Mutter ſagte ſich, daß ſie die Verheirathung ihres Kindes mit dem Sproß einer makelloſen Familie nie zugeben dürfe. Der einzig mögliche Gatte für Valeska war dieſer — Menſch.

Soweit waren die Gedanken der unglücklichen Frau bereits gekommen.

Während des Mahles fand Graf Reginald die Gelegenheit, ſich mit einer leiſen Frage an die Schloßherrin zu wenden.

„Darf ich Sie, ehe ich mich nachher verabſchiede, um eine kurze Unterredung in der Bibliothek bitten?“

Sein Blick hing bei dieſen Worten mit dem Ausdruck liebevollſter Verehrung an ihrem Auge.

„Gewiß,“ ſagte ſie, wie abweſend, und ſie fragte ſich nicht einmal, was Reginald ihr wohl zu ſagen haben könnte.

Digitized by Google

Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und die Damen begaben ſich in das große Wohnzimmer.

Hier näherte ſich Tante Sintram der Frau vom Hauſe.

„Liebe,“ begann ſie, „ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung und um Nachſicht für Albert!“

Nur ſehr ſelten vermochte ſie ſo viel Muth aufzutreiben, um Frau v. Krewzow aus eigenem Antriebe anzureden, heute aber hatte die Rolle, die ihr Neffe an der ariſtokratiſchen Tafel geſpielt, ſie doch zu ſehr erſchüttert, als daß ſie eine Fürbitte für ihn hätte unterlaſſen können.

„Er iſt auf einem abgelegenen Gute an ein ſo vornehmes Leben nicht gewöhnt,“ fuhr ſie fort, „und da fühlte er ſich beklommen und gedrückt. Und er hätte ſich doch auch ſo gern ein wenig liebenswürdig und dankbar erwieſen!“

„Soviel ich geſehen, hat Herr Hartmann ſich durchaus angemeſſen benommen,“ entgegnete Frau v. Krewzow. „Von einer Entſchuldigung oder dergleichen kann daher gar keine Rede ſein.“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ ſagte Tante Sintram leiſe und dann zog ſie ſich ſchüchtern in die fernſte und dunkelſte Ecke zurück.

Nunmehr hielt Valeska den Augenblick für gekommen, um der Mutter die Mittheilung von dem zu machen, was ihr ſeit einigen Stunden ſo ſüß und doch auch ſo ſchwer auf dem Herzen lag. Da aber öffnete der alte Hölzermann die Flügelthür.

„Der Herr Graf v. Hartenſtein bittet um die Ehre,

Digitized by Google

die gnädige Frau in der Bibliothek ſprechen zu dürfen," meldete er mit ſeiner gewohnten Würde, und dann trat er einen Schritt zur Seite, um dem hereinkommenden Gutspächter den Weg freizugeben.

Valeska ſprang herzu, faßte die Mutter um den Hals und küßte dieſelbe erregt und haſtig. Dann, als Frau v. Krewzow hinausgegangen war, ſetzte ſie ſich zu Tante Sintram und gab ſich die erdenklichſte Mühe, ihre Aufregung zu bezwingen und ruhig zu erſcheinen. Die kleine Frau aber merkte bald, daß etwas Außergewöhnliches in dem jungen Mädchen, das ſie ſo liebgewonnen hatte, vorging.

„Iſt Dir nicht wohl, liebe Wally?" fragte ſie beſorgt. „Oder beunruhigt Dich etwas?"

Zu dieſer letzteren Frage bewog ſie der Gedanke an die Gegenwart ihres Neffen.

„Fräulein Valeska denkt an einen Gewiſſen," bemerkte Hartmann neckiſch und in plumpem Scherz.

Die junge Dame wurde purpurroth; ſie warf ihm einen Blick vernichtenden Stolzes zu und wendete ſich ab. Sie hätte viel darum gegeben, der Anweſenheit dieſer Beiden überhoben zu ſein, um in ungeſtörter Einſamkeit der Entſcheidung entgegenzuſehen, oder vielmehr zu warten, bis die Mutter ſie freudig und gerührt herbeirufen würde. Denn an die Möglichkeit eines anderen Ausganges der Unterredung derſelben mit Reginald dachte ſie nicht. —

Als Frau v. Krewzow in der Bibliothek erſchien, eilte der junge Graf mit ſchnellen Schritten auf ſie zu und ergriff ihre Rechte mit ſeinen beiden Händen.

„Meine theuerſte Frau v. Krewzow," rief er, „meine

liebe gute Mutter, wiſſen Sie, was ich auf dem Herzen habe? Sagen Sie ja, o bitte, ſagen Sie, daß Sie's wiſſen!"

„Aber wie kann ich das wiſſen?" entgegnete ſie; dann aber fuhr ſie zurück, als wenn ſie plötzlich erwachte. Ihrem inneren Blicke offenbarte ſich Alles, und jetzt wußte ſie, was Reginald auf dem Herzen hatte.

„Alſo nicht?" ſagte er, und ein Schatten der Enttäuſchung, faſt des Schmerzes legte ſich auf ſein Antlitz. „Sollte ich mich ſo irren, ſollte ich mich ſo wenig haben verſtändlich machen können? Frau v. Krewzow, ich ſtehe hier vor Ihnen, um Sie um die Hand Ihrer Tochter Valeska zu bitten. Ich habe ſie geliebt ſeit den Tagen meiner früheſten Jugendzeit, und ſie iſt die Einzige, die jemals mein Weib werden wird. Sie kennen mich und meine Verhältniſſe ſo gut, wie ich ſelber; es bedarf zwiſchen uns weiter keiner Auseinanderſetzungen. Ich liebe Valeska von ganzer Seele, und auch ſie liebt mich. Mein Glück iſt ſo groß, daß ich es mit Worten nicht beſchreiben kann! — Aber warum wenden Sie ſich ab? Ich will ſie Ihnen nicht allzu weit entführen, ſie wird Ihnen ſtets nahe bleiben, faſt ſo nahe, wie jetzt. Mutter, meine Mutter, ſchauen Sie mich an! Sie wiſſen's, ich bedarf einer Mutter noch ebenſo ſehr, wie einer Frau. Sind Sie mir böſe? Hat Sie meine Bitte zu ſehr überraſcht?"

Frau v. Krewzow blieb abgewendet, unbeweglich ſtehen, das Taſchentuch vor dem thränenloſen Geſicht. Sie zog ihre Hand aus der ſeinen zurück.

„Nichts mehr — nichts mehr!" ſtieß ſie heiſer hervor.

Digitized by Google

„Sie haben mich — sehr überrascht. Ich bin — nein, ich bin nicht böse auf Sie. Herr Graf, Sie erweisen meiner Tochter eine hohe Ehre, allein sie kann nie die Ihre werden."

Mit diesen Worten wankte sie an den großen geschnitzten Eichentisch, ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte ihr Haupt in die Hände.

Reginald stand in der Mitte des großen Gemaches wie versteinert. Sein Erstaunen war grenzenlos. „Herr Graf" hatte sie ihn genannt, sie, unter deren Obhut er aufgewachsen, die ihn wie eine Mutter geliebt, die ihn stets als Sohn angesehen und angeredet hatte! Sollte sie von Sinnen gekommen sein? War dies die Erklärung des unausgesprochenen Schmerzes, der seine Valeska niederdrückte? Eine andere Erklärung gab es nicht, durfte es nicht geben, denn was sollte aus seiner, aus der Geliebten Zukunft werden, wenn diese Zurückweisung bei klarem Bewußtsein ausgesprochen worden wäre? Ja, die arme Frau war krank, sehr krank, das bestätigte sich ihm jetzt auch aus allerlei Beobachtungen, die er heute zu machen Gelegenheit gehabt. Er näherte sich leise der regungslos Dasitzenden und legte liebevoll seinen Arm um ihre Schulter.

„Liebste, beste Mutter!" sagte er schmeichelnd.

Sie fuhr auf und machte eine heftige, abwehrende Bewegung; dann aber wendete sie sich plötzlich um, erfaßte seine Hand und drückte dieselbe innig und leidenschaftlich.

„Rex!" rief sie, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. „Rex, mein lieber Sohn, quäle mich nicht,

Digitized by Google

bitte mich nicht mehr! Gott weiß es, daß ich Dir, gerade Dir mein Kind am liebſten gäbe, daß Eure Vereinigung ein unendliches Glück für mich wäre, aber es kann nicht ſein, es kann nicht ſein! Bei der Barmherzigkeit Gottes beſchwöre ich Dich, bitte mich nicht mehr und frage mich auch nicht! Geh', Rex, verlaß uns und reiße Valeska aus Deinem Herzen und aus Deinen Gedanken!"

Die Erregung der armen Mutter war eine ſo fürchterliche, daß der junge Mann ſich jeder Antwort enthielt. Aber er wich nicht von ihrer Seite, ſeine Hand ſtreichelte liebkoſend und beruhigend ihre Schulter, denn er hielt ſie für krank. Er erwog ſogar ernſtlich, ob er nicht unverweilt nach dem Arzte ſenden ſollte. Denn ſie konnte ihm alles dieſes unmöglich bei geſundem Verſtande geſagt haben. Schon ihre maßloſe Erregung war ihm ein Beweis dafür, daß ihr Gemüth und ihre Seele durch irgend etwas aus dem Gleichgewicht gebracht worden ſeien, denn wie konnte ſonſt das Geſtändniß ſeiner Liebe zu ihrer Tochter, eine Sache, die doch eigentlich ſo natürlich war, ſie in einen ſolchen Zuſtand verſetzen? Er wollte alſo ruhig warten, bis ſie ſich beſänftigt haben würde.

Frau v. Krewzow errieth dieſe Gedanken aus ſeinem Benehmen. Sie verſuchte daher ſich zu faſſen und ruhiger mit ihm zu ſprechen.

„Mein guter Rex," ſagte ſie, „Du hältſt mich für krankhaft aufgeregt und meinſt, daß ich Dir ſonſt einen ſolchen Schmerz nicht bereiten könnte, Dir, dem Sohne meiner frühverſtorbenen Herzensfreundin, Dir, den ich von Kindesbeinen an ſo innig geliebt habe. Aber glaube mir,

ich bin mir meiner Worte voll bewußt; ich bin nicht wahnſinnig — o, wollte Gott, ich wär's! Es hat ſich etwas zugetragen, wodurch Deine Vereinigung mit Valeska unmöglich wird, unmöglich, mein armer Sohn. Verſtehe mich recht — nicht mein Wille iſt's, der Euch trennt; daß ich Dir mein Kind nicht geben kann, bricht mir das Herz — aber es iſt unmöglich, jetzt ſowohl, wie für alle ſpätere Zeit. Verſuchet es zu tragen — Rex, bei dem Gedächtniß Deiner theuren Mutter, ich bin unſchuldig an dem Weh, das ich Euch bereiten muß!"

„Aber warum, Mutter, warum?" rief Reginald außer ſich und noch immer ungläubig. „Das iſt Thorheit, das iſt Wahnſinn! Warum?"

„Ich kann es Dir nicht ſagen," entgegnete ſie mit erſtickter Stimme.

Auf dem Antlitz des jungen Grafen zeigte ſich jetzt die Röthe des Zornes. Er ließ ihre Hand, die er bisher gehalten, fallen.

„Du vergißt, daß ich ein Recht habe, den Grund einer ſolcher Abweiſung zu erfahren," ſagte er kalt. „Du täuſcheſt Dich, wenn Du meinſt, daß ich mir an gehaltloſen Redensarten genügen laſſen werde."

„Und ich wiederhole Dir, daß ich Dir weiter nichts ſagen werde, und ſollte es mein Leben koſten."

Auch in ihr war des innerſten Herzens Grimm wieder erwacht, der Grimm, den ſie ſeit jenem unſeligen Tage im Verborgenen gegen Alles, was auf und über der Welt war, gehegt und genährt.

„Und ich muß es ablehnen, mich Deinem Belieben zu

fügen!“ rief er. „Wie? Soll ich vielleicht ruhig zuſchauen, wie man meiner Einziggeliebten das Herz bricht, und ſoll ich mich ſelber widerſtandslos elend machen laſſen? Du verfügſt in aller Ruhe, daß wir uns zu trennen haben, und —“

„In aller Ruhe?“ wiederholte ſie mit einem unſäglich bitterem Lächeln. „Doch genug der Worte. Wenn Du noch ein Fünkchen Liebe und Achtung und Dankbarkeit für mich hegſt, dann verlaß mich jetzt; geh', Reginald, und geh' auch fort aus dieſem Hauſe, auf welchem der Fluch Gottes laſtet.“

Aber noch wollte er nicht Alles aufgeben. Er bat und flehte und beſchwor ſie, bis ihr Hirn wie Feuer brannte und ihr Herz ſein Schlagen faſt einſtellte. Trotzdem aber erhielt ſie ſich noch Kraft genug, ihm auch ein letztes Abſchiedswort mit Valeska zu verweigern.

In einem Wirbelſturm von Jammer, Schmerz, Wuth und Hoffnungsloſigkeit ſtürzte er endlich aus dem Schloſſe.

Frau v. Krewzow ſtand noch lange in dumpfer Betäubung, dann kehrte ſie in das Wohnzimmer zurück. Valeska's Blick begegnete ihr ſchon in der Thür, und der Ausdruck des Schreckens und der Enttäuſchung in demſelben, als die Thür ſich ſchloß, ohne daß Reginald mit eingetreten wäre, zerſchnitt der unglücklichen Frau die Seele.

Der andere Bewerber um der Tochter Gunſt ſtand dicht vor derſelben und verſuchte durch unaufhörliches Reden und durch allerlei Späſſe ſich ihr angenehm zu machen. Valeska bemerkte kaum etwas davon, ihrer Mutter aber fraß der Grimm ſich noch tiefer in's Herz bei dieſem

Digitized by Google

Anblick. Tante Sintram saß ganz still und beobachtete das junge Mädchen und ihren Neffen mit lebhaftem, ängstlichem Interesse.

„Mir ist nicht wohl, Wally, und ich bin müde," sagte Frau v. Krewzow nach einer kleinen Weile. „Ich will zu Bett gehen. Komm mit mir, ich habe Dir auch noch etwas zu sagen."

„Hat der Herr Graf uns schon verlassen?" fragte Tante Sintram mit erschreckt geöffneten Augen, denn sie ahnte und fürchtete bereits wieder neues Elend.

„Ja, er ist vorhin gegangen," antwortete Frau v. Krewzow aufseufzend. Und ohne ihre Tochter anzusehen, gewahrte sie dennoch das ungläubige, schmerzvolle Erstaunen auf dem Gesichte derselben. Sie nahm des Mädchens Hand, und Beide verließen das Zimmer. Beide befanden sich außerhalb des Bereiches der gewöhnlichen Lebensformen, und so gingen sie ohne ein Wort des Grußes für die Zurückbleibenden.

Hartmann fühlte sich durch diesen Mangel an Höflichkeit empfindlich verletzt.

„Gute Nacht, meine Damen!" rief er laut, halb in Hohn, halb in Aerger, als die Flügelthür sich geschlossen hatte. „Viel Umstände werden hier in dieser Burg nicht gemacht, wie es scheint," fuhr er fort. „Der hochnäsige Herr Graf ist auch davongegangen, als wenn ihn der Hund gebissen hätte."

Und damit begann er in dem Zimmer auf und ab zu laufen, immer an der Tante vorbei, die aufgestanden war, um ihn zu beschwichtigen.

Digitized by Google

„Albert," ſagte ſie bittend, „Albert, früher ſagteſt Du mir öfter, daß ich es immer gut mit Dir gemeint hätte."

„Ach was!" brummte er grob.

„Lieber Albert, höre mich nur ein wenig an. Deine Mutter und auch alle die Anderen redeten ſtets ſo, als ob ich die Familie in Unehre gebracht hätte — Du weißt ja, wie ſchlecht ſie mich behandelten, wenn ich mich einmal ſehen ließ. Da aber kamſt Du, und mit Deinem klugen Kopfe fandeſt Du bald heraus, wie die Sache mit mir lag. Und ſeitdem Du nun Alles weißt — Albert, lege die Hand auf's Herz und ſage mir: biſt Du, ſind wir glücklicher geworden, ſeit Du angefangen haſt, mir mein Recht zu verſchaffen?"

„Tante, nimm mir's nicht übel, aber Du biſt ein Schaf! Wer ſagte denn, daß wir glücklicher werden wollten?"

„Ich nicht, Albert," entgegnete ſie. „Meinſt Du, daß ich mich hier wohl fühle, wo ich jede Stunde empfinde, daß man mich als einen Eindringling betrachtet, der allen Frieden ſtört, der der Frau des Hauſes das Leben verbittert?"

„Nun, zum Henker, warum änderſt Du das nicht? Haſt Du's nicht in der Hand? Wirf die Sippſchaft hinaus, dann wird Dir ſchon wohler zu Muthe werden!"

„Soll ich die Kinder in's Elend ſchicken? O Albert, höre mir zu. Auf ſolche Weiſe werden wir niemals Ruhe und Frieden und Segen erlangen. Laß Dich mit einer Summe Geldes abfinden und gönne ihnen den Reſt. Ich werde dafür ſorgen, daß Du genug erhältſt, ſo viel, daß Du Dein Gut kaufen und ſelbſtſtändig werden kannſt; ſie

Digitized by Google

wird's von Herzen gern geben. Albert, wenn Du mich noch ein wenig lieb haſt, wenn Du noch an die Wohlthaten denkſt, die ich Dir erwieſen —"

„Tante, Du biſt ein — Geh' zu Bett! Geh' ſchlafen und zerbrich Dir Deinen Kopf nicht. Laß mich nur machen. Sie weiß ſchon, was ich verlange, und ſie wird's geben. Mit Geld allein bin ich nicht zufrieden. Aber nun halte den Mund und geh' ſchlafen."

— — — — — — — — — — — —

In Frau v. Krewzow's Schlafgemach ſaß die Tochter zu den Füßen der Mutter und lauſchte wie in ſchrecklichem Traume dem Spruche des Schickſals. Reginald war fort, weggeſchickt von der eigenen Mutter, auf Nimmerwiederkehr.

War das möglich? Nein, das war nicht möglich!

Das junge Mädchen ſaß ſtarr, denn bis jetzt war's noch eher Starrheit, als Verzweiflung. was ihr Herz in Eiſesklammern hielt. Die Lippen blutlos, die Wangen fahl, die Augen weit offen und ſtier, ſo ſchaute ſie auf zur Mutter.

„Warum? Warum?" ſo fragte die lautloſe Bewegung ihrer Lippen.

„Ich kann es Dir nicht ſagen," antwortete die unglückliche Frau. „Wally, mein ſüßes Kind, Gott ſchickt Dir eine Prüfung, wie er ſie nur wenigen Menſchen auferlegt. Du mein armes, armes, unſchuldiges Kind! O, wie gerne nähme ich all' das große Leid allein auf mich! Aber ich bin machtlos; Du, nur Du kannſt helfen!".

„Mutter, was redeſt Du? Was willſt Du damit ſagen?"

„Wally," fuhr die Aermſte fort, indem ſie ſich zu der Tochter niederbeugte, „Du ſollſt ein Opfer werden, das in den Tod geht, um die Anderen zu retten —"

„Mutter!"

Und in dieſem Augenblick ſchoß auch durch Valeska's Kopf der Gedanke, daß die Mutter im Wahnwitz rede. Sie ſollte in den Tod gehen? Wollte die Frau, die ihre natürliche Beſchützerin war, im Irrſinn hier gewaltthätig die Hand an ſie legen? Sie dachte nicht an Flucht; in heldenmüthiger Liebe ſaß ſie ganz ſtill, das bleiche Antlitz zum Auge der Mutter emporgerichtet, ergeben und bereit, Alles über ſich ergehen zu laſſen.

„Valeska, nur Du kannſt uns Alle retten, Du allein kannſt uns vor der Schande und dem Verderben bewahren. In Deiner Hand liegt die Exiſtenz Deines Bruders und ſeine Ehre und auch die meine, die Sicherung eines ehrlichen Namens für Dich und Deine Geſchwiſter. Ohne Deine Hilfe ſind wir Ausgeſtoßene, Geächtete, Elende ohne Namen und ohne Heimath. Wally, all' unſer Beſitzthum zerſtäubt in den Wind, wenn Du es nicht von Neuem erkaufſt. Bei Dir ſteht es, ob wir Alle leben, oder ob wir untergehen ſollen."

„Ausgeſtoßen — geächtet — entehrt? Elende ohne Namen? Was willſt Du damit ſagen, Mutter? Wenn ich hier helfen kann und ſoll, ſo muß ich doch wenigſtens wiſſen, um was es ſich handelt!"

„O Kind, das iſt ja das Schreckliche, daß Du Dich opfern mußt und doch nie erfahren darfſt, weßwegen. Wenn mein Tod es Dir erſparen könnte, ſo hätte ich ihn längſt und

freudigen Herzens gesucht. Aber Alles steht einzig und allein bei Dir. Und nie, nie darfst Du wissen, was Deine Mutter zwang, von Dir, ihrem liebsten Kinde, zu verlangen, daß es freiwillig sein Glück hergebe, um seine Familie zu retten! — Wally, kannst Du Dich dazu verstehen? Willst Du es thun, und ohne zu fragen, warum?"

Valeska war fast noch ein Kind; in ihrem Herzen wohnte noch das höchste, unbedingte Vertrauen zu der, die bisher ihre einzige, natürliche Stütze, Führerin und Beratherin gewesen. Noch nie war ihr in den Sinn gekommen, daß sie auch selber schon Anspruch an individuelle und allgemeine Menschenrechte habe. Ihr Gemüth war noch voll von dem Gehorsam und der rührenden Ergebung, die das Märtyrerthum und das Sterbebett eines unschuldigen Kindes mit einer so wunderbaren, ergreifenden, heiligen Atmosphäre umgeben.

Sie öffnete leise die blassen Lippen und sagte: „Ich bin Dir stets gehorsam gewesen, Mutter; ich will Alles thun, was Du mich heißest."

Aber als sie erfahren, was das Opfer war, das sie darzubringen versprochen, da schwanden ihr die Sinne; sie fiel nieder auf den Teppich und man mußte sie auf ihr Bett tragen wie eine Todte.

## 8.

Das war ein trüber, trauriger Herbst für Schloß Krewzow. Valeska hatte eingewilligt, wie ihre Mutter vorausgesehen, und demzufolge war Hartmann ein fast beständiger Gast der Familie. Es war dies ein Ueberein-

Digitized by Google

kommen zwischen der Schloßherrin und dem Gutspächter, gegen welches die Tante Sintram vergebens protestirt hatte. Frau v. Krewzow legte beinahe dieselbe fieberhafte Eile, die Sache zum Abschluß zu bringen, an den Tag, wie der Neffe Albert.

Friedrich war inzwischen Lieutenant geworden, und sein Besuch, dem man allgemein mit Bangen entgegensah, stand um die Weihnachtszeit bevor. Er hatte noch keine Ahnung von dem düsteren Verhängniß, das wie eine alles Sonnenlicht ausschließende Wolke über den Seinen schwebte, und Hartmann's Befürchtung, daß der junge Offizier mit seiner Zustimmung zu der angestrebten Verbindung nicht sonderlich bereitwillig sein würde, hatte mehr als einen triftigen Grund.

Auf der anderen Seite hatte auch Frau v. Krewzow bisher noch nicht den Muth gefunden, den Justizrath Pilgrim, den treuen Förderer des finanziellen Wohles der Familie, in das Vertrauen zu ziehen. Vorläufig war derselbe eingeladen worden, während Friedrich's Anwesenheit auf Krewzow einen Besuch zu machen, und bei dieser Gelegenheit sollte dann der drohende Konflikt ein- für allemal und nach allen Seiten hin ausgefochten werden. Die bedauernswerthe Frau verbrachte ihre Tage in unaufhörlicher, peinlichster Aufregung; unfähig, etwas zu thun oder anzuordnen, versuchte sie auch noch mit verzweifelter Willenskraft, ihre Augen dem jammervollen Zustande ihrer unglücklichen Tochter zu verschließen, die still und bleich, aber von Tag zu Tag körperlich mehr dahinwelkend, ihr Weh trug.

Digitized by Google

Die arme Wally hatte noch keine Uebung im Leiden, und ſo unterlag ſie einfach. Sie war faſt überzeugt, daß ſie bald, ſehr bald ſterben würde, und dieſe Ueberzeugung verlieh ihr eine gewiſſe erhabene, zuverſichtliche Ruhe. Was lag ihr daran, ob ihr während der kurzen Spanne Zeit, die ſie ſich noch beſchieden wähnte, Freude oder Leid zu Theil wurde? Sie würde ihre Pflicht gethan haben, und die Freuden des Jenſeits würden ihrer harren, wenn das Ende kam — und das Ende konnte nicht mehr weit ſein.

Der junge Lieutenant v. Krewzow hatte in dem bewegten Garniſon- und Geſellſchaftsleben der großen Stadt nur wenig und oberflächlich an ſein ländliches Heim und deſſen Inſaſſen zurückgedacht. Der Dienſt, die Welt und das Leben ſtellten andere und, wie er meinte, wichtigere Anforderungen an ihn. Wohl war ihm eines Tages ein Brief von dem Grafen Reginald zugegangen, der ihn nicht nur in Erſtaunen geſetzt, ſondern auch einigermaßen geärgert hatte. Der Jugendfreund klagte ihm mit ſchmerzvoller Bitterkeit, wie ſeine Werbung von der Mutter ſo ſchnöde und ohne Angabe irgend eines Grundes abgewieſen worden ſei, trotzdem er Valeska's ganzes Herz beſitze.

„Mein lieber, alter Junge," hatte ihm Friedrich darauf geantwortet, „entweder iſt es infolge eines ſtarken Frühſtücks in Deinem Oberſtübchen nicht richtig geweſen, als Du Deinen Brief losließeſt, oder aber meine Mutter muß ſich damals in einem Zuſtande ſeltener Kopfloſigkeit befunden haben. Doch deßwegen beunruhige Dich nicht, Rex,

Digitized by Google

ich gehe demnächſt auf Urlaub und werde dann ſchon nach dem Rechten ſehen.“ Er zweifelte nicht im Mindeſten daran, daß er mit Leichtigkeit wieder „Ordnung in die Kolonne“ werde bringen können. —

Die unaufhörlichen Beſuche des Gutspächters auf Krewzow waren geradezu eine Landplage geworden, wie Peter, der Diener, wiederholt und mit Entrüſtung in der Küche ſich äußerte. Und da er ſein Herz nicht zu einer Mördergrube machen wollte, ſo hatte er am 1. Oktober ſeinen Dienſt auf Neujahr gekündigt. Gern wäre auch der alte Hölzermann ſeinem Beiſpiel gefolgt, allein die treue Seele konnte es nicht über's Herz bringen, die Familie, deren ſämmtliche Mitglieder, die Schloßherrin eingerechnet, er einſt auf den Knieen geſchaukelt hatte, in dieſer Zeit der Prüfung im Stiche zu laſſen. Tante Sintram weinte mehr als je zuvor, und ſo lange der Neffe Albert im Hauſe weilte, kam ihr das Taſchentuch nicht von den Augen. Wenn der Letztere meinte, daß Valeska ſeinen plumpen Bewerbungen nicht mit der gehörigen Liebenswürdigkeit entgegenkam, dann lief er zur Frau des Hauſes und beklagte ſich in zornigen Worten und unter allerlei Drohungen; das arme junge Mädchen aber bemühte ſich aus allen Kräften, jedes Gefühl des Abſcheues oder gar des Haſſes gegen den Mann, der eine ſolche Gewalt über ihre Mutter hatte, zu unterdrücken, und demſelben gütig zu begegnen.

So verging die Zeit, und das Weihnachtsfeſt rückte heran. Mit täglich ſich ſteigernder Angſt ſahen die Frauen dem Eintreffen der Erwarteten entgegen. Endlich, an einem

Digitized by Google

ſchneegrauen Morgen, erſchien Friedrich, der Lieutenant, ſporenklirrend im Schloß ſeiner Väter, und am Abend desſelben Tages kam in Pelz und Fußſack auch der alte Juſtizrath an.

Albert Hartmann befand ſich wie gewöhnlich mitten im Schoße der Familie, und Friedrich war ganz ſprachlos vor Erſtaunen, als er denſelben zuerſt erblickte. Sobald es anging, zog er ſeine Mutter auf die Seite.

„Mutter, um des Himmels willen," fuhr er in ſeiner lebhaften Weiſe auf dieſelbe ein, „was thut dieſer Kerl hier? Wenn ich mir auch die gute alte Haut, die Tante Sintram, ganz gerne gefallen laſſe, ſo ſehe ich aber doch wahrhaftig nicht ein, warum wir uns auch dieſen Klotz von einem Neffen hier aufbinden ſollen. Die Geſchichte kommt mir, weiß Gott, doch ſchließlich etwas ſehr ſonderbar vor!"

„Ich habe wegen des Herrn Hartmann mit Dir zu ſprechen, lieber Sohn," entgegnete Frau v. Krewzow, die kaum fähig war, ein Wort hervorzubringen. „Aber heute noch nicht, morgen. Bis dahin begegne ihm ſo höflich, wie es Dir als Sohn des Hauſes und als Kavalier gebührt. Ich weiß, daß ich Dich nicht vergebens darum bitte."

„Das iſt viel verlangt, Mutter, aber meinetwegen; ich werde mir Mühe geben. Du wirſt mir wenigſtens wohl geſtatten, daß ich ihm ſo viel als möglich aus dem Wege gehe."

Trotzdem aber konnte er nicht umhin, den unliebſamen Gaſt verſtohlen zu beobachten, und ſo kam es, daß das

ungenirte Benehmen des Menschen, seine rücksichtslose Vertraulichkeit gegen Alle, besonders aber gegen Valeska, einen Zorn im Gemüthe des jungen Offiziers entzündete, den derselbe nur mit Mühe zu zügeln vermochte. Auch entging es dem Auge des Bruders nicht, daß die Schwester innerlich litt und daß sie wenig Freude an der Gegenwart des ungebildeten, anmaßenden Gesellen hatte.

Am nächsten Tage ließ Frau v. Krewzow ihren Sohn und den alten Herrn Pilgrim zu sich in das Bibliothekzimmer bitten. Bleich, wie eine Todkranke, saß sie in einem der hochlehnigen, geschnitzten Eichenholzsessel, mit dem Rücken gegen den Kamin gekehrt, auf dessen Gesims als besondere Zierde ein hoher Schild aus kostbarer Emailarbeit lehnte, der Wappenschild der alten Familie der Edlen v. Krewzow.

In kurzen Worten theilte sie hier den Herren ihren in Bezug auf ihre Tochter Valeska gefaßten Entschluß mit.

Wenn ein Sprenggeschoß zwischen den Beiden in den Boden gefahren wäre, so hätten dieselben nicht so versteinert, nicht so entsetzt dasitzen können, als nach dieser Eröffnung.

In den ersten Augenblicken seiner Erregung schien Friedrich alle Achtung und Ehrfurcht vor der Mutter vergessen zu haben. Er konnte sich nicht fassen, nicht zügeln.

„Das ist unerhört! Das ist eine Schmach!“ rief er außer sich. „Aber ich, als ältester Sohn des Hauses, als Stellvertreter meines Vaters, als Beschützer meiner Schwester, verbiete es!“

Digitized by Google

„Und ich als Mutter und alleinige Herrin des Hauſes wünſche es und habe bereits Alles endgiltig feſtgeſtellt.“

Sie ſprach dieſe Worte mit eiſiger Ruhe.

Der alte Juſtizrath erſchöpfte ſeine ganze Beredtſamkeit, allein vergebens.

Dann wurde Valeska herbeigerufen.

Sie erſchien, bleich und ſchwach; traurig und wie müde ſchaute ſie der Mutter in das geiſterhaft ſtarre Antlitz und dann warf ſie ſich lautlos in die Arme des Bruders. Eine lange Zeit vernahm man in dem großen Gemach nichts als das Ticken der Uhr auf dem Kaminſims.

Endlich richtete ſie ſich wieder empor, und ohne daß Jemand eine Frage an ſie gerichtet hätte, erklärte ſie mit leiſer, aber feſter Stimme, daß ſie aus eigenem, freiem Willen ſich entſchloſſen habe, Herrn Hartmann ihre Hand zu reichen.

„Es iſt dies mein Wunſch,“ ſchloß ſie, die ſchmalen, weißen Hände gekreuzt auf die Bruſt legend.

Friedrich und der alte Freund der Familie ſchauten ſie erſtaunt und ungläubig an. Ihr Ausſehen glich dem einer Märtyrerin, aber um den lieblichen Mund ſpielte ein Lächeln. Niemand ſollte die mindeſte Veranlaſſung haben, für ſie und gegen die Mutter aufzutreten.

„Meine Tage ſind nur noch wenige,“ ſagte ſie ſich, „warum ſoll ich's da nicht tragen?“ —

Seit dieſer Scene vermied Friedrich die Gegenwart

ſeiner Mutter; die arme Frau ertrug dies mit Ergebung, und vielleicht auch ohne zum rechten Bewußtſein der Handlungsweiſe des Sohnes zu gelangen, da Hartmann ſie von Tag zu Tage dringender und rückſichtsloſer beſtürmte, dem „Gezerre" ein Ende zu machen und die Hochzeit in der allernächſten Zeit ſtattfinden zu laſſen.

Allein, obgleich ſie bisher ſelber fieberiſch darnach geſtrebt hatte, das Opfer zu beſchleunigen und damit die düſter drohende Gefahr aus der Welt zu ſchaffen, jetzt, da es an ſie herantrat, ſuchte ſie wiederum nach Gründen, es hinausſchieben zu dürfen. Wally war ja noch ſo jung, faſt noch ein Kind. Dazu war ſie neuerdings recht elend geworden und bedurfte mehr als je der mütterlichen Sorgfalt. Es wäre beſſer, zu warten, bis der Sommer käme, dann wäre es noch immer früh genug. Und unter dergleichen Vorwänden verzögerte ſie die Feſtſetzung der Hochzeit von einem Tage auf den andern.

Niemand im Hauſe ahnte, wie ſie unter dem brutalen Drängen und unter den Drohungen Hartmann's litt. Längſt ſchon war ihr das Leben eine unerträgliche Laſt geworden. Wie oft hatte ihr ſchon der Befehl, den Menſchen zum Hauſe hinauszuwerfen, auf den zornbebenden Lippen geſchwebt, allein ſie durfte ihn ja nicht ausſprechen. Sie durfte auch nicht einmal ihren Sohn um Beiſtand anrufen, ſie durfte ihm nicht die leiſeſte Urſache zum Einſchreiten gegen den Mann geben, den er ohnehin ſchon mit dem äußerſten Argwohn beobachtete, den ſie ſich zu ihrem Schwiegerſohn erkoren und der ſchon jetzt ihr Tyrann war. Ja, ſie heuchelte ſogar mit blutendem

Digitized by Google

Herzen noch immer einen Groll gegen Friedrich, damit derselbe die Verfolgungen nicht merke, denen sie täglich ausgesetzt war.

Aber die Stunde nahte, wo alles dieses ein Ende finden sollte.

Eines Morgens hatte wieder ein stürmischer Auftritt zwischen der Schloßfrau und dem Gutspächter stattgefunden, und die Erstere, zum Aeußersten getrieben, hatte versprochen, bis zum Nachmittage ihren unwiderruflichen Entschluß kundzugeben. Die Frist war nahezu abgelaufen. Frau v. Krewzow saß in der Bibliothek, einsam und brütend, da öffnete sich eine der Thüren und herein trat ihr Peiniger. Schon auf der Schwelle fing er laut und in scheltendem Tone zu reden an.

„Nun, wie ist's, meine liebe Frau v. Krewzow," rief er der Zusammenschauernden entgegen, „kriege ich jetzt meinen Bescheid? Meine Geduld ist zu Ende, und ich lasse mich keine Minute länger von Ihnen an der Nase herumführen. Entweder — oder!"

„Sie haben mein Wort, Herr Hartmann," antwortete die Wittwe.

„Ihr Wort! Was soll mir das? Das habe ich schon lange, und was hat's mir genützt? Wally's Wort verlange ich! Verstanden? Auf Ihre Flunkereien lasse ich mich nicht mehr ein. Wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten, bin ich auch des meinen quitt. Soll ich Ihnen vielleicht noch einmal erzählen, was Ihnen bevorsteht, wenn ich meine Gewalt gegen Sie gebrauchen will?"

„Mensch, schweigen Sie, Sie werden mich noch wahn-

ſinnig machen! Wie können Sie ſich unterſtehen, bei offener Thüre ſo zu mir zu reden? Meinen Sie, daß es keine Ohren im Hauſe gibt? Und bedenken Sie nicht, daß alle Gewalt Ihren Händen entwunden iſt, wenn auch nur noch ein Ohr außer dem meinen die Schmach vernimmt, die Sie mir anthun?“

Hartmann ſah ſich nach der Thür um, die er hinter ſich offen gelaſſen hatte.

„So leicht belauſcht uns Keiner,“ ſagte er mit höhniſchem Lachen. „Warum auch? So angenehme Leutchen ſind wir gegenwärtig Beide nicht, daß man ſich mit Gewalt in unſere Geſellſchaft drängen ſollte. Alſo damit bringen Sie mich nicht von dem ab, was ich Ihnen ſagen will. Hören Sie zu. Sie haben kein Recht, ſich hier im Schloſſe als die Herrin aufzuſpielen, Sie haben kein Recht, ſich der Frau Ihres ärmſten Ackerknechtes gleichzuſtellen, und Ihre Kinder haben nicht das Recht, ſich Krewzows zu nennen. Sie ſollten Ihrem Herrgott auf den Knieen danken, daß ein anſtändiger Mann Ihrer Tochter noch ſeine Hand anbietet, denn Sie wiſſen ſehr wohl —“

Er hatte es bisher vermieden, ſie anzuſehen, in dieſem Moment aber begegnete er dem Blick ihres Auges, und dieſer Blick ließ ihn verſtummen. Sie ſtand aufgerichtet, ſtarr wie ein Bild aus Stein, mit geöffneten Lippen, als wäre auch der Schrei in ihrem Munde verſteinert. Ihre hervorgetretenen Augäpfel waren unbeweglich und mit dem Ausdruck tödtlichen Entſetzens gegen etwas gerichtet, das ſich hinter ihm befand, und ihre Hände hatten ſich er-

hoben wie in Abwehr, aber auch wie in flehender Beschwörung.

Den eben noch so lauten und höhnisch herausfordernden Menschen beschlich eine kalte Furcht. Er verstand die Geberde der Wittwe nicht, aber er fühlte instinktiv, daß sich eine Gefahr hinter ihm befand. Er wendete sich schnell um, zu sehen, was es sei.

Kurz zuvor, als er zu reden angefangen, hatte die gequälte Frau, indem sie ihre Augen zu ihm erhob, hinter ihm, außerhalb der offenen Thür, eine Gestalt bemerkt, die näher kam und in der sie, sprachlos vor Schreck, ihren Sohn Friedrich erkannte. Derselbe blieb in der Thüre stehen, während seine Mutter, im Banne des Entsetzens, kein Glied zu rühren vermochte.

„Also der Herr Lieutenant hat gehorcht?" rief Hartmann, sich zu einem spöttischen Lachen zwingend. „Na, da wissen Sie ja nun auch, was wir Beide hier immer so geheim mit einander zu verhandeln hatten, und auch —"

Ein pfeifender Hieb über sein Gesicht schnitt ihm jedes weitere Wort ab. Der junge Offizier hatte eine der schweren Hetzpeitschen, die gleich neben der Thür zwischen den Jagdgeräthschaften in dem Vorsaal hingen, herabgerissen.

„Da!" sagte er keuchend. „Du Bube! Das ist für die Beleidigung meiner Mutter! Und da! Für meine Schwester! Und da! — Und da! — Und da!"

Der letzte Hieb traf die Thür, durch welche der Gutspächter, die Arme über den Kopf emporhaltend, laut aufheulend hinausrannte.

„O mein Sohn!“ rang es ſich von den Lippen der Mutter.

Der Lieutenant ſchlug die Thüre zu und trat dann bleich und bebend und athemlos dicht vor ſie hin.

„Und jetzt will ich wiſſen, was Du mit dem Buben zu ſchaffen gehabt haſt,“ ſtieß er hervor. „Er hat Dir gedroht und Dich und uns beſchimpft. Ich verlange von Dir die Wahrheit!“

Frau v. Krewzow ſchwieg. Faſt hatte es ſie gefreut, als ſie ein ſolches Gericht an ihrem Verfolger vollſtrecken ſah, und ein ſtolzer Triumph war durch ihr Herz gezogen, als ihr junger Sohn ſo ritterlich ſeines Rächeramtes waltete. Aber das war nur ein flüchtiger Augenblick geweſen, und der alte Schrecken erfaßte ſie auf's Neue mit Uebergewalt. Sie ſollte ihm ihre und ſeine Schande kundthun? Nimmermehr!

„Ich kann nicht — ich kann nicht!“ wimmerte ſie und ſchlug die Hände vor das Geſicht. „O Friedrich! Du weißt nicht, was Du gethan haſt! Der Mann iſt unſer beſter Freund, unſer Retter! Laß mich zu ihm, ich muß mit ihm reden! Und auch Du, Friedrich, auch Du mußt Dich mit ihm verſöhnen. Sage ihm, daß Dir's leid thut — o Vater im Himmel!“

„Der Vater im Himmel hat hiermit nichts zu thun,“ entgegnete Friedrich düſter und ſchmerzvoll, „ſonſt würden wir einander nicht ſo gegenüberſtehen. Mutter, haſt Du ſo wenig Vertrauen zu mir? Zu jenem Buben ſollſt Du kein Wort mehr reden, ſo lange ich das verhindern kann. Aber rede zu mir, Mutter, zu Deinem Sohn!“

Digitized by Google

„Ich kann nicht! O, ich kann ja nicht!“ wiederholte ſie in herzbrechendem Jammer.

Dem jungen Manne wirbelte der Kopf. Ueberall Geheimniß, überall Schrecken, überall Elend! Er ſtürzte aus dem Zimmer, um ſelber zu erforſchen, was zu erforſchen war. Der Mutter war ſeine Entfernung eine Erleichterung. Sie ſank in einen Stuhl und blickte, zurückgelehnt, unverwandt nach der Thür, durch welche ihr Sohn verſchwunden war. Die Stunde war gekommen. Jetzt mußte er Alles erfahren, ja, in dieſem Moment wußte er wohl ſchon Alles. Aber nicht aus ihrem Munde. Es war ſo todt in ihr und um ſie, als ſei die Welt zum Stillſtand gekommen. Kein Athemzug hob ihren Buſen. Wie war es ſo lautlos in dem Hauſe, das nicht länger ihr Haus war, das ſie nun wie eine Geächtete verlaſſen ſollte!

Noch hatte ſie ihre Sinne in der Gewalt.

Die Thür öffnete ſich und ſie ſah Geſtalten hereinkommen; ſchattenhafte Geſtalten, aber doch Geſtalten, die ſie ſehr wohl kannte. Sie verſpürte ſogar in ihrem Herzen eine dumpfe, zuckende Empfindung, als ſie gewahrte, daß ihr Sohn jenes Weib an der Hand führte, durch welches Alles gekommen war. Tante Sintram weinte wie gewöhnlich. Die ſtarre Frau empfand etwas wie Verachtung bei dieſer Wahrnehmung; Kinder weinen, aber für Naturen, wie die ihre, gab es ſolche Erleichterung nicht.

„Nicht ein Sterbenswörtchen ſollt Ihr von mir erfahren, wenn Eure Mutter mir nicht ausdrücklich die

Digitized by Google

Erlaubniß dazu gibt," rief die Tante unter Thränen und Schluchzen. „Mir iſt ja auch damals bitteres Unrecht geſchehen, aber das ſchwerſte Unrecht und das bitterſte Herzeleid hat dort die Aermſte zu tragen! Gott der Allmächtige wird richten; es iſt ein grauſamer, fürchterlich kaltherziger, grauſamer Verrath an ihr begangen worden! Glaubt mir's, Kinderchen, ich hätte mir gerne das bischen elende Leben genommen, wenn ihr damit geholfen geweſen wäre; es hätte aber nichts genutzt, da Albert Hartmann ja Alles weiß."

Vom heftigſten Schmerz und innigſtem Mitgefühl ergriffen eilte ſie auf die Regungsloſe zu: „O Du Arme, Du Gute, o Du goldiges Herz, was haſt Du leiden müſſen! Stirb uns nicht, ſtirb Deinen Kindern nicht! Laß mich's doch Allen erzählen, ſonſt tödtet es Dich — ganz gewiß, es tödtet Dich ſonſt!"

Aber noch andere Geſtalten waren im Zimmer; Valeska war da, und Juſtizrath Pilgrim, und Hölzermann, der treue. Wally glitt wie ein Geiſt heran und legte ſanft ihre Arme um die Mutter, Wally, das unglückliche Kind, welches das Verhängniß ebenfalls zu tödten drohte. Die Schloßfrau wendete ihr marmorbleiches Antlitz langſam der Gruppe der Herangekommenen zu, die ſie nur noch unbeſtimmt durch den Nebel erkannte, der ſich um ihr Bewußtſein zu lagern begann. Sie bewegte leiſe, zuckend die Lippen, aber kein Laut, kein Hauch entſchlüpfte denſelben. Ihr Ausſehen war leichenhaft geworden, aber noch immer kämpfte ihr ſtarker Wille und leiſtete Widerſtand.

Digitized by Google

Die Situation wurde zu erschütternd, um länger währen zu können, das Schweigen mußte gebrochen werden. Mochte die Tante Sintram die Lippenbewegung der Sprachlosen für ein Zeichen der Einwilligung genommen, oder mochte sie, Angesichts dieses Augenblicks, aus sich herausgegangen sein und ganz aus eigenem Antriebe gehandelt haben, gleichviel — sie erhob die über dem durchnäßten Taschentuch gefaltenen Hände und rief: „Hört's Alle — o, hätte man mir doch die Zunge herausgerissen, ehe ich's sagen mußte — hört's, Kinder, und fluchet mir oder tödtet mich — lange bevor Euer Vater Eure Mutter gekannt, war ich sein angetrautes Weib und bin's geblieben, wenn auch fern von ihm, bis er starb."

„Meines Vaters Weib!"

Friedrich war's, der dumpf und tonlos diese Worte ausstieß. Er schaute um sich mit leerem Blick. Was er auch immer gefürchtet hatte — und er wußte selbst nicht, was — das war's nicht. Er sah seine Mutter an, deren Gesicht jetzt auf das seine gerichtet war; er stürzte an ihre Seite und umfing sie mit seinen Armen.

Die andere Frau v. Krewzow, die Frau, die nach dem Gesetz die einzige rechtmäßige Gattin des Verstorbenen war, sie warf sich ihrer Rivalin zu Füßen und benetzte die Hände derselben mit heißen Thränen.

„Jetzt ist's ja überstanden, Du Edle, Du Schuldlose! Nun fasse auch wieder Muth! Siehe, Du hast die lieben Kinder; Gott wird Dir noch viel Freude und Glück durch sie bescheeren —"

Die Thür wurde geräuschvoll aufgestoßen und Hart-

mann trat ein, wuthblickend und mit entſtelltem Geſicht. Er hatte ſich draußen wieder zuſammengerafft und kam nun, um ſeine Rache zu nehmen.

Der Anblick aber, der ſich ihm bot, bannte ihn an die Schwelle. Sein Muth kühlte ſchnell ab. Trotzdem aber rief er noch mit rohem Trotz: „Alſo die ganze Sippſchaft!“

Bei dem Ton dieſer Stimme wendete ſich Jeder um. Der Juſtizrath erhob abweiſend die Hand, und der alte Hölzermann ging entſchloſſen auf den Eingedrungenen zu. Valeska aber, die hinter der Mutter ſtand, umarmte dieſelbe feſter und brach in einen Strom von Thränen aus.

Denn nun war ſie ja frei und erlöst. Die finſtere, fürchterliche Wolke über ihrem Haupte, über ihrem Leben, war mit einem Schlage zerſtreut. Wohl koſtete die Befreiung viel, ſehr viel, allein der Preis war dennoch kein ſo grauenhafter, wie der für das Verſchweigen.

„Mutter, liebſte Mutter, nun iſt's ja überſtanden! Sei ſtark; wir helfen Dir tragen, freudig und gern!“

So redete ſie leiſe und ſchmeichelnd der Mutter in's Ohr.

Frau v. Krewzow's Haupt lehnte gegen den hohen Rückentheil des Stuhls.

„Muth, beſte Mutter!“ flüſterte Wally, indem ſie die Wange der Regungsloſen küßte, „ſieh uns doch an, wir Alle helfen Dir's tragen!“

Dann aber fuhr ſie mit lautem Schrei zurück.

„Friedrich! Was iſt mit der Mutter?“

Digitized by Google

Die Schloßfrau saß still und starr, das Haupt leicht erhoben und nach hinten gelehnt; ihr zu Seiten die tief erschrockenen Kinder, Valeska und der junge Offizier; ihr zu Füßen die Frau, die ihr das Verhängniß gesandt. Aus der Mitte dieser Gruppe starrte ihr marmornes Antlitz nach der Thür, wo ihr Feind stand, und durch welche die erregte Dienerschaft hereindrängte. Hölzermann hatte nicht mehr nöthig, den Gutspächter abzuwehren und hinauszuweisen. Als er ihm ganz nahe war, that derselbe einen Schritt zurück und wendete sich dann, nach einem letzten, furchtsamen Blick auf die Frau des Hauses, zu eiliger Flucht.

Die Dulderin war todt.

Sie hatte ihr Leben gelassen auf der Wahlstatt, wo sie bis zum letzten Athemzuge gekämpft hatte um ihre und ihrer Kinder Ehre. —

Auf dem Kamingesims, hinter dem Stuhl der Todten und gleichsam über dem Haupte derselben, funkelte der Wappenschild der Krewzows im blutrothen Strahl der untergehenden Wintersonne und fesselte den thränenlosen, wie abwesend wandernden Blick des Sohnes. Ein Ausdruck finstersten, tödtlichsten Hasses kam verzerrend über des jungen Mannes Züge. Knirschend haschte er nach der noch auf dem Tische liegenden Hetzpeitsche, und von dem schweren, eisengefüllten Knauf derselben getroffen stürzte der Schild zertrümmert hinab auf das Getäfel des Fußbodens.

— — — — — — — — — — — —

Noch an demselben Abend verließen die Hinterbliebenen

unter dem Beiſtande des Juſtizrathes und des alten Dieners das Krewzow'ſche Herrenhaus; ſie führten ihre todte Muter mit ſich und fuhren eine lange Strecke durch die öde Winternacht nach einem kleinen Beſitzthum, welches ehemals der Mutter von Seiten ihrer Familie als Erbe zugefallen war. Und hier begruben ſie ſie auch, unter der Theilnahme der ganzen Gegend, denn Jeder, dem es zu Ohren gekommen, beklagte mit Schmerz und tiefer Entrüſtung das unerhörte Unglück, welches der verſtorbene Edelmann über ſeine Wittwe und ſeine Kinder gebracht hatte.

In der Abgeſchiedenheit dieſes kleinen Gutes begannen die Kinder ein neues, von dem ehemaligen Leben ganz verſchiedenes Daſein. —

Die Kunde von der Kataſtrophe war auch bis zu dem Grafen v. Harttenſtein gedrungen, der in Italien das ihm widerfahrene Leid zu vergeſſen geſucht hatte. Eilig kehrte er jetzt zurück, und als im jungen Frühling die erſten Veilchen auf dem Grabe der Mutter blühten, da führte er die Geliebte ſtill aber ſelig zum Altar, und ſo erhielten auch die unerwachſenen Geſchwiſter wieder ein neues Heim.

Friedrich war beim Regiment um ſeinen Abſchied eingekommen; er wollte nicht abwarten, bis der Makel, der an ſeiner Herkunft haftete, die Kameraden zwang, ihm den Rücken zu kehren. Allein er hatte die Kameraden nicht richtig beurtheilt. Die Kunde von ſeinem Unglück war früher an das Regiment gelangt, als er geahnt; der Oberſt hatte die Offiziere zu einer Berathung dieſes außerordent-

lichen Falles zusammengerufen, deren Ergebniß der einstimmige Beschluß war, für den bedauernswerthen und so vielversprechenden jungen Lieutenant die Gnade des Königs anzurufen. Und dieser Schritt war, wie vorauszusehen, nicht umsonst gewesen. Das Schicksal der unschuldigen Familie hatte den Monarchen tief gerührt, und er bestimmte in seiner Kabinetsordre, daß die Kinder des verstorbenen v. Krewzow, Friedrich, Valeska, Bertha und Adelheid, nicht nur legitimirt, sondern auch gezwungen sein sollten, fortan den Familiennamen ihrer Mutter, v. Kroog, mit dem Zusatznamen „Ehrenschild", und zwar in der Fassung „v. Ehrenschild und Kroog" zu führen.

Das Entlassungsgesuch des Lieutenants Friedrich v. Ehrenschild und Kroog wurde nicht genehmigt. Die Beihilfe, welche ihm aus dem hinterlassenen Vermögen seiner Mutter gewährt werden konnte, reichte vollständig aus, die Kameraden standen zu ihm in herzlicher Freundschaft, und Graf Reginald war und blieb sein treuer Bruder.

Im Krewzow'schen Schlosse aber haust jetzt als Besitzer ein Verwandter aus einer Nebenlinie der Krewzow, auf den als nächsten Erben das Rittergut übergegangen war. Denn da die erste Frau des verstorbenen Herrn v. Krewzow kinderlos war, so konnte sie auf die Hinterlassenschaft desselben keinen Anspruch erheben.

Dagegen wurde ihr auf Antrag Albert Hartmann's gerichtlich nicht nur die Berechtigung zuerkannt, den Namen und Titel einer Frau v. Krewzow zu führen, sondern ihr auch der volle Anspruch auf die seit vierundzwanzig Jahren

Digitized by Google

rückſtändigen ſtandesgemäßen Erhaltungskoſten, die jetzt an Stelle des Verſtorbenen der Erbe aus dem hinterlaſſenen Vermögen deſſelben bezahlen mußte, zugeſprochen.

So gelangte die gute „Tante Sintram", ohne daß ſie es gewollt, plötzlich in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens, deſſen ſie ſich jedoch nicht lange mehr erfreute, da ſie unerwartet ſchnell ſtarb.

Ihr Teſtament war für Albert Hartmann eine große Enttäuſchung, denn ſie vermachte in demſelben nur ein Drittel ihres Vermögens ihrem Neffen, zwei Drittel aber den Kindern ihres Gatten, deren Schickſal mit heißen Thränen zu beklagen ſie nie aufgehört hatte.

Ueber deren Schmerz iſt die Zeit mit ihrer lindernden Kraft hinweggegangen. Heute ſteht das Geſchlecht Derer v. Ehrenſchild und Kroog in voller Blüthe und hat ſogar das alte Schloß Krewzow zurückzukaufen vermocht.

Das Bild aber, welches den Ehrenplatz unter den übrigen Familienbildern in dem großen Wohnzimmer einnimmt, iſt das Konterfei der Frau, die offenen Auges, erhobenen Hauptes und bis zum letzten Athemzuge in Harniſch und Wehr gegen Schmach und Entehrung ihr Leben gelaſſen hat.

Digitized by Google

# Des Zaren Lieblingstochter.

## Aus dem Leben einer unglücklichen Frau.

Von

**Ernst Hellmuth.**

(Nachdruck verboten.)

Der einzige Sohn der großen Zarin Katharina II. von Rußland, der Großfürst Paul, war mit der württembergischen Prinzessin Sophie vermählt, die als seine Gemahlin dem russischen Hofgesetz gemäß wie ihre Religion, so auch ihre Vornamen ändern mußte und daher Maria Feodorowna hieß. Dieser Ehe entsproßten vier Söhne und fünf Töchter, so daß also die Zukunft der mit Katharina's Gemahl, Peter III., auf den russischen Thron gekommenen holstein-gottorp'schen Dynastie nach Möglichkeit verbürgt war.

Der Großfürst war aber auch ein guter Familienvater und fühlte sich am glücklichsten, wenn er fern von der ihm feindlich gesinnten tyrannischen Mutter auf seinem Landschloß Gatschina im Kreise seiner Familie leben konnte. Er liebte Frau und Kinder; noch fraß das Gift des Mißtrauens nicht an seinem Herzen, wie es später auf dem Throne der Fall war. Seine älteste Tochter Alexandra, ein bildschönes Mädchen, war sein besonderer Liebling und

Digitized by Google

wurde es immer mehr, je liebreizender ſie ſich zur Jungfräulichkeit entfaltete.

Freilich, auch dies Glück wurde dem Großfürſten von der Despotie ſeiner Mutter, der Kaiſerin, nur zu oft und zu ſehr verbittert; denn die alte Zarin gönnte ihrem Sohne ſeine Kinder nicht, legte gleichſam Beſchlag darauf, nahm ſie, je älter ſie wurden, deſto mehr unter ihre perſönliche Obhut und beſtimmte nach ihrem Willen deren Erziehung.

Ganz dieſer oberherrlichen Stellung zu ihrem Sohne entſprechend, faßte ſie im Jahre 1796 den Plan, die blutjunge Großfürſtin Alexandra mit dem nicht minder jungen König Guſtav IV. Adolph von Schweden zu verheirathen, ohne darüber die Eltern zu fragen. Es paßte ihr für ihre politiſchen Zwecke, durch dieſes Mittel das ſchwediſche Königshaus an Rußland zu binden und damit in das nordiſche Nachbarreich die begehrliche ruſſiſche Hand zu ſtrecken. Nichts konnte auch ihrem praktiſch politiſchen Sinn näher liegen, als die heranwachſenden Töchter des kaiſerlichen Hauſes im Intereſſe einer Heirathspolitik zu verwenden.

Eine Verbindung der Großfürſtin Alexandra mit Guſtav von Schweden war überdem nicht als ein Opfer anzuſehen, zu dem die auch von ihr ſehr geliebte Prinzeſſin ſich Kraft des Willens der Kaiſerin entſchließen mußte. Der Thron von Schweden ſtand hoch in Anſehen und Macht; er konnte für begehrenswerth ſelbſt für eine ruſſiſche Zarentochter gelten. Und Guſtav IV. war überdem jung und ſchön, ein heißblütiger, ritterlicher Charakter, wie ſein unglücklicher, durch Mörderhand einige Jahre zuvor gefallener

Vater, und derart wohl geeignet, die Liebe eines Mädchens zu erwecken. So konnte Katharina ihren Plan für ebenso klug im Interesse ihres Reiches, als glückversprechend für ihre Enkelin erachten.

Die diplomatischen Besprechungen mit Schweden darüber führten auch schnell zu einem guten Ausgang. Der Oheim und Vormund des Königs, Herzog von Südermannland, kam dem Projekt der Zarin auf's Bereitwilligste entgegen. Der junge König war, als er das nach Stockholm gesandte Bild der Großfürstin Alexandra gesehen, Feuer und Flamme. Die Verlobung wurde daher an den beiden Höfen des Nordens bekannt gemacht, und sobald der König, was am 1. November 1796 geschehen sollte, für großjährig erklärt worden wäre, wollte er nach Petersburg kommen, um da die Hochzeit zu feiern.

Nun ließ Katharina Alles vorbereiten, den Bräutigam auf's Festlichste zu empfangen und während seines Aufenthaltes in ihrer Hauptstadt zu unterhalten. Die Großfürstin Alexandra wurde von ihr mit Huld und Zärtlichkeit überschüttet, und das junge Mädchen hörte so viel Schönes und Verlockendes über ihren Verlobten, daß sie in Sehnsucht dem Tage entgegensah, an dem er zu ihr geführt werden und mit ihr von seiner Liebe sprechen würde. Auf Befehl der Zarin mußten die Großfürstinnen und ihre Ehrendamen sich im Contretanz üben, der in Stockholm am Hofe besonders beliebt war. Die ganze Hofgesellschaft an der Newa führte alle Tage Contretänze auf, um den neuen Tanz gründlich zu erlernen.

Gleich in den ersten Novembertagen traf Gustav von

Schweden mit ſeinem Oheim und einem zahlreichen, glänzenden Gefolge in Petersburg ein und erhielt ſeine Wohnung im kaiſerlichen Winterpalais. Die Schweden trugen alle noch die alte ſpaniſche Hofkleidung und machten damit einen glänzenden maleriſchen Eindruck. Alle Abend war Ball, nachdem Tags über Feſte aller Art ſtattgefunden hatten, und überall wurden die fremden Gäſte mit ihren nickenden Federn auf dem Hut mit höchſter Auszeichnung behandelt. Die Großfürſtinnen tanzten nur mit ihnen.

Niemals wurden Gäſte an einem Hofe liebenswürdiger aufgenommen. Der König ſah ſeine Braut nicht nur bei allen dieſen Feſten, ſondern er war auch Stunden lang in der Wohnung der Zarin in traulichem Geſpräche mit ihr, und die kaiſerliche Großmama ſah mit heller Freude, welche echte Leidenſchaft des Herzens die beiden jungen Leute ſich entgegenbrachten.

Alexandra ſtrahlte vor Glück, und dies erhöhte noch ihre Schönheit. Der König war entzückt von ihr; er ſprach mit Bewunderung von ihrer Kindlichkeit und Güte des Charakters und berauſchte wiederum ſie in den vertraulichen Geſprächen mit ihr durch die ſchwärmeriſche Beredtſamkeit ſeiner Liebe. Der Herzog von Südermannland verhehlte der Kaiſerin ſeine Genugthuung nicht über dieſe Herzenseinigkeit des Brautpaares, in der großfürſtlichen Familie war man darüber nicht minder hoch erfreut; alle Schweden und die ganze ruſſiſche Hofgeſellſchaft prieſen mit Stolz die Zukunft, welche eine ſo glückliche Ehe verſprechen mußte.

Der Tag der Trauung wurde endlich nach feſtlichen

Wochen festgesetzt. Es handelte sich nur noch um die Aufstellung des Heirathskontraktes durch den damit betrauten Staatsrath Marcow; es konnte ihm dies, wie man annahm, weiter keine Schwierigkeiten bereiten, da man in allen Punkten einig zu sein glaubte. Am Abend, für welchen die Einsegnung des Brautpaares bestimmt worden war, versammelten sich die Erzpriester und Erzbischöfe von Petersburg und Nowgorod mit dem Pomp ihres geistlichen Gefolges in der prächtig durch Kerzen erleuchteten Kapelle des kaiserlichen Schlosses. Die Herren und Damen des Hofes, die Minister, die Senatoren, viele Generäle und Personen der ersten russischen Familien, Alle in strahlender Festkleidung, waren nach der Kapelle befohlen und harrten in der Vorhalle der Ankunft des Brautzuges.

Längst war die dazu bestimmte Zeit vorüber, aber der Brautzug kam nicht. Es verging eine Stunde des Wartens, und Niemand von der kaiserlichen Familie erschien. Es vergingen ein paar Stunden und es war schon spät Abends geworden. Die Unruhe der Versammelten hatte längst einen hohen Grad angenommen; man flüsterte sich bedenkliche Fragen und Besorgnisse zu. Man sah Herren aus der nächsten Umgebung der Kaiserin nach den Gemächern derselben gehen und mit verstörten Mienen zurückkehren, ohne aber etwas über den Grund davon sagen zu wollen oder zu können.

Vier Stunden dieser qualvollen Ungewißheit und Aufregung waren verflossen, als endlich Meldung aus den Zimmern der Kaiserin kam, daß die Geistlichkeit entschuldigen möge, diesmal vergeblich bemüht zu sein, und die

versammelten Herren und Damen sich wieder nach Hause begeben könnten, da die Trauungsfeierlichkeit wegen eines Hindernisses, das sich in letzter Stunde erhoben, aufgehoben werden müsse.

Man ging erschrocken auseinander. Ein Hinderniß in letzter Stunde, so daß eine von der allmächtigen Zarin angeordnete kirchliche Feier nicht abgehalten werden konnte — etwas so Ungeheuerliches war noch nie dagewesen, vermochte man gar nicht zu fassen. Bald erfuhr man freilich den Grund. Schwedischerseits hatte man verlangt, daß in dem Ehevertrag der Artikel gestrichen werde, den Marcow pflichtmäßig aufgesetzt hatte und der bestimmte, daß die Großfürstin Alexandra als schwedische Königin nach russischer Sitte in der griechischen Religion verbleibe, und zum Kultus derselben in Stockholm ihr eine Kapelle zu erbauen sei. Dagegen wollte der König Gustav als strenger Protestant, und weil er sowohl seine Ehre durch jene Klausel verletzt fühlte, wie sein schwedisches Volk damit zu beleidigen glaubte, den Vertrag in dieser Form nicht unterzeichnen. Marcow hatte indessen als leichtmüthiger Mann diesen Widerspruch nicht für so wichtig gehalten, um sich deßwegen zu beunruhigen, oder gar diesen stolzen schwedischen Zumuthungen Rechnung zu tragen, indem er die Klausel aus dem Vertrage strich. Da ja Alles schon für die Trauung vorbereitet war, wähnte er, daß wegen einer ihm so nebensächlich erscheinenden Frage die Sache nicht mehr rückgängig gemacht werden könne. Zudem wollte er jetzt den Vertrag erst nach der Trauung zur Unterschrift vorlegen.

Aber er irrte ſich. Der König wollte in Uebereinſtimmung mit ſeinem Oheim und ſeinen Räthen den Vertrag durchaus vor der kirchlichen Feier unterzeichnen, und als er die erwähnte Klauſel in dem Dokument fand, verweigerte er mit der heftigen Beſtimmtheit ſeines eigenſinnigen Charakters die Unterſchrift. Vergebens ſuchte man ihn umzuſtimmen, ſowohl von Seiten der Ruſſen, die auf der Klauſel beſtehen mußten, wie nun auch von Seiten ſeiner Schweden, die um jeden Preis eine ſo offene Beleidigung der Zarin und damit einen ſchroffen Bruch mit Rußland verhüten wollten, wie ſie durch ein Zurücktreten des Königs von der Heirath in letzter Stunde unvermeidlich erfolgen mußten.

Die Zarin, die Braut, ihr Vater und ihre Mutter, ihre Geſchwiſter, der ganze Hof, die hohe Geiſtlichkeit warteten währenddem im Winterpalais auf den Bräutigam. Als er endlich in höchſter Aufregung kam, und zwar in's Zimmer zu ſeiner harrenden Braut, erzählte er ihr, was vorgefallen, vertheidigte ſeine Handlungsweiſe und dehnte das Geſpräch mit ihr zu einer beredtſamen Klage über die ruſſiſche Anforderung aus. Die arme Großfürſtin erklärte darauf, ſie wolle, wenn er jetzt den Vertrag unterſchriebe, aus Liebe zu ihm nach ihrer Ankunft in Schweden thun, was er nur wolle.

Trotz alledem unterſchrieb König Guſtav den Vertrag nicht, denn die Kaiſerin beſtand auf der Klauſel, und in ihrem feſtlichen Schmuck zwang ſie ſich, ruhig zu erſcheinen, um das Ende der Unterhandlungen mit dem trotzigen Bräutigam abzuwarten. Da ſchließlich ſich nichts Anderes

Digitized by Google

ergab, als daß derſelbe fortgeſetzt und immer hartnäckiger die Zumuthung zurückwies, jene Klauſel durch Unterzeichnung der Urkunde zu genehmigen, ſo blieb der tödtlich beleidigten, in Zorn glühenden Zarin nichts übrig, als die Trauungsfeierlichkeit abſagen zu laſſen.

Es hatte ſich alſo nicht blos ein vorläufiges Hinderniß gegen die Verheirathung ergeben, ſondern es war zwiſchen dem König Guſtav und der greiſen Zarin Katharina ein vollſtändiger Bruch erfolgt. Eine ſo ſchwere und öffentlich erlittene Beleidigung konnte eine ſo ehrgeizige und ſtolze, vom Bewußtſein ihrer Macht erfüllte Frau nicht verwinden. Es war gewiß, daß ſie an Schweden Rache dafür nehmen werde, und Jedermann am Hofe zu Petersburg ſprach es aus, daß der Krieg gegen Guſtav IV. ſo gut wie beſchloſſene Sache ſei.

Der junge König verhehlte ſich dieſe wahrſcheinlichen Folgen der Hochzeitsreiſe nicht. Aber in ſeinem Stolz beunruhigte er ſich nicht über ſolche Gefahr, und dies legte er dadurch an den Tag, daß er noch gar keine Anſtalten zur Abreiſe traf. Er fühlte ſich im Recht, und ſeine Schweden bildeten ſich etwas darauf ein, daß er ſo viel Muth und Charakter in dieſer heiklen Frage zeigte. Seltſam war es nun allerdings, daß die Schweden noch zu Gaſte bei der Kaiſerin blieben und daß ſie wohl oder übel als ſolche behandelt werden mußten. Nur war es auf einmal ſtill, unheimlich ſtill im Winterpalais geworden.

Am nächſten Tage, der dem unheilvollen Vorgang folgte, fand zur Feier des Geburtstages einer der kleinen Töchter Paul's Hoffeſt und Ball ſtatt. Die alte Kaiſerin erſchien

mit ihrem ewigen Lächeln um die Lippen; aber in ihren Augen sah man die Wuth, die sie erfüllte. Wohl beherrschte sie sich bewunderungswürdig und begrüßte ihre schwedischen Gäste und den König besonders mit allen Zeichen ihrer Huld. Viel weniger konnte dieser seine Verstimmung verbergen, so sehr er sich auch bemühte, es zu thun. Man tanzte wieder Contre; nur wogten die Federn an den Schwedenhüten nicht so lustig wie vor diesem Abend, und die bisher so gefeierten und gern gesehenen fremden Gäste merkten gut genug die Erkältung der Atmosphäre, in der sie sich bewegten.

Die unglückliche Braut war nicht zugegen; ihr Vater, der Großfürst Paul, zeigte ein finsteres Gesicht; seine stattlichen Söhne Alexander und Konstantin mieden die Schweden und machten gegen ihre russischen Hofkavaliere dem Zorn darüber Luft, welche Schmach ihrer Schwester bereitet worden sei. Höflicher Weise schob man vernehmbar für die Gäste alle Schuld an dem Vorfall auf die Leichtsinnigkeit Marcow's; aber die Schweden merkten doch deutlich genug, daß hinter dieser Höflichkeit die Erbitterung gegen sie sich verbarg.

Noch zwei Tage bereiteten sie dem Hofe die Pein ihrer Anwesenheit; dann traten sie mit ihrem König die Rückreise an. Hinter ihnen her flogen die russischen Flüche und Zornausbrüche über solch' aufgeputztes, hochfahrendes „Königlein", das es gewagt habe, der großen „Semiramis des Nordens" und der schönen Großfürstin Alexandra eine so brennende Schmach anzuthun. Aber die Zarin brütete schon darüber, wie sie sich volle Genugthuung verschaffen

werde. Sie verließ ihr Zimmer nicht mehr seit der Abreise des Königs und tobte da ihre Wuth aus.

In einem solchen Anfall rührte sie der Schlag. Ihr Tod, an dem offenbar die schwedische Beleidigung schuld war, verhinderte ihre Rache; ihr Sohn und Nachfolger Paul I. aber machte grundsätzlich keine ihrer Sachen zu der seinigen.

Drei Jahre später verheirathete er seinen Liebling, die Großfürstin Alexandra, an den Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn. Die schmerzliche Enttäuschung, unter welcher das junge, so strahlend aufgegangene Morgenroth ihrer ersten Liebe erstorben war, hatte einen träumerischen Zug in ihrem Antlitz zurückgelassen, der aber die Schönheit desselben nur noch erhöhte. Eine stolze, in Jugendfülle von kaum zwanzig Jahren prangende Erscheinung, überdem geistvoll und liebenswürdig in ihrem Wesen, begeisterte sie die heißblütigen Ungarn seit ihrer Ankunft förmlich für sich, und dies mußte ihr als Trost in einer Ehe gelten, welche ihr sonst wenig Freuden bot. Ja, am kaiserlichen Hofe zu Wien, wo sie einen Theil des Jahres mit ihrem Gemahl verbringen mußte, wurde sie so unfreundlich aufgenommen, mußte sie so viele Widerwärtigkeiten erdulden, daß sie ihr Loos nur als ein recht unglückliches ansehen konnte.

Dies und die Ursachen davon verhehlte sie ihrem Vater, dem Zaren Paul, nicht, und der leidenschaftliche, jähzornige Monarch, der diese Tochter über Alles liebte, gerieth deßwegen in eine solche Wuth gegen Oesterreich, daß seine bisher freundschaftlich gewesenen Beziehungen zu demselben in's völlige Gegentheil umschlugen, der Erzherzog

Joseph ihm verhaßt, der österreichische Kaiser und sein Hof der Gegenstand seiner Schmähungen wurden. Er forderte sogar seine Tochter auf, wieder zu ihm zurückzukehren, so daß die Arme, welcher einst der König von Schweden aus Eigensinn im Brautschmuck die Herzenshoffnungen geknickt, nunmehr den zweiten, ihr eben erst aufgesetzten Myrtenkranz selbst entblättern sollte.

Eine solche Erfahrung beugte sie schwer darnieder. Wie elend war ihr Loos! Welch' ein bitterer Hohn des Geschicks, durch ihren gesellschaftlichen Rang und ihre Schönheit als eine der Bevorzugtesten ihres Geschlechts zu glänzen und des Glückes des Herzens doch nicht theilhaftig geworden zu sein!

War es als Braut des schwedischen Königs ihre Religion gewesen, die sich unerwartet als die Ursache der Vereitelung ihrer jungfräulichen Hoffnungen erwies, so als österreichische Erzherzogin ihre Schönheit, welche ihr zum Mißgeschick, ja nur zu bald zum Verderben gereichen sollte. Und zwar war es die zweite Gemahlin des Kaisers Franz I., eine neapolitanische Prinzessin, welche, mit wenigen körperlichen Vorzügen ausgestattet, mit sehr unfreundlichen Gesinnungen auf Alexandra sah. Die Kaiserin war überhaupt eine Frau mit seltsamen Launen und absonderlichen Neigungen. Ihr Geschmack gefiel sich in Ungeheuerlichkeiten und bewies es durch die wunderlichen Statuen und Mißgebilde aus Stein, mit denen sie ihren Garten verunzierte. Der Kaiser aber ließ sich von seiner Gemahlin stark beeinflussen. Die Kaiserin also behandelte die junge Erzherzogin offen und insgeheim auf's Kränkendste, und

die Folge davon war, daß Alexandra jede Begegnung mit ihr zu vermeiden ſuchte und über eine ſolche verletzende Aufnahme am öſterreichiſchen Hofe ſich bei ihrem Vater beklagte.

Wie erwähnt, kam es darüber zu einem vollſtändigen Bruch zwiſchen dem Zaren Paul und der kaiſerlichen Familie in Wien, wodurch die Stellung ſeiner Lieblingstochter in derſelben nur noch unerträglicher wurde. Der Umſtand, daß ſie in Ungarn populär geworden war, reizte die Kaiſerin Maria Thereſe fort und fort, ihr das Leben zu verbittern, und die Unglückliche fand dort, wo ſie ihre neue Heimath hatte, und in der Familie, der ſie angehörig geworden, keinen Schutz. An ihr ließ man vielmehr die Empfindungen aus, welche des Zaren Feindſeligkeit aufgerufen hatte. Beſtand doch derſelbe immer gebieteriſcher darauf, daß ſeine Tochter zu ihm zurückkehre, und bei ſeinem Charakter konnte man ſich in Wien darauf gefaßt machen, daß er deßwegen ſelbſt einen Krieg gegen Oeſterreich nicht ſcheuen werde.

So war es wie ein Verhängniß für die daran doch ſo ſehr unſchuldige Alexandra, durch ihr perſönliches Unglück in der Liebe und in der Ehe Rußland in kriegeriſche Gelüſte gegen zwei ſeiner Nachbarn zu bringen, und verloren ſich dieſelben gegen Schweden durch den jähen Tod Katharina's, der ja auch mit der damaligen Brautſchaft der Großfürſtin zuſammenhing, ſo drohten ſie gegen Oeſterreich nunmehr deſto ſicherer loszubrechen.

Vielleicht würde dieſe Gefahr beſchworen worden ſein, wenn Alexandra dem Ruf ihres Vaters, nach Petersburg zurückzukommen, hätte folgen können. Aber unter den

nagenden Kümmerniſſen, die ſie erlitten, und den immer wieder ſich erneuernden Aufregungen, mit denen ihre zarte Natur ſeit Jahr und Tag zu kämpfen gehabt, war ſie auf das Krankenlager geworfen worden.

Sie ſollte auch von demſelben ſich nicht wieder erheben. Im März 1801, nach noch nicht zweijähriger Ehe, ſtarb ſie um dieſelbe Zeit, da ihr Vater ebenfalls ſein Leben verlor. Der Schmerz war ihm noch erſpart geblieben, den Tod ſeiner geliebten Tochter zu erfahren. Durch ſeinen Tod kam es nun auch wegen der unglücklichen Alexandra nicht zu dem Krieg Rußlands gegen Oeſterreich, wie der plötzliche Tod Katharina's den gegen Schweden verhindert hatte.

Unheimliche Gerüchte verbreiteten ſich ſofort über die Urſachen des Hinſcheidens Alexandra's. Fehlen ſolche auch ſelten bei unerwarteten Todesfällen hoher Perſönlichkeiten, wenn die Phantaſie irgend einen Anhalt dafür findet, ſo traten ſie bei dieſer Gelegenheit doch mit wachſender Beſtimmtheit auf. Man ſagte erſt, daß man es an der nöthigen Sorge und Umſicht habe fehlen laſſen, welche der Prinzeſſin die erſchütterte Geſundheit hätte zurückgeben können. Dann ſagte man noch Schlimmeres. Indeſſen haben dieſe Gerüchte niemals eine thatſächliche Beſtätigung gefunden.

Welches fühlende Herz aber ergriffe nicht tief das traurige Schickſal einer Prinzeſſin, die wie Keine Anſpruch auf Glück und auf die Freuden des Lebens zu haben ſchien? War ſie doch der Liebling des mächtigen ruſſiſchen Zaren!

# Die Fuchsjagd in England.

## Ein Sittenbild aus dem britiſchen Inſelreiche.

Von

**Alfred Stelzner.**

(Nachdruck verboten.)

England iſt das Vaterland der „Sportsmen“. Das vielbedeutende und allen Liebhabern männlicher Uebungen und Spiele geläufige engliſche Wort „Sport“ aber bezog ſich urſprünglich nur auf die Jagd, und noch heutigen Tages verſteht man in England unter dem Namen „Sportsman“ vorzugsweiſe den Jäger.

Wenn aber die Jagd im Allgemeinen, die noch immer ein hervorragendes Element des engliſchen Volksthums bildet, ſchon das Lieblingsvergnügen der altheidniſchen ſtreitbaren Briten und Sachſen war, die ſich ihr mit einer bis zur Grauſamkeit getriebenen Leidenſchaft hingaben, ſo muß doch insbeſondere eine der merkwürdigſten Jagdarten, die Fuchsjagd nämlich in ihrer heutigen Geſtaltung, als das eigenthümliche Produkt der neueren engliſchen Jagdmethode gelten, zugleich als diejenige, welche die fanatiſcheſten Anhänger beſitzt. Unter den begeiſtertſten und profeſſionellen Fuchsjägern findet man Exemplare des zugleich rohen und bornirten John-Bull-Typus, wie ſie grotesker nirgends auftauchen. Meinte doch einer dieſer Nimrode, daß nächſt

der Debatte, die das bestehende Eigenthumsrecht in Frage stellte, kein bedeutungsvolleres Problem für die höheren Klassen des Landes auftauchen könnte, als ein solches, das die Fortdauer oder Vernichtung der Fuchsjagd beträfe, während ein anderer die Erhaltung seiner robusten Gesundheit schlechthin für „eine moralische Pflicht, schon um der Fuchsjagd willen" erklärte.

Der eigentliche Fuchsjäger, in allen seinen Ideen und Neigungen der mustergiltige Repräsentant der „guten alten Zeit", ist der behäbige Landedelmann im Styl des 18. Jahrhunderts, dem es, wie ein Kenner der englischen Sitten sehr treffend bemerkt, am wohlsten ist im Jagdfrack, in Lederhosen und Reitstiefeln, im Sattel, unter Pferden und Hunden, der Mann des Binnenlandes, der das Leben in der Provinz dem Leben der Städte vorzieht; der loyale Bürger, der interessirter ist für den Stall als für den Staat, besorgter für die Hervorbringung eines guten Fuchshundes, als für die Erziehung seiner Kinder; der blinde Bewunderer Altenglands mit all' seinen Einseitigkeiten und Härten, seinen Mängeln und Vorzügen.

Obgleich schon die Annalen des 14. Jahrhunderts eine Erlaubnißakte König Richard's II. an den Abt von Peterborough erwähnen, worin diesem Geistlichen das Vorrecht, den Fuchs zu jagen, ertheilt wird, war in jener Zeit das Interesse an dieser Jagdart äußerst gering, und die Ausbildung derselben als einer systematisch und mit Passion betriebenen Kunst ist modernen Ursprungs. Denn erst vor anderthalb Jahrhunderten tauchten in Leicestershire

die ersten Koryphäen der fuchsjagenden Welt auf, denen sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in allen Gegenden des Inselreichs neue Liebhaber anschlossen, bis sich ein bis in's Kleinste ausgebildetes System „fuchsjagender Praxis" herausgebildet hatte, besondere Trachten und Sitten und Rechte, über die es im heutigen England eine ganze Literatur gibt.

In immer weiteren Kreisen aber kam die Fuchsjagd zur Geltung durch den im Jahre 1800 von den Lords Forrester und Delamere gegründeten „Old Melton Mowbray-Club". Diese Vorkämpfer der Fuchsjagd siedelten sich derzeit auf eigene Faust zu Mowbray in Leicestershire an. Der Club umfaßte zuerst nur vier Mitglieder, diente jedoch bald den „berühmtesten" Fuchsjägern als Versammlungsort, besonders nachdem manche Aristokraten in der Nähe Landsitze erbaut hatten. Heute ist aus dem ehemaligen Dörfchen eine hübsche Stadt geworden, deren Einwohner fast ausschließlich von der Fuchsjägerei leben.

Sowohl das Wild selbst, als die Methode des Jagens oder vielmehr Hetzens, denn von einer eigentlichen Jagd ist keine Rede, mußte der Fuchsjagd ihr ganz eigenthümliches Gepräge verleihen. Vor Allem bedurfte es zum Fuchshetzen einer besonders befähigten Rasse von Hunden und Pferden. Als „Väter der Fuchsjagd" aber in diesem Sinne gelten Hugo Meynell von Leicestershire, John Warde von Northamptonshire und Ralph Lambton, der „Ruhm und Stolz" der nördlichen Grafschaften. Alle Drei waren begüterte Landedelleute, welche die Jagd als ihren Lebensberuf betrachteten, ihre Zeit und ihr Ver-

mögen, ihr ganzes Streben überhaupt an die Ausübung dieſes „Berufes“ ſetzten und als Pferde- und Hundezüchter bis auf unſere Tage ein muſtergiltiges Beiſpiel geben.

Auf dem Landſitze des Erſtgenannten, in Quorndon Hall, wurden in prächtig eingerichteten Ställen an 200 Fuchshunde gehalten, deren jährlicher Unterhalt an 4000 Guineen (über 80,000 Mark) verſchlang, und von denen manche als „Sires“ (Ahnherren) anderer berühmter Meuten noch heute einen ariſtokratiſchen Ruf bewahren. John Warde erzählt, daß er manche Nacht ſchlaflos auf ſeinem Lager zubrachte, mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er zur Erzielung einer edleren Raſſe die beſten Kreuzungen unter ſeinen Hunden veranſtalten, am zweckmäßigſten für ihren Comfort ſorgen und durch beſtgeregelte Lebensweiſe und Erziehung die vortrefflichſte Meute Fuchshunde beſchaffen könnte. Ein anderer ſolcher „Wohlthäter der Menſchheit“, Sir Richard Sutton, verausgabte, indem er jeden Tag mit zwei Meuten zur Jagd ging, in einem Jahre 12,000 Pfund (etwa 245,000 Mark). Der Herzog von Richmond verausgabte für die Erbauung ſeiner Hundeſtälle in Goodwood 200,000 Mark. Graf Fitzwilliam verordnete letztwillig, daß aus ſeinen Einkünften jährlich 8000 Pfund zur Erhaltung ſeiner Fuchshundmeute verwendet werden ſollten. Für einzelne ausgezeichnete Hunde wurden und werden noch unglaubliche Preiſe bezahlt. Ein Mr. Osbaldeſton hatte in ſeinen Ställen Exemplare, für die er Anerbietungen von 4000 Mark per Hund ausſchlug. Noch vor Kurzem belief ſich der Durchſchnittspreis einer Meute guter Fuchshunde von 50 bis 80 Stück auf etwa 25,000 Mark.

Digitized by Google

Unter solcherlei Geldaufwand und unermüdlicher Beharrlichkeit gelangte England allmählig in den Besitz einer Fuchshundrasse, die in ihrer Art das Vollkommenste leistet, was auf diesem Gebiet zu erreichen ist. Unter ähnlichen Bemühungen der Fuchsjagd-Matadore nahm indessen auch die englische Pferdezucht einen glänzenden Aufschwung. Während ehedem im Einklange mit der Eigenthümlichkeit der mittelalterlichen Bewaffnung Kraft und Ausdauer die an das Pferd gestellten Haupterfordernisse gewesen waren, so kam mit den modernen Fuchsjägern das Bedürfniß einer neuen Eigenschaft: der Schnelligkeit in Betracht. Ausdauer und Schnelligkeit gelten noch jetzt für die Haupttugenden von Renn- und Jagdpferden, deren Preis in England von 70 bis 100 Pfund im vorigen Jahrhundert bis auf 300 bis 500 Pfund in unseren Tagen angewachsen ist und noch weit höher schwillt, sobald es sich um besonders gute Vollblutpferde handelt.

Mit der Beschaffung der nöthigen Pferde und Hunde waren jedoch die erforderlichen Vorbedingungen für den erfolgreichen Betrieb des Fuchshetzens noch bei Weitem nicht erschöpft. Dem „Herrn der Fuchshunde" („Master of Foxhounds") — wie der Titel des Pferde und Hunde züchtenden Fuchsjägers lautet — stehen zahlreiche Unterbeamte zur Seite, in erster Linie der „Huntsman" (Oberjäger), der die Hunde im Felde „wie der General seine Truppen dirigirt", und das mit Hilfe der sogenannten „Einpeitscher", jagdkundigen Leuten, denen es obliegt, den Hunden die von dem Huntsman angezeigte Richtung zu

geben, den Vortrab und die Nachhut zusammenzuhalten und im entscheidenden Augenblicke die Meute durch Zuruf, Horngeschmetter und Peitschenknall anzufeuern.

Die Besoldung dieser Jägersleute, die der Stallbedienten in den Gestüten und Hundehäusern, die Unterhaltung der Letzteren, die dem Staate zu zahlenden Steuern und mannigfache Nebenausgaben verschlangen ungeheure Summen, und weil die kunstgerechte Betreibung der Fuchsjagd in der That den Besitz eines fürstlichen Vermögens voraussetzte, so geschah es, daß, wenn die Mittel eines fürstlichen Patrons zur Bestreitung der Jagdkosten nicht ausreichten, die Jagdgenossen, jeder nach seinem Vermögen, das Fehlende durch regelmäßige Beisteuern ersetzten, während dem Hauptunternehmer die Würde des „Master of Foxhounds" für den Jagdbezirk gelassen wurde.

Uebrigens war Jeder, der an einer Fuchsjagd theilzunehmen wünschte, willkommen, ohne durch Fragen nach Namen und Stand belästigt zu werden. Waren die umständlichen Vorbereitungen getroffen, das Datum des Jagdtages, die Stunde des Aufbruchs, der Ort der Zusammenkunft in den Zeitungen angezeigt, so strömten Bekannte und Fremde aus dem Jagdbezirke nach dem Versammlungsorte — dem „meeting". So finden sich nicht selten an hundert, ja zwei- oder gar dreihundert Jäger, die einem armseligen Füchslein den Garaus machen wollen, auf dem verabredeten Felde ein, das — da die Hauptsaison der Fuchsjagd mit dem Anfang des neuen Jahres zusammenfällt — ein winterliches Kleid zu tragen pflegt. Das Gestampf und Gewieher der Renner, das Gekläff der

Digitized by Google

Meute, das Rufen, Hornblasen und Peitschenknallen der Huntsmen, Alles vereinigt sich zu einem belebten, farbenglänzenden Bilde, aus dem das malerische Kostüm der mit Reitpeitsche und Jagdhorn versehenen Jäger in schwarzer Sammetkappe, rothem Jagdfrack, weißen Lederhosen und Reitstiefeln mit weißen Aufschlägen sich besonders wirksam abhebt.

Endlich ist der langersehnte Augenblick zum Aufbruch gekommen, der Huntsman gibt das Signal, und die Gesellschaft setzt sich in Bewegung, dem nächsten Jagdgehege zu, den sogenannten „Covers", die aus Ginster- und Brombeergesträuch, aus Schwarzdornbüschen oder künstlich geschichteten Reisighaufen bestehen, und in deren Mitte die Füchse ihren Bau haben. Vor diesem Jagdgehege nun werden die Hunde entkoppelt, und der bunte Schwarm umwittert nach allen Seiten das Versteck. Gespannt folgen die Jäger ihren Bewegungen. Sobald eine Spur gefunden scheint, ertönen die aufmunternden Jagdrufe der Oberjäger und Einpeitscher, ein halloo oder hark oder yohole, Rufe, welche, wie unser Gewährsmann nach Aussagen begeisterter Fuchsjäger versichert, das Herz des wahren Sportsman in ebenso lebhafte Schwingungen versetzen, wie die Töne einer Patti den wahren Verehrer der Musik.

Das Hauptaugenmerk ist auf die erfahrensten Hunde gerichtet, welche die Spur mit größtem Eifer aufnehmen. Und plötzlich erschallt ein lautes, jauchzendes Gebell, zugleich die Rufe: „tally-ho! view-halloo!" — das Jedermann bekannte Zeichen, daß ein Fuchs sein Versteck verlassen

hat. Die Jagdhörner ſchmettern, die Jäger ſpornen ihre Renner und in geſtrecktem Galop ſetzt die Schaar, in das „tally-ho“ einſtimmend, in der vom Huntsman bezeichneten Richtung der kläffenden Meute nach.

Die Fuchsjagd iſt durchaus kein gefahrloſes Vergnügen. Beſonders in Leiceſterſhire, der klaſſiſchen Landſchaft der engliſchen Fuchsjagd, finden ſich natürliche ſowohl als künſtliche Hinderniſſe in größter Menge, Wälder und Thäler, Hecken und Mauern, Geſtrüpp und Pfahlwerk, Bäche und Kanäle. Das Gebiet wimmelt von kleinen Flüßchen, von Umzäunungen, ſowie von hohen Hecken, die auf beiden Seiten von tiefen Gräben umfloſſen ſind. Ueber alle dieſe Hinderniſſe muß der Jäger hinwegſetzen, und es iſt ſehr begreiflich, daß ſelten eine Fuchsjagd ohne gebrochene Rippen, Arme oder Beine zu Ende geht, oder daß einer oder der andere Rothrock ſich durch Waten und Schwimmen aus den Wäſſern zu retten hat. Den berühmteſten Bach von Leiceſterſhire, den Whiſſendine, ſieht man bei großen Jagden nicht ſelten voll von kämpfenden Reitern und Pferden. An einem einzigen Tage ertranken darin einſt drei Jäger, darunter ein Geiſtlicher. Der „große“ Fuchsjäger Aſſheton Smith hatte jedes Jahr durchſchnittlich ſechzig bis achtzig Stürze vom Pferde. Bei alledem iſt die Tollkühnheit grenzenlos, mit der leidenſchaftliche Fuchsjäger die gewagteſten Sprünge thun.

Der Fuchs rennt auf Leben und Tod und erſpäht jede Gelegenheit nach einem Schlupfwinkel. Hat er einen [illegible]hen gefunden, ſo erheben die Hunde, die noch eben in [illegible]nloſer Haſt ſeiner nun verlorenen Spur folgten, ein

verworrenes Gebell, zerstreuen sich und werden unruhig. Dieses Vorkommniß heißt in der Jägersprache der „check“, und in dieser kritischen Lage hat der Huntsman sich zu bewähren. Er sammelt die besten Hunde um sich, feuert sie durch Zuruf an und lenkt sie dahin, wo er den Fuchs verborgen glaubt. Er ruht nicht, bis er sein Wild von Neuem in's Feld lockt, oder ein anderes als das verlorene aufstöbert, worauf die Jagd fortgesetzt wird.

Sobald der Fuchs in deutlicher Nähe gesehen wird, spornen die nächsten Jäger ihre Renner zu letzter, verzweifelter Anstrengung, um die vordersten Hunde zu erreichen, die schon das Wild umringen. Vergeblich sucht der gehetzte Reineke, immer noch rennend, sich durch wüthende Bisse zu retten, er unterliegt der Uebermacht — von allen Seiten umringt, stürzt er unter den Angriffen der Meute todt nieder. Bei dieser Katastrophe — „the kill“ — nach allen Gefahren des Jagens ohne zerbrochene Glieder gegenwärtig zu sein, ist der Stolz jedes Fuchsjägers. Man beglückwünscht den „Master of Hounds“, lobt die Meute und bespricht mit den inzwischen eingetroffenen Nachzüglern die Ereignisse des Tages.

Der Huntsman hat mittlerweile den Fuchs gepackt und hält ihn, umringt von der kläffenden Meute, hoch in die Höhe. Schwanz, Pfoten und Kopf werden sodann abgeschnitten, um als Trophäen die Jagdzimmer oder Hundehäuser zu schmücken. Früher war es Sitte, das gefallene Wild an einem Baume aufzuhängen, es eine Weile von der Meute anbellen zu lassen und dieser den Leichnam sodann zum Fraße hinzuwerfen. Heute erhalten die Hunde

nur den Rumpf. Um zur Jagd brauchbar zu sein, müssen die Hunde einmal mit Fuchsblut gesättigt werden, denn es gibt kein anderes Mittel, um sie von anderem, während der Jagd ihren Weg kreuzendem Wild zu entwöhnen. Nur höchst selten und nur dann, wenn die Jagd mit einer bereits erfahrenen Meute stattfindet, kommt es vor, daß die Jäger den Fuchs entwischen lassen, wenn er sich tapfer bewiesen und durch gutes Laufen die Sportlust befriedigt hat. —

Wie bereits bemerkt, besitzt das heutige England eine ganze Literatur über die Fuchsjagd. Die erste klassische Literaturgestalt eines professionellen Fuchsjägers, zugleich eine der treuesten Charakterbilder eines solchen „Sportsman" des 18. Jahrhunderts, ist der Squire (Landedelmann) Western in dem berühmten Fielding'schen Romane „Tom Jones", ein bäuerischer Polterer von sehr beschränktem Wissen und zweifelhaften Manieren, ein unverbesserlicher Nimrod, der in der Jagdsaison seine Frau nie sieht, weil er Morgens fort ist, ehe sie erwacht, und Abends so stark betrunken nach Hause gebracht wird, daß er Niemanden zu erkennen vermag. Spätere Autoren, wie Walter Scott und zuletzt Disraeli, suchten mehr das „Ritterliche und Poetische" des Fuchsjägerthums hervorzuheben. Aber noch heute gibt es Fuchsjäger alten Schlages übergenug, durch Rang und Reichthum hervorragende Persönlichkeiten, die aus der Fuchsjagd ihren Lebensberuf machen; noch heute blicken die Einwohner von Melton Mowbray, dem Centrum der Fuchsjagd in Leicestershire, stolz auf solche Jäger herab, die aus anderen Gegenden herbeiströmen; und die Memoiren

berühmter Sportsmen beweisen, daß das Geschlecht der „Squire Western" keineswegs schon ausgestorben ist.

Für einen der leidenschaftlichsten Fuchsjäger zu Anfang unseres Jahrhunderts galt der Herzog von Cleveland. Er hatte, wie im „Nimrod", einem „Sporting Journal", berichtet wird, die Gewohnheit, seine Hunde selbst zu füttern, und dreißig Jahre lang stellte er in der Umgegend seines Landsitzes Raby Castle in der Grafschaft Durham als „Master of Hounds" dem schlauen Reineke nach. Jahre hindurch jagte dieser Herzog regelmäßig sechs Tage in der Woche, und um in keiner Weise an Ort und Zeit gebunden zu sein, hielt er sich eine vollständige Garderobe in jedem Hauptgasthofe seines Jagdbezirks.

Auch von zwei Geistlichen unter den Koryphäen der Fuchsjäger weiß jener „Nimrod" zu berichten. Der Vikar von P. sang seinen Pfarrkindern Jagdlieder vor und unterhielt sie in seinen Predigten oft genug mit merkwürdigen Fuchsjagden. Sein würdiger Gesinnungsgenosse war ein Reverend Mr. Fowle, der, als die Invasion des ersten Napoleon England bedrohte, in die Reihen der Freiwilligen eintrat und Oberst der berittenen Miliz von Berkshire wurde. Bei einer Revue in Windsor wurde er dem König Georg III. vorgestellt. Seine Haltung war so tadellos, daß der Monarch zu der Aeußerung hingerissen wurde: „Oberst Fowle ist nicht nur einer der besten Kavallerieoffiziere, sondern einer der besten Prediger, einer der besten Schützen und einer der besten Fuchsjäger in meinen Reichen!" —

Selbst aber unter den Mittelklassen des bürgerlichen

Standes gab es Anhänger der „nobeln Paſſion“. Von einem Arzte, der in einer Maulwurfsfalle ſtatt eines Maulwurfs einen Fuchs fing, wird erzählt, daß er denſelben ſorgſam heilte, um ihn dann zu Tode zu hetzen. Von einem noch abenteuerlicheren Sportsman erzählt Fr. Althaus Folgendes: Osbaldiſtone, ein Advokatenſchreiber, ſtammte aus guter Familie, wurde jedoch von ſeinem Vater verſtoßen, weil er den dummen Streich beging, eine der elterlichen Dienſtmägde zu heirathen. Der einzige ihm gelaſſene Beſitz war eine trächtige Hündin. Dieſe nahm er mit nach London, wo er bei einem Advokaten Dienſte fand und im Laufe der Zeit dahin gelangte, ſich ſelbſt, ſechs Kinder, zwei Pferde und zwölf Hunde mit einem jährlichen Einkommen von 60 Pfund (1200 Mark) zu ernähren. Seinen Fleiſchbedarf erhielt er von den Schlächtern in Clare-Market als Gegenleiſtung für die Beſorgung ihrer Rechnungsgeſchäfte. Das beſte davon behielt er für ſeine in einer Bodenkammer eingeſperrten Hunde, mit dem Reſt ernährte er ſich und ſeine Familie. Seine Pferde ſtanden im Keller, gefüttert mit Korn, das ein Händler ihm verabfolgte, deſſen Bücher er führte. In der Jagdſaiſon aber jagte Osbaldiſtone in verſchiedenen Theilen des Landes, und der Ruhm ſeiner Talente und Beharrlichkeit verbreitete ſich über ganz England und erwarb ihm eine angeſehene Stellung unter den Häuptern der fuchsjagenden Welt.

Addiſon, der bekannte engliſche Gelehrte und Dichter, iſt Zeuge, daß auch Damen an dem halsbrechenden Sport der Fuchsjagd theilnehmen. „Ich habe oft Gelegenheit,“

heißt es in einem seiner Briefe, „eine ländliche Andromache zu sehen, die vorigen Winter in die Stadt kam und eine der größten Fuchsjäger des Landes ist. Sie redet von Hunden und Pferden wie ein Kavallerist und behandelt Sprünge über sechs Fuß hohe Barrièren, als ob es sich um Pfeffernüsse handele."

Der originellste Fuchsjäger Old-Englands aus der Sphäre der Jagdbeamten war jedoch der berühmte Huntsman Tom Moody aus Shropshire. Sein Biograph schildert ihn als einen starken Mann von der größten Kühnheit und unermüdlichsten Zähigkeit. Sein Gesicht war durch Pockennarben entstellt, seine Augen klein, aber scharf wie die eines Spürhundes. Er konnte weder lesen noch schreiben, war dem Trunke ergeben und doch der bestgelaunteste Mensch von der Welt. Er war ein ausgezeichneter Reiter und besaß eine so helltönende Stimme, daß sein halloo eine Meile weit gehört wurde. Er starb im Dezember 1796, nachdem er ein letztes Lebewohlglas auf die Blüthe der Fuchsjagd geleert hatte. Eine Anzahl Jäger trug ihn zu Grabe. Zahlreiche Jagdfreunde gaben ihm das Geleite. Unmittelbar hinter dem Sarge ging sein Lieblingspferd, welches den letzten von ihm gewonnenen Fuchsschwanz vorn am Zügel, seine Kappe, Peitsche, Stiefel, Sporen und Gürtel über dem Sattel trug. Nach dem Einsenken des Sarges riefen die Anwesenden, auf Moody's vorher ausdrücklich geäußerten Wunsch, ihm drei helle, weithin schallende „view-halloos" über seinem Grabe nach.

Sein Andenken lebt noch heute unter den Mitgliedern des „Fox-Club", der theils in London, theils in Melton

Mowbray seine Sitzungen hält, und in deren Listen sich die Namen von Vertretern der höchsten Aristokratie finden.

Uebrigens fehlt es der Fuchsjagd nicht an einflußreichen Gegnern, die vor Allem den Vorwurf der Grausamkeit wegen des zu Tode-Hetzens des Wildes und Zweifel an der Würdigkeit des Fuchsjagd-„Berufes" erheben. Bei alledem behauptet bis auf unsere Tage diese Jagdart in der englischen Jägerei die erste Stelle, sowohl in Hinsicht auf den Umfang ihres Betriebes und die Ausbildung der Methode, als auf die Beschaffung der erforderlichen, sehr erheblichen Mittel und die Leidenschaft, mit der das „fox-hunting" betrieben wird.

---

# Kindesraub.

## Kriminalistische Skizze

von

**A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Der Menschenraub gehört zu den ältesten Verbrechen, die wir kennen, denn die ältesten Gesetzbücher, wie die Bibel, beschäftigen sich schon mit ihm. Im zweiten Buch Mosis heißt es im einundzwanzigsten Kapitel: „Wer einen Menschen stiehlt und verkauft, daß man ihn bei ihm findet, der soll des Todes sterben." Also die Todesstrafe wurde bei den Juden auf den Menschenraub gesetzt. Auch die

Gesetzbücher der Römer, Griechen und des deutschen Mittelalters beschäftigen sich noch mit dem Menschenraub. Eine Abart dieses Verbrechens hat vorzugsweise stets das größte Aufsehen erregt, das ist der Kindesraub.

Noch heute sind in weiten Schichten der Bevölkerung über Kinderraub so viele sonderbare und zumeist falsche Ansichten verbreitet, daß es sich wohl verlohnt, das Publikum über dieses Verbrechen aufzuklären.

Man wird sich erinnern, daß vor ungefähr zwölf Jahren ganz Deutschland viele Monate hindurch sich in Aufregung befand durch den Fall der kleinen Anna Bäckler, welche angeblich von Zigeunern geraubt worden war, und die man nach Zeitungsberichten bald hier, bald dort zu sehen glaubte. Alle Zigeunerbanden hatten damals einen schlimmen Stand und mindestens dreißig- oder vierzigmal wurde die öffentliche Meinung durch Nachrichten alarmirt, daß die kleine Anna Bäckler bei irgend einer Zigeunerbande aufgefunden worden sei. Endlich wurde sie als Leiche in der Scheune des väterlichen Gutes in Pommern entdeckt, und es stellte sich heraus, daß das kleine Mädchen ermordet worden war.

Auf den Zigeunern hat eben seit Jahrhunderten der Verdacht gelastet, daß sie professionelle Kindesräuber seien, und es mag ja auch Zeiten gegeben haben, wo sie diesen Vorwurf verdienten. Heutzutage aber fällt es den Zigeunern ganz und gar nicht ein, Kinder zu stehlen. Sie wären geradezu verrückt, wenn sie es thäten. Einer der besten Kenner des Zigeunerthums, der Kriminalist Dr. Liebig, erklärt in seiner interessanten Monographie über die

Zigeuner: „Dazu gibt man den Zigeunern Schuld, daß sie Kinder stehlen, sie dann zu ihren Künsten abrichten und heranbilden und sich ihrer als Mittel zum Erwerbe bedienen. Dies mag früher allerdings in vereinzelten Fällen, aber gewiß nicht öfter vorgekommen sein, als das Verbrechen des Menschenraubes auch unter anderen Nationen begangen worden ist. Daß es aber jetzt noch ausschließlich oder auch nur vorzugsweise von den Zigeunern geschehe, kann nur das einmal gefaßte, von albernen Romanen und Schauspielen genährte und verbreitete, schwer wieder zu beseitigende Vorurtheil behaupten. Denn abgesehen davon, daß die Zigeuner mit eigenen Kindern reichlich gesegnet zu sein pflegen und daher nicht nöthig haben, fremde sich anzueignen und sich die Kosten und die Mühen ihrer im Erfolge doch immer sehr problematischen Auferziehung zu einem bestimmten Zwecke aufzubürden, würde sie schon die Furcht vor der bei den vermehrten, die Schnelligkeit der Nachforschungen befördernden Verkehrsmitteln — Eisenbahn und Telegraph — und bei der gesteigerten Wachsamkeit und besseren Organisation der mit größeren Hilfsmitteln ausgestatteten Polizei kaum zu verhindernden Entdeckung eines so schweren Verbrechens und die nothwendig damit verbundenen harten Strafen davon zurückhalten müssen."

Früher warf man den Zigeunern sogar noch entsetzlichere Motive für den Kinderraub vor, und noch im vorigen Jahrhundert behauptete man, sie stehlen Kinder und Erwachsene, um dieselben zu schlachten und zu essen. Der Kriminalist Heister erzählt: „Im August des Jahres

1782 wurden in Ungarn fünfundvierzig Zigeuner beiderlei Geschlechts wegen Kannibalismus geviertheilt, gerädert, geköpft, gehangen. Eine aus Leuten dieses Volkes bestehende Diebesbande hatte lange im Hader Komitate ihr Wesen getrieben. Als man endlich ihrer habhaft wurde, verbreitete sich gleichzeitig das Gerücht, es seien hier und da Kinder und Erwachsene durch die Schuld der Zigeuner verschwunden. Durch entsetzliche Prügel brachte man die Gefangenen zu dem Geständniß, die Kinder gestohlen und ermordet zu haben. Als man aber die Geständigen nach den Leichen und nach den Orten fragte, wo die Leichen vergraben worden seien, waren sie außer Stande, solche anzugeben, und nun wurden die Zigeuner erst recht gefoltert, bis endlich einer von ihnen in seiner Verzweiflung schrie: ‚Wir haben sie gefressen!‘ Dieses Geständniß der Verzweiflung genügte, um in Ungarn ein wahres Abschlachten der Zigeuner hervorzurufen. Die fürchterlichsten Zeitungsberichte tauchten auf, wie die Zigeuner wahre Orgien feierten, indem sie gestohlene und geschlachtete Kinder verzehrten, wie einer ihrer Häuptlinge bei seiner Hochzeit seine Gäste mit zwei geschmorten Christenweibern bewirthet habe u. s. w.

Als Kaiser Joseph II. von diesem verrückten Treiben Kenntniß bekam, ließ er sofort alle Hinrichtungen einstellen und entsandte eine besondere Kommission nach Ungarn. Deren eifrige Untersuchungen brachten es denn auch bald zu Tage, daß weder Erwachsene noch Kinder, die angeblich gestohlen waren, fehlten, und gegen hundertfünfzig Zigeuner, die bereits Todeskandidaten waren, wurden aus dem Gefängniß wieder entlassen.“

Digitized by Google

Der Glaube, daß auch die Juden in ihren Osterkuchen angeblich Christenblut thun müßten, hat sich insbesondere in den polnischen Gegenden, also in den Grenzländern von Oesterreich und Rußland, auch auf deutscher Seite, verbreitet, und an der russischen Grenze entsteht fast in jeder Osterzeit auf's Neue das Gerücht, daß hier oder dort ein Kind verloren gegangen sei, welches die jüdischen Bewohner unter gewissen rituellen Vorgängen geschlachtet hätten, um dann das Blut an ihre verschiedenen Gemeinden und Glaubensgenossen zu vertheilen.

In jenen noch wenig kultivirten Gegenden, die sich erst allmählig der Bildung erschließen, tauchen sehr oft Gerüchte von angeblichem Kindesraub auf, und ich selbst hatte Gelegenheit, noch im Jahre 1878 an der österreichisch-russischen Grenze zu erfahren, wie unter der dortigen Bevölkerung die lächerlichsten und dabei doch fürchterlichsten Gerüchte entstehen können.

Es verbreitete sich nämlich dort im Herbst jenes Jahres plötzlich unter der polnischen Bewohnerschaft die Nachricht, der Kaiser von Deutschland habe im Kartenspiel an den Kaiser von Rußland fünfzig blonde Kinder verloren, welche natürlich den Eltern geraubt und über die russische Grenze gebracht werden sollten.

Eine andere Version des Gerüchtes behauptete, die Kinder sollten den Eltern geraubt werden, um sie nach Elsaß-Lothringen zu bringen, da man dort die Bevölkerung germanisiren wolle. Der mir persönlich genau bekannte Lehrer eines Dorfes im Industriebezirk erhielt eines Nachmittags während der Schulzeit den Besuch eines mir eben-

falls bekannten Lehrers aus einem benachbarten Orte, welcher einen allerdings auffallend langen schwarzen Bart trug. Die Kinder, welche das unter ihren Eltern zirkulirende Gerücht kannten, erschraken auf das Fürchterlichste über den Mann mit dem schwarzen Bart, und als ein Knabe aufschrie: „Das ist ein Franzose! Man will uns rauben!“ stürzte sich unter furchtbarem Geschrei der größte Theil der Kinder aus den Fenstern des Parterrezimmers und entlief nach dem nahen Walde. Es ging nicht ohne Verletzungen dabei ab. Das ganze Dorf wurde alarmirt, diejenigen Bewohner, die nicht gerade auf Arbeit waren, bewaffneten sich in aller Eile und rückten vor das Schulhaus, wo sie in ihrer Thorheit die Auslieferung des Fremden und die Wiedergabe ihrer Kinder verlangten. Nur mit größter Mühe und mit eigener Lebensgefahr konnte der Lehrer des Ortes die Leute soweit beruhigen, um ihnen klar zu machen, daß das Gerücht ein ganz grundloses und thörichtes sei, und daß die Kinder ohne allen Grund sich geflüchtet hätten. Aber erst nach zwölf bis sechzehn Stunden, d. h. nachdem sie die Nacht im Walde zugebracht hatten, wagten sich die letzten Kinder wieder in das Dorf zurück.

So schlimm, wie in diesen östlichen Provinzen, steht es mit der Furcht vor dem Kinderraube in den kultivirteren Gegenden Deutschlands natürlich nicht, aber das Publikum ist auch dort nur zu leicht geneigt, wirklich an Kindesraub zu glauben, wenn einmal hier oder da die Nachricht auftaucht, es sei ein Kind verloren gegangen. —

Wir werden uns vor Allem fragen müssen: kommt

es denn wirklich vor, daß Kinder geraubt werden? Die Antwort kann nur eine bejahende sein, aber die Fälle sind selten, und die Motive, unter welchen ein Kindesraub vorkommt, sind stets ganz außergewöhnliche und nur für den einzelnen Fall wirksame, so daß sich die Eltern, denen ein Kind verloren gegangen ist, sofort selbst sagen können, ob wirklich Motive vorgelegen haben, das Kind zu rauben.

Zu unterscheiden ist hier die Vergangenheit und die Gegenwart. In der Vergangenheit kamen Diebstähle an Kindern vor, um Rache an den Eltern auszuüben, oder aus Gründen der Staatsraison, und insbesondere zwei Vorfälle aus der Geschichte sind hier interessant, von denen der erste unter dem Namen des sächsischen Prinzenraubes so weit bekannt sein dürfte, daß es genügt, ihn kurz zu erwähnen.

Der Ritter Kunz v. Kauffungen hatte dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen im Bruderkriege von 1446 bis 1451 verschiedene Dienste geleistet, war aber dann wegen eines Gütertausches mit ihm in Streit gerathen. Kunz v. Kauffungen glaubte sich so ungerecht behandelt, daß er furchtbare Rache zu nehmen schwur. Im Anfang Juli des Jahres 1455 erfuhr er, daß der Kurfürst Altenburg wegen einer Reise verlassen habe, und daß das Hofgesinde in der Stadt ein großes Fest veranstaltete. In Verbindung mit den Meißnerischen Rittern Wilhelm v. Mosen und Wilhelm v. Schönfels, sowie noch sieben anderen Rittern schlich er sich in der Nacht zum 8. Juli nach Altenburg und bestach einen Küchenjungen des Kurfürsten, Namens Hans Schwalbe,

daß er ihnen Eintritt in den Schloßhof verschaffte. Im Schloßhofe angekommen, stiegen die Kindesräuber auf Strickleitern, die sie nach den Fenstern geworfen hatten, zu den Zimmern empor, in denen die Kurfürstin mit den Kindern schlief. Ein Diener, der noch in der Nähe war, wurde gebunden, die Kurfürstin mißhandelt und die beiden Knaben davongeführt. Die Räuber trennten sich dann, um auf verschiedenen Wegen Schloß Isenburg in Böhmen, welches ebenfalls Kunz v. Kauffungen gehörte, zu erreichen. Kunz v. Kauffungen selbst schlug mit dem jüngeren Prinzen den kürzeren Weg ein, wurde jedoch unterwegs dadurch gefangen genommen, daß sich der Prinz einem Köhler zu erkennen gab, der mit seinen herbeigerufenen Genossen den Ritter gefangen nahm und band. Mosen und Schönfels mit den anderen Rittern, die den älteren Prinzen bei sich hatten, verirrten sich im Erzgebirge und nahmen in einer Höhle auf drei Tage Aufenthalt, von wo aus sie mit dem Kurfürsten in Unterhandlungen traten, da das ganze Land rings umher durch den Raub so aufgeregt war, daß sie an ein Entkommen nicht denken konnten. Sie erhielten freien Abzug gegen Herausgabe des gefangenen Prinzen, Kunz v. Kauffungen wurde dagegen am 14. Juli zu Freiberg enthauptet, ebenso eine Anzahl von Verwandten und Knechten, die an dem Raube betheiligt waren und deren man habhaft wurde. Hans Schwalbe, der ungetreue Küchenjunge, wurde mit glühenden Zangen gerissen und dann geviertheilt.

Ein ganz ähnlicher Fall von Kindes- oder vielmehr Prinzenraub geschah im Anfang des 18. Jahrhunderts.

Um zu verhindern, daß einer der drei Söhne des Königs Johann Sobieski von Polen, die sich damals zu Ohlau in Schlesien auf ihren Besitzungen aufhielten, zum König gewählt werde, war der sächsische Kurfürst und König August von Polen, welcher durch die polnische Konföderation am 6. Februar 1704 des Thrones entsetzt ward, nicht um Mittel verlegen. Er sandte, wie uns Schlosser berichtet, dreißig verkleidete Offiziere nach Schlesien, um auf kaiserlichem Gebiet den Prinzen Jakob, dessen Wahl und Thronbesteigung der Gegner August's, Karl XII. von Schweden, unterstützen zu wollen versprochen hatte, aufzuheben, und die adeligen Herren des sächsischen Heeres, welche wegen ihrer bei Saufgelagen oder beim Spiel verletzten Ehre jeden Augenblick den Degen zogen, fanden es keineswegs schimpflich, daß sie verkleidet wie Mörder im Walde lagen, bis die Sobieskis, Jakob und Konstantin, am 18. Februar 1704 ausfuhren. Sie überfielen die Prinzen, und diese wurden erst auf die Pleißenburg bei Leipzig, dann auf den Königstein gebracht. Alexander, der dritte Sohn, entkam nach Polen. Der Umstand, daß der Schwedenkönig einen Sieg errang, der nach seinem Eindringen in das Herz von Sachsen den Frieden von Altranstädt herbeiführte, bewirkte die Befreiung der Prinzen. —

Von Kindesraub aus anderen Motiven, als denen der Rach- und Habsucht, weiß die Kriminalgeschichte nichts zu melden, weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart, und in Deutschland kommt wohl jetzt nur noch eine sehr milde Art des Kindesraubes vor, wenn eine geschiedene Frau sich aus Liebe ihrer Kinder zu bemächtigen sucht,

wenn dieſelben vielleicht vom Gericht dem Ehegatten zugeſprochen worden ſind und umgekehrt, alle anderen, immer wieder auftauchenden Nachrichten über Kindesraub ſind von vornherein für Fabeln zu halten.

Es mag hierbei noch beſonders darauf aufmerkſam gemacht werden, daß faſt alljährlich in der „Zeit der ſauren Gurke“ Nachrichten kriminaliſtiſchen Inhalts über ſogenannte Krüppelfabriken auftreten. Bald ſoll man in Dörfern in Ungarn, bald in Böhmen planvoll angelegte Inſtitute finden, in denen Kinder verſtümmelt und des Gebrauches ihrer Gliedmaßen beraubt werden, damit ſie dereinſt ſich zum Betteln eignen und einen Mitleid erregenden Eindruck machen. Daß in der Bettlerpraxis ſolche abſichtliche Verſtümmelungen vorgenommen werden, iſt ja durchaus nicht zu leugnen, aber die Bettler nehmen dieſe Verſtümmelungen mit ihren eigenen Kindern vor. Nicht wahr iſt es aber, daß zu dieſen Verſtümmelungen Kinder fremder Eltern geſtohlen werden, am allerwenigſten iſt daran zu glauben, daß ſich dieſe ungariſchen und böhmiſchen Krüppelfabriken auf viele Meilen weit aus Deutſchland Kinder holen würden.

Unſere Geſetzgebung, insbeſondere unſer Erbſchaftsrecht, iſt in Deutſchland ein ſo klares und einfaches, daß es ſich wirklich nicht verlohnt, Kinder zu rauben, wie dies in England heute noch geſchehen mag aus Erbſchaftszwecken, aus Motiven der Habſucht. Das engliſche Erbſchaftsrecht kennt nur das Recht der Erſtgeburt; der erſtgeborene Sohn erbt Alles, die nach ihm geborenen Geſchwiſter verhältnißmäßig faſt nichts. Ebenſo erben nur

wieder die erſtgeborenen Abkömmlinge des Erſtgeborenen, und ſo ſind oft Kinder, insbeſondere Knaben im zarten Alter, ſchon die vorausſichtlichen Beſitzer ungeheurer Familienvermögen, die einer großen Anzahl anderer Familienmitglieder entzogen werden. Wie oft mag da ſchon ein ſolcher Erbe durch gedungene Kindesräuber ergriffen und bei Seite gebracht worden ſein. Es mag dies ſelbſt heute noch vorkommen, und der Leſer, der in der engliſchen Romanliteratur Beſcheid weiß, kennt jedenfalls zahlreiche Romane, in denen ſolcher Kinderraub den Mittelpunkt der Handlung bildet.

Der letzte derartige Vorfall, welcher großes Aufſehen machte, war der bekannte Tichborn-Prozeß, wo der gegen den Erben auftretende Gegner behauptete, der wirkliche Erbe zu ſein, den man in ſeiner Jugend geraubt und bei Seite gebracht habe. Bekanntlich droht ſogar eine Wiederaufnahme dieſes Tichborn-Prozeſſes, weil der damals abgewieſene Prätendent neue Anhänger gefunden haben ſoll, die ihn mit Geld für den langwierigen Prozeß unterſtützen wollen.

Der Kindesraub kommt auch noch vor in den vereinigten Staaten von Nordamerika, dort lediglich zu dem Zwecke, um Geldſummen von reichen Leuten zu erpreſſen. Hat ſich doch auch der Leichenraub in Amerika in den letzten Jahren zu einer früher nie gekannten Höhe entwickelt, und dies liefert einen neuen Beweis, daß es mit dem moraliſchen Zuſtande der amerikaniſchen Bevölkerung wahrlich ſchlecht genug beſtellt iſt. Sowie eine vermögende Perſon ſtirbt, muß die Leiche in dem Erbbegräbniß

gewöhnlich Monate lang von bewaffneten Wächtern gehütet werden, da sonst sicher elende Subjekte diese Leiche stehlen und sie erst wieder den Verwandten zurückgeben, nachdem ihnen Straflosigkeit zugesichert und eine große Summe gezahlt worden ist.

Um Erpressungen von reichen Leuten zu verüben, werden, wie gesagt, aber auch Kinder in Amerika gestohlen, und diejenigen Eltern, welche außerordentlich große Vermögen besitzen, müssen ihre Kinder durch besondere Dienerschaft auf das Sorgfältigste hüten lassen, damit sie ihnen nicht etwa geraubt werden.

In Deutschland indeß ist wohl an Kindesraub unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr zu glauben, wenn es sich nicht — wie bereits erwähnt — um Ehescheidungsangelegenheiten handelt. —

Nun zum Schluß aber noch eine fröhliche Kindesraubgeschichte, welche den Vorzug hat, buchstäblich wahr zu sein.

In Kassel starb erst vor Kurzem ein Schauspieler, welcher in der ganzen Theaterwelt wegen seiner Schwänke bekannt war, und dem einst sein Sohn Joseph, heute im Auslande ein bedeutender Kapellmeister, unter sehr eigenthümlichen Umständen geraubt wurde. Als Joseph noch ein Säugling war, verkehrte der alte H. — damals natürlich noch der „junge H." genannt — viel mit dem Prinzen von Hanau, dem Vetter des Kurfürsten, und war besonders bei gewissen lustigen Gesellschaften, die auf der Solitude, einem Lustschloß in der Nähe von Kassel, abgehalten wurden, stets der Genosse des Prinzen.

Eines Tages war Frau H. ausgegangen und hatte ihren Gatten allein mit dem kleinen Joseph, der damals noch im Steckkissen lag, zu Hause gelassen. Das Kind war ruhig und schlief, als ein Diener kam und H. meldete, vor der Thür stehe ein Wagen, mit dem er sofort nach der Solitude zum Prinzen hinauskommen solle. H. konnte diese Einladung nicht gut zurückweisen, er wußte aber auch nicht, was er mit dem schlafenden kleinen Kinde machen sollte, um so mehr, als seine Frau sich in einer Kaffeegesellschaft befand und wohl erst nach einiger Zeit zurückkehren würde.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er füllte die Flasche des Kleinen mit süßem Doppelbier, weckte dann das Kind, ließ dasselbe das Bier trinken und legte es, damit es unter keinen Umständen Schaden nehme, in den untersten Schubkasten der Kommode. Dann wurde dieser so zugeschoben, daß nur ein schmaler Spalt blieb, damit das Kind athmen konnte, und nach einiger Zeit schon hörte H. seinen Sohn, der sich an dem Doppelbier ganz regelrecht „bekneipt" hatte, schnarchen. Seiner Abfahrt stand jetzt nichts mehr im Wege. Er kleidete sich um und fuhr nach der Solitude hinaus.

Eine Stunde später kam Frau H. nach Hause, fand in dem ihr und ihrem Manne bekannten Versteck im Hausflur den Schlüssel zur Wohnung, öffnete dieselbe, fand hier aber weder den Gatten, noch das Kind. Sie durchsuchte die Wiege und die Betten, von dem Kinde war keine Spur zu finden. Sie erkundigte sich bei der Nachbarschaft, ob man ihren Mann weggehen gesehen habe.

Sie erfuhr, daß ihr Mann mit der prinzlichen Equipage fortgefahren sei, daß er aber das Kind natürlich nicht mit sich genommen habe.

Frau H. alarmirte jetzt einige im Hause wohnende Frauen, nochmals wurde die Wohnung in höchster Eile durchsucht, natürlich aber das Kind nicht gefunden, da man sich nicht denken konnte, daß dasselbe in dem Schubkasten der Kommode liege. Das Kind blieb verschwunden, und jetzt kam eine der Frauen auf den klugen Gedanken, das Kind sei geraubt worden.

Es entstand ein fürchterliches Geschrei, Frau H. sandte nach der Polizei, Menschen sammelten sich vor der Thür, und durch das damals verhältnißmäßig kleine Kassel verbreitete sich die Schreckensnachricht, es sei ein Kind am hellen Tage gestohlen worden. Die Polizei wußte sich nicht zu helfen, als die Menschenmenge vor dem H.'schen Hause immer mehr anwuchs, und der Kurfürst, welchem von dem schauderhaften Vorfall Meldung gemacht wurde, befahl eine strenge Untersuchung.

Der Polizeidirektor begab sich mit seinen Beamten in die H.'sche Wohnung, um dort ein Protokoll aufzunehmen, nachdem nochmals — selbstverständlich mit Ausnahme des Kommodenschubkastens — alle Orte der Wohnung untersucht worden waren, an denen sich das Kind hätte befinden können.

Das große Aktenstück war vollendet und vor dem Hause in der Abendstunde die Menge zu einer geradezu beängstigenden Masse angewachsen, als die im Zimmer Versammelten plötzlich ein eigenthümliches, gedämpftes Kinder-

Digitized by Google

geschrei hörten. Der kleine Joseph war aus seinem Rausch erwacht und schrie mörderlich in seinem Kommodenkasten.

Natürlich wurde er jetzt entdeckt, und der ganze Kinderraub löste sich in Heiterkeit auf. Die Freunde H.'s aber hatten eine neue Anekdote von ihm zu erzählen. Dem Leser sei nochmals versichert, daß die Anekdote in der That so geschehen ist, wie sie hier erzählt worden, und daß sie sich in der guten Stadt Kassel in den fünfziger Jahren ereignete.

---

# Das unbezwingliche Felsennest.

## Eine Geschichte aus der Geschichte.

Von

**Th. Winkler.**

(Nachdruck verboten.)

In Inner-Krain, jenem an Naturmerkwürdigkeiten so reichen Landstrich der österreichisch-ungarischen Monarchie, der namentlich von vielen Höhlen und unterirdischen Wasserläufen durchzogen ist und wo im Winter die berüchtigten Borastürme mit großartigen Schneeverwehungen wüthen, sah es im 15. Jahrhundert noch unsäglich wild und wüst aus. Von Kultur war kaum etwas zu sehen. Unermeßliche Wälder bedeckten das Land, in denen noch massenhaft Bären und Wölfe hausten, ausgedehnte Strecken

waren völlig unbewohnt, glichen den Einöden und hatten weder Weg noch Steg.

Einer der wildesten Punkte war etwa eine Meile von Adelsberg an der Poik, wo sich eine Menge gigantischer Felsen über einander thürmen und schauerliche Abgründe bilden, wo ein Gebirgsbach durch die Klüfte schäumt, dumpftosend dann in einer Grotte verschwindet und weiterhin endlich als Fluß wieder zu Tage tritt; wo eine Meilen lange Grotte mit großartigen Säulen und Gängen in Tropfsteingebilden das Land durchzieht, genug, wo sich Alles vereinigt, was die Natur an wilder Romantik zu bieten vermag.

Dort sieht man zwischen hohen Felsen noch heute die Spuren einer menschlichen Ansiedelung, die den Wanderer mit Staunen erfüllt, wenn er erfährt, daß es eine stattliche Ritterburg war, die im Mittelalter Jahrhunderte lang hier gestanden hat. Zwischen zwei schroffe, himmelanstrebende Felsen gleichsam hineingekeilt, schien sie von unten fast unzugänglich, nur über zwei Zugbrücken führte der Weg zu ihr, und hatte man diese aufgezogen, so war jede Möglichkeit hineinzudringen abgeschnitten.

Ein krainischer Adelsherr, Erasmus Lueger mit Namen, war es, der sich dieses seltsame Felsennest in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Wohnsitz erkoren hatte. Eine stählerne, ungemein kräftige, aber auch wildtrotzige Natur, in seinem ganzen Wesen so recht das mittelalterliche Faustrecht abspiegelnd, hatte dieser Ritter in jüngeren Jahren ein Edelfräulein des Landes, Katharina v. Ungnad, als Gattin heimgeführt; allein die Ehe

war nicht glücklich. Die Frau konnte sich an die schauerliche Einöde der Burg nicht gewöhnen, begann zu kränkeln und siechte nach wenigen Jahren dahin, ohne ihrem Gemahl Nachkommen geschenkt zu haben. Dieses Schicksal wirkte auf das ohnehin herbe Gemüth des Ritters nur noch verbitternder, er verschwor das Eheleben und beschloß, fortan unvermählt zu bleiben.

Kaiser Friedrich III., der seit 1435 mit seinem Bruder Albrecht über Steiermark, Kärnthen und Krain regierte und 1442 zum deutschen König gekrönt worden war, konnte, da er in viele Kriege verwickelt wurde, einen Mann, wie Erasmus Lueger, sehr wohl brauchen, und nahm ihn daher gern in seine Dienste. Als Hauptmann der Leibwache hatte Lueger im Jahre 1483 den Kaiser nach Frankfurt am Main zu begleiten, wo viele Fürsten mit ihrem Gefolge zusammentrafen, um dem Herrscher ihre Huldigung darzubringen und über die politische Lage mit ihm zu berathen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten drängte sich während dieser Tage Fest auf Fest, und namentlich fehlte es nicht an Schmausereien und Trinkgelagen, bei denen es sehr hoch herging.

Bei einem dieser Bankette, an welchem auch Erasmus Lueger theilnahm, unterhielt sich die Gesellschaft durch Erzählungen von allerlei Abenteuern und Kraftstückchen. Einer der Anwesenden warf dabei im Gespräch den Namen Andreas Baumkircher hin und bemerkte dabei, ein solches Muster von Tapferkeit und Körperstärke komme nicht sobald wieder; es sei zu beklagen, daß dieser Edle einen so traurigen Untergang gefunden habe.

Er meinte damit den Landeshauptmann von Steiermark, welcher dem Kaiser 1452 gegen die Ungarn und Böhmen, sowie auch 1462 bei dem Aufruhr der Bürger in Wien große Dienste geleistet und deshalb auch hohe Auszeichnungen erhalten hatte, dann aber unter den Schutz des Königs Matthias von Ungarn getreten war und demselben gegen den Kaiser gedient hatte. Später wollte er sich bei Letzterem vertheidigen, bat um vierundzwanzig Stunden sicheres Geleit nach Graz, mußte aber diese Frist der Sicherheit überschreiten und wurde enthauptet.

Dieser alte Kämpe war ein langjähriger Freund und Kriegskamerad Lueger's gewesen, mit dem Letzterer oftmals im Kampfe gegen den Feind Schulter an Schulter gefochten hatte, daher er auf dessen Ehre nichts kommen ließ und sein trauriges Schicksal schmerzlich bedauerte. Als nun jetzt in der Versammlung Baumkircher's Name genannt wurde, versäumte Lueger nicht, dem Sprecher lebhaft beizustimmen und auch seinerseits der Hochachtung Ausdruck zu geben, die ihn gegen den verstorbenen Freund erfüllte. Das wollte aber ein anderer von den anwesenden Edelleuten, der Marschall v. Pappenheim, nicht gelten lassen.

„Schweigt mir von diesem treulosen Gesellen," rief er, „es war ein feiler Wicht, der seinen Kaiser verrieth und schließlich den Lohn erhielt, den er verdient hatte!"

„Oho!" fuhr Lueger auf, „seid Ihr so schnell fertig mit Eurem Urtheil über einen Mann, der hundertfach mehr geleistet, als wir Beide zusammengenommen, und der nur durch Mißgeschick in das Verhältniß getrieben

Digitized by Google

wurde, das ihm den Tod brachte? Es ist eine Schmach, diesen Helden jetzt zu verunglimpfen, wo er sich nicht mehr vertheidigen kann!"

„Spart Eure Worte, Herr Hauptmann," entgegnete der Marschall vornehm, „ich werde mir doch nicht von Euch vorschreiben lassen, wie ich über Baumkircher zu denken habe."

Der reichlich genossene Wein hatte bereits auf beiden Seiten seine Wirkung gethan, davon zeugte die Heftigkeit, mit der die beiden Gegner ihre Meinung verfochten. Lueger konnte schon zu ruhigen Zeiten keinen Widerspruch vertragen, am wenigsten jetzt, wo er, vom Weine erregt, seinen alten Freund lästern hörte.

„Denkt, wie Ihr wollt," rief er, von seinem Platze sich erhebend, dem Pappenheimer zu, „aber schmäht in meiner Gegenwart nicht noch einmal den todten Freund, den ich noch im Grabe ehre und achte, sonst muß ich die böse Zunge strafen, die ihn zu beschimpfen sucht!"

Ein höhnisches Lachen war die Antwort des Marschalls.

„Das dürfte Euch übel bekommen," fügte er dann hinzu, „ein Marschall v. Pappenheim hat keinen Lueger zu fürchten!"

„Das wird sich zeigen," donnerte dieser zornsprühend, riß seinen Degen aus der Scheide und stürzte auf den Gegner los. „Auf der Stelle widerruft Eure Lästerrede, oder ich mache Euch stumm für immer!"

Der Pappenheimer war ebenfalls aufgesprungen und trat mit der Waffe in der Faust dem Widersacher gegen-

über. Noch ehe es die Uebrigen verhindern konnten, kreuzten sich die Klingen, und im nächsten Augenblick sank der Marschall, von Lueger in's Herz getroffen, röchelnd zu Boden.

Die Verwirrung, die jetzt im Saale entstand, ist kaum zu beschreiben. Alles stürzte herzu und umdrängte den Gefallenen, um ihm womöglich Beistand zu leisten; allein schon war es zu spät. Ein Glück konnte es genannt werden, daß der Kaiser selbst mit seinem Hofstaat nicht zugegen war.

Einige Freunde traten hinzu und riethen dem Hauptmann, so schnell wie möglich die Flucht zu ergreifen.

Allein das war nicht nach Lueger's Sinnesart. „Wer meiner bedarf, der weiß mich zu finden. Was ich gethan, das werde ich verantworten." Mit diesen Worten verließ er den Saal. Er hatte aber kaum seine Wohnung erreicht, als eine Schaar Bewaffneter erschien, um ihn gefangen zu nehmen. In dem Glauben, daß es unter den obwaltenden Umständen vor dem Kaiser keiner langen Rede bedürfen würde, um sich zu rechtfertigen und die Freiheit wieder zu erlangen, folgte Lueger. Doch seine Hoffnung auf baldige Erlösung aus dem Kerker erfüllte sich nicht.

Zwei Brüder des Erstochenen, die sich ebenfalls im Gefolge des Kaisers befanden, hatten sich sofort an diesen gewendet und Genugthuung für den Mord verlangt. Friedrich III. aber mochte weder Zeit noch Lust haben, über den leidigen Vorfall selbst Recht zu sprechen, zumal er wenige Tage nachher Frankfurt verlassen wollte, und so befahl er den Richtern der Stadt, in Gemeinschaft mit drei

Edelleuten als Beisitzern den Fall genau zu untersuchen und nach dem, was Rechtens sei, ihr Urtheil zu fällen.

Als drei Tage vergangen waren, ohne daß sich Lueger, wie er erwartet hatte, der Freiheit wiedergegeben sah, wurde er ungeduldig und verlangte direkt vor den Kaiser geführt zu werden, um sich zu rechtfertigen. Allein der Kaiser hatte der Stadt bereits den Rücken gekehrt, ohne ihn zu vernehmen. Das verdroß den Ritter auf's Aergste, denn er glaubte durch seine Dienste, die er dem Kaiser geleistet, so viel Achtung zu genießen, daß er mehr Rücksicht auf seine Lage hätte erwarten dürfen. Höflichkeit hatte nie zu seinen Vorzügen gehört, und so ließ er auch jetzt ziemlich unwirsch den Richtern sagen, er verlange Beschleunigung der Sache, sonst werde er sich bei dem Kaiser beschweren.

Dies war nicht gerade geeignet, ihm diese Herren geneigt zu machen. Am achten Tage nach dem Vorfall endlich traten sie zusammen und ließen den Angeklagten vor sich führen. Aber auch hier verdarb es Lueger durch sein trotziges, hochfahrendes Wesen. Als er zu Beginn der Sitzung bei Feststellung der Thatsachen altem Herkommen gemäß um Name und Herkunft gefragt wurde, erwiederte er kurz und barsch: „Mein Name ist bekannt in Deutschland, Ihr Alle kennt mich. Kommt zur Sache!“

Nun traten die Brüder des Marschalls in Trauergewändern auf und klagten ihn des Mordes und des Landfriedensbruches an. Was half es Lueger, daß er einwandte, nur für den verstorbenen Freund eingetreten und dessen Ehre vertheidigt zu haben? Er konnte nicht leugnen,

in einer friedlichen Verſammlung zuerſt das Schwert gezogen und den Pappenheimer getödtet zu haben. Das genügte, da die Stimmung der Richter durchaus nicht günſtig für ihn war. Nachdem die Brüder noch einmal ihre Forderung nach Gerechtigkeit geltend gemacht, und Lueger die Anklage zu entkräften verſucht hatte, ſchritten die Richter zur Abſtimmung. Jeder warf eine Kugel in eine verſchloſſene Urne, zuletzt ſchüttete einer der Beiſitzer den Inhalt vor allen Augen in eine Schüſſel und zählte. Die große Mehrzahl war ſchwarz und bedeutete den Tod. Der Aelteſte der Richter verkündete laut das Urtheil, nahm vom Tiſche ein Stäbchen, zerbrach es und warf es nach dem Brauche der Zeit dem Verurtheilten vor die Füße. Damit war die Ceremonie zu Ende.

Lueger nahm ſein Schickſal mit der Faſſung auf, die er dem Tode gegenüber, dem er als Kriegsmann ſchon ſo oft in's Auge geſehen, ſtets bewahrte. Er wußte, daß keine Einrede ihm mehr helfen würde, und ſo ließ er ſich ſchweigend abführen. War ihm auch am Leben ſelbſt nicht viel gelegen, ſo widerſtrebte es ihm doch, durch Henkershand ſterben zu ſollen, und als er daher, im Kerker angekommen, nach ſeinen letzten Wünſchen gefragt wurde, bat er um eine Friſt von drei Tagen, um durch einen Eilboten dem Kaiſer ſeinen Fall vorlegen zu können. Friedrich III. weilte nur eine Tagereiſe weit bei Würzburg, und ſo war ſein Beſcheid in der gegebenen Zeit ohne Schwierigkeiten einzuholen. Der Aufſchub wurde auch bewilligt.

So ſaß denn Lueger die folgenden Tage, der letzten

Entſcheidung harrend, in der Zelle ſeines Gefängniſſes. Ob der Kaiſer den Fall milder beurtheilen und Gnade üben werde, war ſehr zweifelhaft, der Ritter bereitete ſich daher auf ſein letztes Stündlein vor und ordnete ſeine weltlichen Angelegenheiten. Es war bereits am letzten Tage der gewährten Friſt, als die Thür ſeines Kerkers geöffnet wurde, und ein alter Kloſterbruder mit langem eisgrauen Barte bei ihm eintrat. Der Verurtheilte kannte ihn nicht, hatte ſeiner auch nicht begehrt, aber da es galt, an den Abſchied von dieſer Welt zu denken, hieß er den Mönch willkommen und dankte ihm für ſeinen Beſuch. Kaum aber ſah ſich dieſer mit dem Gefangenen allein, als er von ſeiner Kutte die Kapuze zurückſchlug, welche ſein Haupt bedeckte und mit einem Griff beider Hände ſein Angeſicht von dem Barte befreite, den er vorgebunden, um ſich unkenntlich zu machen.

„Kennſt Du mich nun?“ frug er.

„Seh' ich recht?“ rief Lueger voll Ueberraſchung. „Wilhelm v. Bäreneck?“

„So iſt es, mein armer Waffenbruder. Nun aber kein Wort mehr darüber! Ich komme in fliegender Eile vom Lager des Kaiſers, es galt den Kurier zu überholen, der den Richtern den Beſcheid des Kaiſers bringen wird. Als Friedrich erfuhr, daß der tödtliche Streit um Baumkircher's willen erfolgt ſei, wollte er nichts von Gnade wiſſen. Jetzt heißt es, der Exekution zuvorzukommen durch die Flucht. Es iſt das einzige Mittel zu Deiner Rettung Alles iſt vorbereitet. In derſelben Verkleidung, in de ich zu Dir gekommen, wirſt Du unbehelligt den Ausgang

finden. Ein Mönchsgewand habe ich Dir mitgebracht.“ Dabei öffnete Bäreneck ſeine Kutte, zog ein Bündel hervor, das er um den Leib geſchlungen hatte und gab es Lueger, der es tief gerührt mit warmem Dank entgegennahm.

„Drüben, jenſeits des Maines,“ fügte Bäreneck noch hinzu, „erwartet Dich Dein Leibknappe mit flinken Pferden. Und nun gehab Dich wohl! Viel Glück bei Deinem Vorhaben!“

Eine herzliche Umarmung noch und eine Händedruck, dann trennten ſich Beide und der Mönch nahm wieder ſeinen Rückzug durch die Reihen der Wächter, die bereits nach Herzensluſt von einem Faß Wein, das ihnen auf Bäreneck's Veranlaſſung geſchickt worden war, zechten.

Die Thür zum Vorgemach, wo dieſelben ſaßen, war, wie gewöhnlich, unverſchloſſen, und jetzt kam es für den Gefangenen nur darauf an, ihr Treiben aufmerkſam zu beobachten und zu geeigneter Zeit die Flucht zu ergreifen. Dies machte ihm keine Schwierigkeiten. Um Mitternacht war Alles in tiefen Schlaf geſunken, Lueger vollzog ſeine Verkleidung, ſchlüpfte an den Wächtern vorüber und gelangte ſo in's Freie. Seine Kutte ſchützte ihn auch weiterhin beim Paſſiren des Stadtthores, er eilte ohne Aufenthalt nach dem Main, fand dort, als er die Brücke überſchritten, ſeinen Knappen mit den Roſſen, warf darauf ſein Mönchsgewand ab und ſetzte die Flucht ſpornſtreichs zu Pferde fort.

In ſeiner Heimath Inner-Krain finden wir ihn nach einigen Wochen wieder. Obwohl ſeine Entweichung in Frankfurt zeitig genug gemerkt worden war und man Alles

aufgeboten hatte, seiner habhaft zu werden, war es ihm doch gelungen, zu entkommen und seine Burg ungefährdet zu erreichen. Dort glaubte er sich vor Nachstellungen am sichersten, lag das alte Felsennest doch weit ab von allem Weltverkehr und war so eingerichtet, daß es selbst bei einem Angriffe von Außen Trotz bieten, ja für unbezwinglich gelten konnte.

Vielleicht hätte er dort auch ohne weitere Anfechtung bleiben können, wenn er sich still verhalten hätte. Allein längere Zeit verborgen zu bleiben, das Kriegshandwerk völlig ruhen zu lassen und alle Händel zu vermeiden, das war einem Ritter vom Schlage Lueger's unmöglich. Kaum war er einige Wochen wieder im Lande, als er auch weit und breit von sich reden machte. Ein umlaufendes Gerücht hatte ihn bereits todt gesagt und als Opfer des Henkers enden lassen, das reizte ihn, der Welt zu zeigen, daß er noch lebe und die Waffen zu führen verstehe wie vordem. Gegen den Kaiser hatte er natürlich einen tiefen Groll gefaßt, da sich derselbe des Verurtheilten nicht angenommen hatte, und an diesem sich zu rächen, setzte er jetzt Alles in Bewegung. Die politischen Zustände der damaligen Zeit boten dazu Gelegenheit genug. Lueger schlug sich auf die Seite der Ungarn, dessen König Matthias von Friedrich III. um die Summe von 60,000 Dukaten die Verzichtleistung auf die ungarische Krone erkauft hatte, und der gleichwohl fortwährend mit dem deutschen Kaiser in Streit lag. In Verbindung mit dem König der Ungarn wollte nun Lueger Triest, das im Mittelalter seine Herrschaft so vielfach gewechselt, überfallen und

dem Habsburger entreißen. Es waren dazu schon alle einleitenden Schritte gethan, als der Kaiser den Plan erfuhr und durch rechtzeitig getroffene Gegenmaßregeln seine Ausführung verhinderte.

Diesmal war die Intrigue vereitelt, aber Friedrich, der mit seinen auswärtigen Feinden mehr als genug zu schaffen hatte, wollte nicht auch noch im eigenen Lande einen Widersacher dulden, der, dem Henker entlaufen, ihm mit allen Kräften zu schaden suchte. Er verhängte daher die Acht über Lueger, ließ ihn im ganzen Lande für recht- und schutzlos erklären und gab Jedem die Befugniß, ihn zu tödten.

Aber auch das vermochte nichts an dem Verhalten des verwegenen Ritters zu ändern, der nach wie vor im Lande umherzog, raubte und brandschatzte, wo es ihm gefiel, und die Gegend weit und breit unsicher machte. Ein Ueberfall folgte dem anderen, immer kühner wurden seine Angriffe, und wo er sich blicken ließ, verbreitete er Furcht und Schrecken. Die Klagen, die dem Kaiser darüber zu Ohren kamen, bestimmten diesen endlich, energisch gegen Lueger vorzugehen, zumal er sich in letzter Zeit sogar an einen seiner obersten Beamten, den kaiserlichen Verweser zu Laibach, Christoph v. Thein, herangewagt und denselben befehdet hatte.

Der Hauptmann von Triest, Niklas Rauber, erhielt jetzt von Kaiser Friedrich den Befehl, sich mit einer Streitmacht gegen den Geächteten aufzumachen und ihn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen. Schon in der Wahl dieses Mannes bekundete der Kaiser, daß er

Digitized by Google

die Schwierigkeit der Aufgabe nicht unterschätzte, denn die Rauber zählten zu den tapfersten und unternehmendsten Rittern. Zu diesem Geschlechte gehörte z. B. auch jener Andreas Eberhard Rauber, der später mit 4000 Christen vor Sisek 50,000 Türken schlug. Niklas Rauber hatte ebenfalls schon manches schwierige Werk vollbracht, allein der Kampf gegen Lueger, der ihm jetzt aufgegeben war, schien seiner oft erprobten Tüchtigkeit spotten zu wollen. Mit einer stark bewaffneten Söldnerschaar hatte er sich alsbald in Bewegung gesetzt und Streifzüge nach verschiedenen Richtungen unternommen, um den Gesuchten ausfindig zu machen und sich seiner zu bemächtigen, aber immer vergeblich. Lueger behauptete seine Ueberlegenheit und that sich darauf nicht wenig zu Gute. Wenn man seiner ansichtig wurde, ergriff er gewöhnlich nicht sogleich die Flucht, sondern ließ die Verfolger erst herankommen, um ihnen dann durch eine List unter Hohngelächter zu entwischen.

Ermüdet von den langen vergeblichen Streifereien hatte sich Rauber eines Tages mit seinen Gefährten auf sein Schloß Kleinhäusel zurückgezogen, um Rast zu halten, und saß eben bei Tafel, als Lueger ohne Begleitung herbeigeritten kam, vor dem Schlosse Halt machte und einem dort stehenden Knechte den Auftrag gab, zu seinem Herrn zu gehen und ihm zu sagen, „Freund Lueger" warte draußen auf ihn, um ihn mit auf sein Schloß zu nehmen, dessen Weg er schon so lange vergeblich suche. Der Diener that, wie ihm geheißen, und überbrachte die Mittheilung. Rauber wollte das Gehörte nicht glauben, stand auf und

trat an's Fenster, wo er sich denn mit eigenem Auge überzeugte, daß er der Gefoppte war. Lueger winkte freundlich grüßend hinauf und ritt dann spornstreichs davon.

Natürlich wurde sofort Alarm geblasen und eine ganze Schaar Berittener, Niklas Rauber an der Spitze, setzten dem verwegenen Spötter nach, sie holten ihn auch nach einiger Zeit soweit ein, daß sie ihn dahinsprengen sahen; als sie aber in die Nähe seiner Burg kamen, war er plötzlich im Dickicht des Waldes verschwunden. Weiter vordringend gewahrten sie wohl das wie ein Schwalbennest an den Felsen gekittete Schloß des Verfolgten, allein wie dasselbe zu belagern sei und bezwungen werden könne, blieb ihnen ein Räthsel. Durch Beschießung war es bei der damaligen Mangelhaftigkeit der Schußwaffen entschieden nicht zu überwältigen. Gleichwohl beschloß Rauber Stand zu halten und die Burg von Bewaffneten umzingeln zu lassen. Von Tag zu Tag ließ er dann mehr Streitkräfte nachrücken, auch wurden schwere Geschütze aufgefahren, und endlich war eine förmliche Belagerung im Gange.

Daß der eingeschlossene Burgherr nur durch Aushungerung seiner Veste zu bezwingen sei, war nach der ganzen Lage derselben nicht zu verkennen, doch glaubte Rauber dies in wenigen Wochen erzielen zu können, da seiner Meinung nach in dieser Zeit der Proviant des Felsennestes aufgezehrt sein müsse. Es war bereits im Herbst, und den harten Winter hindurch in dieser Wildniß liegen bleiben zu müssen, war selbst für abgehärtete Kriegsleute eine schwere Aufgabe. Allein der Herbst ver-



Digitized by Google

ging, ohne daß die Belagerten Spuren von Mangel gezeigt hätten. Im Gegentheil, Lueger ließ auch jetzt den Spott nicht fein und fragte wiederholt von oben herab, ob es den Herren Feinden drunten auch wohl ergehe und ob es ihnen nicht an Speiſe und Trank mangele, er könne ſonſt damit aufwarten. Und als ihm darauf erwiedert wurde, er möge ſeine Prahlereien ſparen, ließ Lueger eines Tages vom Thurme herab das Viertel eines friſch geſchlachteten Ochſen an Stricken befeſtigt unter die Belagerer herab und rief ihnen zu, ſie möchten ſich's ſchmecken laſſen.

Das mußte Rauber allerdings ſtutzig machen. Es kam hinzu, daß von draußen her die Nachricht in's Lager drang, der anſcheinend feſt in ſeine Burg eingeſchloſſene Raubritter ſei neuerdings wiederholt an verſchiedenen Orten im Lande geſehen worden. So unglaublich das ſchien, wurde es doch von zuverläſſigen Augenzeugen beſtätigt, und es blieb alſo nur die Annahme übrig, daß Lueger's Burg geheime unterirdiſche Ausgänge beſitze, die Niemand zu finden wiſſe. Der weitere Verlauf der Belagerung machte das zur Gewißheit, und als nun die Kälte des Winters eintrat, und unter den Reiſigen Rauber's Krankheiten ausbrachen, da hätte der Hauptmann gern die Sache aufgegeben und den Rückzug angetreten, wenn nicht der Kaiſer ſelbſt die Fortſetzung der Belagerung befohlen hätte. So mußte er trotz aller Ausſichtsloſigkeit des Unternehmens geduldig ausharren.

Lueger fuhr inzwiſchen fort, mit den Feinden ſich ſeinen Spaß zu machen. Er lud den Hauptmann unter Zuſicherung freien Geleites wiederholt zu ſich ein, damit er

sich einmal gründlich auswärme und einen Becher guten Weines mit ihm trinke. Natürlich aber ging dieser nicht darauf ein. Zu Weihnachten ließ der freigebige Burgherr sogar ein delikates Gänslein zum Feiertagsbraten für seinen „Freund" herab und bat ihn um seine weitere „Anhänglichkeit", wenn er es aushalten könne; er, der Belagerte, mit seinen Mannen würden keinen Schaden dabei leiden.

So verging Woche auf Woche, ohne daß das Geringste erreicht wurde. Rauber berichtete endlich an den Kaiser, daß die Belagerung entschieden erfolglos sei, und man dem Geächteten auf diese Weise nicht beikommen könne. Allein Friedrich III. wollte das durchaus nicht glauben und mochte dem Gegner nicht den Triumph lassen, die Belagerer unverrichteter Dinge abziehen zu sehen. Rauber mußte aushalten und sann vergeblich, wie er seinen Zweck erreichen könnte.

Inzwischen war es Ostern geworden und Lueger ließ sich auf's Neue vernehmen, indem er Sicherheit für einen Boten erbat, den er mit einer Bestellung an den Hauptmann herabschicken wolle. Rauber trug kein Bedenken, darauf einzugehen, und nun erschien ein Leibknappe Lueger's im Lager, der mühsam von der steilen Höhe des Felsennestes herabgeklettert war. Er trug gar behutsam ein Körbchen, und als er die Decke abhob, sah man darin die schönsten Erdbeeren, die der Burgherr seinem Feinde zur Stärkung anbot. Dies also zu einer Zeit, wo solche Früchte im Lande noch gar nicht gediehen, die also aus der Ferne bezogen und in die Burg gebracht sein mußten.

Rauber besah sich den Burschen, der ihm das bedeutsame Geschenk überbrachte, und ein Gedanke stieg in ihm auf. Er unterdrückte alle Bitterkeit, hieß den Knappen sehr freundlich willkommen und zog ihn an seine Tafel, wo er ihn auf's Beste bewirthete. Dabei forschte er ihn möglichst aus, und da er bemerkte, daß es ein anstelliger Mensch sei, so rückte er bald mit seinem Vorhaben heraus. Er versprach ihm den Dank des Kaisers und eine hohe Belohnung, wenn er dem Hauptmann behilflich sei, den Burgherrn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen.

Anfangs wies der Knappe das Ansinnen entschieden von sich, allein der genossene Wein und die glänzenden Versprechungen, die ihm gemacht wurden, thaten allmählig doch das ihre. Thomas, wie der Diener Lueger's sich nannte, entdeckte dem Hauptmann schließlich, daß sich sein Herr gewöhnlich des Abends zur Erholung an einer bestimmten Stelle der Burg aufhalte, die freier und ungeschützter liege, als alle anderen Räume. Dort würden einige Schüsse aus grobem Geschütz ihre Wirkung nicht verfehlen. Hoch erfreut, seine Absicht erreicht zu haben, unterließ es Rauber nicht, dem treulosen Gesellen schon jetzt ein ansehnliches Trinkgeld zuzustecken und ihn dadurch noch willfähriger zu machen. Thomas erbot sich nun, an einem der nächsten Abende den Moment abzupassen, wenn sein Herr jene Stelle betreten werde, und dies durch ein ausgesteckes Licht den Belagerern kundzugeben, übrigens aber werde er gleich nach seiner Rückkunft auf die Burg durch ein weißes Tüchlein die Stelle bezeichnen, wohin die Geschütze zu richten seien.

Digitized by Google

So geschah es. Der Verräther kehrte zurück, bald sah man oben das verabredete Zeichen flattern, und die Kaiserlichen säumten nicht, ihre Donnerbüchsen genau darnach zu stellen. Man lauerte, bis die Nacht einbrach und das versprochene Licht sichtbar wurde. Es ließ nicht lange auf sich warten, und kaum hatte man es wahrgenommen, als mit einem Male vier Donnerbüchsen mit schrecklichem Krach los brannten und eine Felswand in Trümmer schlugen, die hart an jener Stelle der Burg, auf die es abgesehen war, emporragte. Welche Wirkung das weiter im Gefolge hatte, war bei der herrschenden Dunkelheit freilich nicht sogleich zu erkennen, aber dem furchtbaren Gepolter nach zu urtheilen, mit dem die Katastrophe vor sich ging, mußte die angerichtete Zerstörung bedeutend sein.

Voll Schrecken und Verwirrung eilte die ganze Mannschaft der Veste an den Ort, wo der Zusammensturz stattgefunden hatte, und diesen Moment benutzte der Verräther, um sein Werk zu vollenden und den Belagerern den Zugang zu öffnen. Lueger's Gefährten, zwölf an der Zahl, setzten sich zwar zur Wehr, als sie die Feinde eindringen sahen, und es entspann sich ein blutiger Kampf der Verzweiflung; aber endlich mußten sie doch der Uebermacht weichen, und die Wenigen, welche bei dem Gemetzel nicht gefallen waren, wurden gefangen hinweggeführt.

Unter den Trümmern des eingestürzten Felsens aber lag Erasmus Lueger mit zerschmettertem Schädel. Die Sieger in ihrem Freudentaumel hielten sich nicht weiter mit ihm auf, als sie gewahrten, daß er eine Leiche war. Die Veste selbst mit ihrer wunderlichen Einrichtung nahm

jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch, und Thomas mußte sie durch alle Gemächer führen und vor Allem jenen geheimen, von der Natur selbst geschaffenen Gang zeigen, welcher vier deutsche Meilen lang unterirdisch bis in die Gegend von Wippach lief, von woher sich die Belagerten alle ihre Bedürfnisse verschafft hatten.

Eine gründliche Plünderung und die Zerstörung der Burg bildeten den Schlußakt der Katastrophe. Es ist damit ein Bauwerk aus der Zeit des Mittelalters verschwunden, das nirgend seines Gleichen gehabt hat.

So endete Erasmus Lueger 1484, und als einige Jahre nachher noch zwei Brüder von ihm, Andreas und Niklas, die ebenfalls auf Seiten der Ungarn standen, ohne Hinterlassung von Nachkommen aus dem Leben schieden, erlosch das ganze Geschlecht. Der Leibknappe Thomas übrigens, der den Verräther gespielt, soll, wie die Sage berichtet, auch seinen Lohn empfangen haben, indem ihn bald nach der Zerstörung der Veste ein alter Freund und Waffengefährte Lueger's meuchlings niederstach.

# Von Colombo nach Candy.

## Reiseskizze

von

**Fred Sicherer.**

(Nachdruck verboten.)

Colombo ist die wichtigste Hafenstadt der schönen Insel Ceylon, von wo aus der landende Europäer meist auch noch einen Ausflug in's Innere macht. Dies that auch ich.

Die Fahrt auf der Bahn von Colombo, der Hafenstadt, herauf nach Candy nimmt etwa 3½ bis 4 Stunden in Anspruch und bietet in ihrer ersten Hälfte wenig, was von besonderem Interesse wäre. Der Zug fährt an zahlreichen, halb unter Wasser gesetzten Reisfeldern vorbei, hier und da wechselt das Feld mit dichtem Gebüsch, Dschangel,*) mit Palmengruppen oder kleineren Sümpfen ab, in denen sich einige Büffel träge und behaglich lagern; so geht es durch einige Stationen, bis man nach dem von Colombo etwa 37 englische Meilen entfernten Polkahawela kommt.

Nachdem man dort für einige Kupfermünzen ein Bündel von etwa acht bis zehn der herrlichsten Bananen oder eine gehörige Schale voll frischer Kokosmilch, welche etwa wie

*) Die noch vielfach angewendete Schreibweise „Dschungel" ist unrichtig.

Molken ſchmeckt und ſehr erfriſchend iſt, genoſſen — denn ſchon drückt die Sonne, trotzdem es erſt etwa neun Uhr Morgens iſt, gewaltig auf uns hernieder und der Durſt beginnt zu quälen — geht die Reiſe weiter.

Nun beginnt die Bahn zu ſteigen und es entrollt ſich dem Reiſenden ein Bild von ſolch' großartiger Schönheit, wie er es wohl auf dem übrigen Theile unſeres Planeten nicht wieder zu ſehen bekommt — ſelbſt in den Cordilleren und im Himalaya fand ich nichts Aehnliches. Wohl waren dort die Gebirge rieſiger und wilder, aber es fehlte die wunderbare Vegetation, die ſich hier der Scenerie ſo harmoniſch anſchließt und dem Ganzen das Gepräge des Romantiſchen und Lieblichen verleiht, auch ſtets allgemeine Begeiſterung bei allen europäiſchen Reiſenden erregt.

Gebirgszüge und Bergkuppen von 300 bis 2000 Meter Höhe über der Meeresfläche erheben ſich rundum und ſtets wechſelt die Scenerie. Dann kommt Meilen weit dichtes, undurchdringliches Dſchangel, das noch keines Menſchen Fuß betreten hat und wohl auch nie betreten wird, Gummibäume, Banianen, Palmen aller Gattungen, wilde Bananen, Alles dicht verſchlungen mit Lianen und ſonſtigen Schmarotzerpflanzen, welche die größten, ſtärkſten Bäume dicht umranken und umgarnen und ſie auf dieſe Weiſe langſam, aber unfehlbar erſticken — eine wilde, üppige Vegetation, die ſelbſt der Elephant hier nicht zu durchdringen vermöchte. Die Reisfelder der Ebene ſind verſchwunden, dagegen zeigen ſich jenſeits an den Abhängen der Berge die erſten Plantagen des mit Recht berühmten Ceylonkaffee's.

Digitized by Google

Durch die seit einigen Jahren eingetretenen Verheerungen dieser Anpflanzungen durch den sogenannten „Kaffeepilz“ stehen sehr viele verödet da oder werden neuerdings durch Theeplantagen ersetzt, welche auf Ceylon vorzüglich gedeihen. Ueberaus großartig sind die Kokosanpflanzungen. Sowohl Frucht als Faser dieser Palme bilden einen äußerst wichtigen Handelsartikel der Insel.

Höher hinan keucht das Dampfroß, dichter und dichter wird das Dschangel, tief unten schlängelt sich wie ein Silberfaden ein Fluß im Thale dahin, in der Ferne wird der Adamspik, der höchste Berg der Insel, sichtbar, seine stattlichen Mitberge kühn überragend. Nach mohammedanischer Lehre soll Adam auf der Spitze dieses Berges tausend Jahre auf einem Fuße gestanden und seine Vertreibung aus dem Paradiese beweint haben — die Spur des Fußes sei noch zu sehen. Die Singhalesen halten den Abdruck im Felsen dagegen für die Fußstapfe des Buddha, und der Gipfel, wo auch ein kleiner Buddhistentempel steht, ist ein berühmter Wallfahrtsort für alle südlichen Buddhisten.

Wir befinden uns jetzt etwa 1800 Fuß über dem Meeresspiegel und bemerken bei einer Wendung der Bahn liebliche Thäler mit zahlreichen Anpflanzungen von Mais, Zucker, Tabak ꝛc.; von jetzt ab geht die Bahn hart am Rande des hier schroff und steil abfallenden Abgrundes dahin, und unheimlich und drohend gähnen uns die Schluchten an; trotzdem kann man sich nicht enthalten, immer und immer wieder aus dem Wagen zu sehen und dieses graufige, überreiche Gewirr von Pflanzen, Bäumen und

Digitized by Google

Sträuchern zu bewundern und anzustaunen. Man könnte meinen, alle Vegetation der Welt sei hier vereinigt und von Titanen wild durcheinander geschüttelt worden. Hier sah ich auch zum ersten Male die wunderbarste aller Palmen, die „einzige" Talipotpalme, kerzengerade und wie ein Riese sich über die anderen Bäume erhebend. Diese Palme wird über 100 Fuß hoch und ungefähr 80 bis 90 Jahre alt, etwa im 80. Jahre blüht sie ein einziges Mal, und zwar wächst aus der Spitze ein etwa 20 Fuß hoher Stamm oder Stengel, der, wenn reif, auseinander springt wie eine dürre Erbsenschote, und nun zeigt sich ein prachtvoller gelber Blumen- oder Blüthenkelch, der selbst für Eingeborene immer ein Gegenstand lauter Bewunderung und großer Freude ist. Hat dieser Riesenkelch „ausgeblüht", so fällt er zusammen, der Baum selbst stirbt dann sehr rasch ab und vermodert.

Immer noch steigt unser Zug und immer enger wird der Bahnkörper. Haarscharf am Rande geht es entlang, die Trittbretter der Wagen hängen in der That über den Abgrund hinaus, und um unser „Gruseln" vollständig zu machen, donnert es plötzlich auf unsere Wagen hernieder, als ob Riesenhämmer darauf arbeiteten, ein Sausen und Brausen und Donnern umgibt uns, als ob ein Erdbeben im Anzuge wäre. Wir sind nämlich unter einem der hier häufig vorkommenden Wasserfälle weggefahren, und nachdem wir uns von unserem Schrecken erholt, sehen wir mit Entzücken dem schönen Schauspiele zu, wie sich der Urheber unseres Entsetzens donnernd in die Tiefe hinabstürzt. Noch zwei oder drei Male hatten wir diesen Ge-

nuß und kamen dann zum ſogenannten „Sensation rock“ (wörtlich: Felſen der Aufregung); hier zogen wir Alle die Köpfe ein, ſo gefährlich ſchien uns die Paſſage, wie ein Schwalbenneſt an hoher Mauer, ſo hing förmlich die Bahnlinie am Felſen, wohl über 2000 Fuß über dem Abgrunde, die äußeren Schienen kaum einen Fuß vom Rande, ſo daß die Wagen halb in der Luft hingen: ein ſchriller Pfiff der Dampfpfeife — und d'rüben waren wir.

Erleichtert athmeten wir Alle auf und ergötzten uns an dem neuen Panorama, das ſich hier unſeren Blicken bot. Wir hatten nämlich das Hochplateau von Candy erreicht. Verſchwunden waren die dichten Dſchangeln und Schluchten, dagegen ſahen wir eine Maſſe gut angelegter Reis-, Mais- und Bananenpflanzungen und bald fuhren wir in die Station Peradinea ein, wo ich ausſtieg, um zu Fuß den ungefähr 20 Minuten langen Weg bis zum königlichen botaniſchen Garten zurückzulegen.

Peradinea (ſprich Peradinja), ein unbedeutendes Singhaleſendorf, berührt man dabei kaum und wandert die gut unterhaltene Landſtraße ziemlich dicht am Mahawelliſluß entlang. Derſelbe iſt für leichtere Fahrzeuge ſchiffbar und verheert häufig durch ſeine Ueberſchwemmungen die in der Ebene gelegenen Anpflanzungen; ſchmutzig-gelb und raſch wälzen ſich ſeine Fluthen bei Peradinea dahin. Nach etwa 15 Minuten gelangt man an eine hölzerne, aus ſogenanntem Satin-wood (Atlaßholz) hergeſtellte Brücke, die man überſchreitet, um nach weiteren fünf Minuten vor dem Eingang in den Garten und zugleich vor dem Bungalow (Landhaus) des Direktors deſſelben zu ſtehen. Der-

ſelbe, ein Engländer Dr. T., empfing mich in liebenswürdigſter Weiſe und gab mir einen ſeiner Diener mit zur Beſichtigung des ſehr umfangreichen und überaus reichhaltigen Gartens. Tage, Wochen und Monate lang könnte man ſich in dieſem Eden ergehen und würde ſich nicht ſatt und müde ſehen. An beſonders hübſchen Punkten ſind Ruhebänke oder Kioske angebracht; in weſtlicher Richtung wird der Garten vom Mahawelliganga begrenzt, und hier begann ich meine Wanderung mit meinem Führer, einem ſehr intelligenten und geſprächigen Singhaleſen.

Am Ufer des Fluſſes und noch ein Stück weit im Garten ſtehen mächtige Bambusgruppen, die das Ausſehen von Rieſengarben haben, in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß, die einzelnen Bambusſtämme bis zur Dicke eines Mannes. Hier ſieht man den dunklen Javabambus, den helleren Ceylonbambus, den Bambus Hinterindiens und China's in dichten Gruppen von 30 Fuß und mehr Umfang, ihre ſchattigen Wipfel wie eine Garbe in der Höhe ausbreitend; dann kommen gewaltige Exemplare des ficus indica und ficus elastica (Gummibäume), ihre baumſtarken Wurzeln wie Rieſenſchlangen auf weiten Flächen über den Boden hinziehend, ferner der Banianenbaum, deſſen von den Aeſten herabwachſende und dann in der Erde ſich feſtſetzende Wurzeln förmliche Gaſſen bilden und der Krone des Baumes das Ausſehen geben, als ob ſie auf ſchlanken Säulen ruhe; man kommt ſodann in ein ſehr hübſches kleines Wäldchen von Bäumen aller Art, hierauf in einen Blumengarten, herrliche Beete erfreuen das Auge des Beſuchers — leider ſind die meiſten Blumen, wie faſt immer in den Tropen, geruchlos. So-

dann erreicht man die Perle des Gartens, die Palmenanpflanzung. Die Palmen der ganzen Welt sind hier zu finden. Ich hatte sogar das Glück, eine Talipotpalme noch im Blühen zu sehen, leider ging die Blüthe schon ihrem Ende zu, immerhin konnte man sich aber noch ein Bild dieses gewaltigen Blumenkelches machen. An den Weinpalmen hingen unzählige schwarze Klumpen, die ich von unten für Kokosnüsse ansah; ein schriller Pfiff meines Führers jedoch brachte Leben in diese vermeintlichen Früchte, sie entpuppten sich als fliegende Füchse, die in der Größe einer Katze mit Flughäuten gleich Fledermäusen versehen, zu Hunderten und Hunderten an diesen Palmen bei Tage umherhängen und nur Nachts mobil werden und auf die Jagd gehen. Sehr schädlich und lästig sind sie den Besitzern der Weinpalme. Diese hängen nämlich Abends Gefässe in Körben unter die Krone der Palme, schneiden die Rinde durch und sammeln Morgens den während der Nacht ausgelaufenen sogenannten Palmwein ein; die fliegenden Füchse aber sind ausgesprochene Liebhaber dieses berauschenden Getränkes und führen sich einen nicht unbedeutenden Theil desselben während der Nachtzeit zu Gemüthe. Sehr oft passirt es dabei diesen Gourmands aus der Thierwelt, daß sie etwas zu lange zechen, sich bekneipen und ihr „Räuschchen" dann im Korbe neben den Gefässen ausschlafen, wobei sie regelmäßig zu lange verweilen, von dem erbosten Besitzer des Palmweines überrascht und ohne weitere Komplimente todtgeschlagen werden.

Diese Thiere vermehren sich ungeheuer. Wir schossen einige derselben herab, als ich sie aber mitnehmen wollte,

fand ich sie so voll Ungeziefer, daß ich darauf verzichten mußte; schockweise krochen und hüpften Insekten von der Größe und Gestalt unserer Schmeißfliege, jedoch mit ganz winzigen Flügelchen, von den Füchsen auf uns und krochen sofort in die Aermel unserer Röcke, und da ihre Berührung mit der Haut ein eigenthümliches Brennen verursachte, so warfen wir die Kadaver weg und reinigten uns so rasch und so gut als möglich von diesen ekelhaften Schmarotzern.

Wir wanderten dann in die Abtheilung der Chinarindenbäume, wo ich einige Stücke der bitteren, aber heilsamen Rinde kaute, von da gingen wir in die Pflanzschule, wo ich den Kakao- und den Muskatnußbaum in Blüthe sah. Ich bewunderte dann noch die Miniaturanpflanzungen des Thee, Kaffee und Zimmet, betrachtete die aromatische Vanille, aus deren Stengel und wunderschön gefärbten Blumen sich die schotenartigen Kapseln entwickeln, die als Gewürz bei uns so hochgeschätzt sind; ferner die nicht minder werthvolle Gewürznelke und schließlich noch eine großartige Anlage von Farrenkräutern, Blattpflanzen, Gräsern u. s. w. Nur ungern geht man von hier weg, und Alles zu beschreiben ist hier unmöglich — was Vegetation betrifft, so ist der botanische Garten von Peradinea eben einzig in der Welt.

Ehe wir dieses Paradies verlassen, will ich nicht unterlassen, eines alten treuen Dieners des Gartens, nämlich eines riesigen Zebubullen, zu erwähnen, der trotz seines Alters die Singhalesenrangen gehörig in Respekt hält und sie abhält, Verheerungen im Garten anzurichten. Auch

uns folgte er eine Zeit lang, und ohne meinen Führer wäre ich kaum überall hingekommen, der alte Bursche schien Alles wie mit Argusaugen zu bewachen, und konnte, wenn nöthig, sehr „unangenehm" werden. Das Dichterwort: „man wandelt nicht ungestraft unter Palmen", bewahrheitet sich übrigens auch hier. Reptilien, wie die so sehr gefürchtete Brillenschlange, ferner die nicht minder giftige, beinahe 1½ Meter lange Tikpolonga, der Tausendfuß und die beinahe 12 Zoll lange Riesenassel, ebenso circa 7 und 8 Zoll lange giftige Skorpione, deren Biß ungemein schmerzhaft und giftig ist, finden sich häufig im Garten, und der Besucher wage sich ja nicht zu weit in's Gebüsch oder Gras, ohne vorher den Boden genau zu untersuchen. Auf den sehr gut gehaltenen und mit Kies bestreuten Wegen ist dagegen nichts zu fürchten. Eine nicht so gefährliche, aber doch recht unangenehme Zugabe sind die Blutegel, und zwar die Landblutegel, die auf Baum und Gebüsch, sowie im Grase und unter Bäumen lauern, in der Regenzeit millionenweise vorkommen, aber auch in der trockenen Jahreszeit eine wirkliche Landplage der Bewohner des Innern sind. Die kleinen, circa einen Zoll langen Bestien fallen Einen gleich zu Dutzenden und Hunderten an und klettern mit affenartiger Geschwindigkeit über Stiefel und Kleider; ein stechender Schmerz und eine Menge kleiner Blutstreifen künden dem Opfer sofort an, daß die Unholde am Werke sind, und das Schlimme dabei ist, daß man sie trotz des wüthenden Stechens bei Leibe nicht abreißen darf, will man die kleine Bißwunde nicht zu einem bösartigen, langwierigen und schmerzhaften

Digitized by Google

Geſchwüre heranbilden. Dazu kommt noch, daß, wenn man einmal gebiſſen iſt, der nächſte angreifende Blutegel mit Vorliebe genau wieder an derſelben Stelle ſich anſetzt, und wenn ſich dies einige Male wiederholt, was bei der großen Menge dieſer Blutſauger öfter vorkommt, ſo kann die Sache leicht ſchlimm ablaufen.

Wie gefährlich dieſer kleine Dämon werden kann, zeigt wohl am beſten die Thatſache, daß die Engländer im Jahre 1814 und 1815 bei der Eroberung Candy's über tauſend Mann durch Blutegelbiſſe verloren. Allerdings war dies im Dſchangel, durch welches ſich die engliſchen Truppen erſt einen Weg bahnen mußten. Ich ſprach verſchiedene Miſſionäre auf Ceylon — Alle ſchilderten die Leiden, die ſie durch Blutegel und Rieſenafſeln bei ihrer Wanderung durch's Dſchangel und in den kleinen Singhaleſendörfern zu erdulden hatten, als ganz entſetzlich, und ein gewiſſer Jones, Geiſtlicher in Candy, der ſchon 33 Jahre auf Ceylon weilt, ſagte mir, oft habe er hundert und mehr Blutegel zu gleicher Zeit an den Beinen gehabt und wegreißen müſſen, ſonſt hätte er ſich zu Tode geblutet. Pfarrer Jones wurde vor 16 Jahren von einer Rieſenaffel gebiſſen, hatte Jahre lang daran zu leiden und trug jetzt noch den Kopf krumm, denn ſeit dem Biſſe konnte er den Hals nicht mehr wie in normalem Zuſtande bewegen.

Man führt gewöhnlich bei Ausflügen in's Innere einige Citronen bei ſich, deren Saft, auf die Blutegel geträufelt, ſie ſofort abfallen läßt. Der beſte Schutz ſind aber die in Colombo jetzt erhältlichen Blutegelgamaſchen,

die, eng anschließend und stark in Karbol getränkt, das Heraufkriechen der kleinen Sauger verhindern; ebenso schützt man Kopf und Nacken durch Anziehen oder Auflegen von in Karbol getränktem Zeuge.

Ich hätte vom Garten nun wieder zurück zur Bahn gehen und von da in etwa 20 Minuten nach Candy fahren können, zog aber vor, den etwa 2½ Kilometer langen Weg zur Hauptstadt zu Fuße zu machen, zumal der Abend schon im Anzuge war, es also nicht mehr so furchtbar heiß und die Landstraße sehr gut gehalten war. Rechts und links zogen sich Bananenpflanzungen den Weg entlang, abwechselnd mit Palmengruppen und kleineren Gärten, die jedoch weniger der Blumenzucht, als vielmehr dem Mais und Tabaksbau dienten. Nach halbstündiger Wanderung kam ich an die Vorstadt, bestehend aus recht armseligen Hütten, die, mit Kokosmatten bedeckt, nichts weniger als einladend winkten, die Bewohner im üblichen Sarong, einem mehr oder weniger kostbaren Tuche, je nach dem Reichthum des Besitzers, das wie eine große Schürze, mehrmals um die Hüfte geschlungen, den Unterkörper und die Beine bedeckt. Die Armen unter den Singhalesen haben nichts auf dem Oberkörper, die Reichen noch eine Art Hemd und darüber eine ebenfalls mehr oder minder kostbare Jacke. Die Kinder liefen entweder ganz nackt oder mit einem Lappen, der als Sarong diente, in der Vorstadt herum, Keinem aber fehlte der charakteristische halbrunde Kamm, der aufrecht stehend als Kopfzierde dient, und woran man nächst seinem äußerst sanften gutmüthigen Wesen sofort den Singhalesen unter den vielen

verſchiedenen Völkerſchaften Hinter- und Vorderindiens erkennt.

Allmählig beſſerte ſich das Ausſehen der Häuſer und Bewohner, ſehr hübſche Bungalows (europäiſche Landhäuſer) zeigten ſich, und eine Viertelſtunde ſpäter befand ich mich im Centrum von Candy, das mich inſofern enttäuſchte, als ich ein reges Leben wie in Colombo zu ſehen vermuthete, anſtatt deſſen fand ich eine wahre Grabesruhe in der Stadt. Weiteren Betrachtungen wurde ich durch einen furchtbaren Wolkenbruch entriſſen, der ſo plötzlich niederging, daß ich kaum das wenige Minuten entfernte Candyhotel (notabene das einzige, in dem Europäer wohnen können), erreichte und trotz Regenſchirms vom Scheitel bis zur Zehe triefend ankam. Glücklicher Weiſe hatte ich mein Gepäck vorausgeſandt und konnte mich nun wenigſtens umkleiden, von Ausgehen und Beſichtigen war aber für dieſen Abend nicht mehr die Rede, denn es goß ohne Aufhören.

Das Hotel, ein zweiſtöckiges, bequem eingerichtetes Gebäude, hat eine ſehr große Veranda mit nebenanſtoßendem Speiſeſaal; es ſaßen hier etwa acht bis zehn Engländer und ein Deutſcher, mit denen ich bald in lebhafte Unterhaltung gerieth. In den Tropen ſchließt man ſich raſcher aneinander an, als es ſonſt in Europa und beſonders in dem ſo etikettemäßigen England der Fall iſt, und Jeder wußte ein Erlebniß von ſeinem Aufenthalt auf Ceylon zu erzählen. Wie viel Dichtung dabei mit unterlief, laſſe ich dahingeſtellt und will nur erwähnen, daß ein alter Forſtmann, ein königlicher Beamter und ſchon über vierzig

Jahre auf der Insel, uns sagte, daß wilde Elephanten jetzt sehr selten geworden seien, er habe in 25 Jahren, seit er im Innern weilte, erst vier Stück erlegt. Gut sei es daher, daß die Regierung ein Verbot erlassen habe, wonach die Jagd auf Elephanten untersagt oder nur gegen sehr hohes Schußgeld gestattet sei, sie würden sonst in wenig Jahren total ausgerottet sein.

Anderen Tages ging ich frühzeitig an die Besichtigung der etwa 20,000 Seelen zählenden Stadt, fand wieder die auffallende Ruhe und Stille und orientirte mich auch sehr bald, denn eigentlich sind nur zwei Hauptstraßen da, die, wie in Colombo-Fort, rechtwinkelig von vier oder fünf anderen durchschnitten werden und dadurch das Ganze in lauter Quadrate eintheilen. Angenehm ist es, daß die Straßen sehr breit und reinlich sind. Die Häuser sind dem Klima angepaßt, fast alle einstöckig, indessen gut und regelmäßig gebaut; der schönste Theil der Stadt liegt an einem kleinen See, welcher mit dem Mahawelliganga verbunden ist. Die „Kathedrale", wie sie in pompöser Weise genannt wird, ist nichts weiter, als eine gewöhnliche englische Kirche, wie sie in England in jedem Städtchen zu sehen ist, dagegen sind von europäischen Gebäuden bemerkenswerth: der „weiße Pavillon" oder die Wohnung des Gouverneurs, mit großem, terrassenförmigem Park und Garten, und das Haus des Kommandanten von Candy. Mehr Interesse bieten die noch von den früheren Herrschern Ceylons, z. B. von Radschah Singha II., und besonders von Sri Wrikama Radschah Singha, dem im Jahre 1815 von den Engländern entthronten Könige, herrühren-

den Gebäude, vor Allem der frühere königliche Palaſt, deſſen großer Audienzſaal jetzt als Gerichtshalle dient. Neben dieſem Palaſte befindet ſich der berühmteſte Buddhiſtentempel Candy's, ja ganz Ceylons. Hier wird in einer Abtheilung deſſelben in einem überaus reichverzierten kuppelförmigen Schrein, der „Carandha", der Zahn Buddha's, der ſogenannte „Dalada" gezeigt. Es gehört allerdings ein ſtarker Glaube dazu, in dem etwa zwei Finger langen Stück Elfenbein einen Menſchenzahn zu ſehen — ohnehin iſt dieſes Stück Elfenbein nicht einmal alt, denn unter portugieſiſcher Herrſchaft, etwa um's Jahr 1560, wurde der uralte echte Dalada vernichtet. Die Buddhiſtenmönche mit ihren glattgeſchorenen Köpfen laſſen indeſſen nach wie vor ihren Gläubigen dieſem Phantom tüchtig opfern. Es befinden ſich dann in Candy noch etwa zehn buddhiſtiſche und vier Hindutempel, alte, unanſehnliche und dem Ruin entgegengehende Gebäude. Intereſſant iſt ferner der Bazar und Markt, wo ausgezeichnete Früchte und Gemüſe feilgeboten werden und dann auch ſogenannte Raritäten zu haben ſind. Prächtige Sammlungen von Schmetterlingen und getrockneten Käfern, lebende und todte Schlangen, Skorpione, Rieſenaſſeln, Bälge von Vögeln aller Art, von den ſchon erwähnten fliegenden Füchſen, Muſcheln, Sägen vom Sägefiſch, kurz, alles Mögliche iſt hier zu finden; dabei gibt es in Candy auch einige ſehr elegante europäiſche Magazine mit Toiletten, Schmuck und Luxusgegenſtänden aller Art, ſo daß man kaum meint, im Innern Ceylons zu ſein.

Die Lage der Stadt iſt ſehr ſchön und geſund; rings

umgeben von etwa 1500 Fuß hohen Bergen, bietet sie dem Besucher reichlich Gelegenheit zu größeren und kleineren Ausflügen, wobei er dann auf zahlreiche, europäischen Ansiedlern gehörige reizende Gartenanlagen und Kaffeeplantagen stößt, und auf diese Weise recht mit Ceylons Bodenkultur bekannt wird.

Gern hätte ich in Candy noch einige Tage verweilt, aber ein fataler Umstand verleidete mir den Aufenthalt. Die Wasserversorgung Candy's geschieht durch sogenannte „Tanks" oder große Wasserbehälter; ein solcher befand sich dicht bei unserem Hotel und wir wurden aus diesem Tank mit Wasch- und Trinkwasser versorgt. Nachdem wir einige Tage schon uns daran „gelabt" hatten, zog man einen menschlichen Leichnam, der schon acht Tage im Wasser gelegen hatte, heraus. Trotz der zwei Wächter des Tanks war es einem lebensmüden Singhalesen dennoch gelungen, sich darin zu ertränken.

Von Ekel ergriffen, verließen wir fast Alle sofort Hotel und Stadt, bewunderten auf der Rückfahrt nochmals die Schönheiten der Bahnlinie, die Wasserfälle und die sich längs der Berge und durch das Dschangel wie eine Riesenschlange hinziehende Kunststraße der Engländer (erbaut 1815), und kamen am 17. Oktober 1885 wohlbehalten wieder in Colombo an.

Digitized by Google

# Die Theilung der Erde.

## Historische Skizze

von

**Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Mehr als einmal hat eine Theilung von Ländern und Völkern im Laufe der Geschichte vom grünen Tische der Diplomaten aus stattgefunden, keine aber, welche sich an Eigenartigkeit und Großartigkeit mit derjenigen messen kann, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts ein Papst vornahm, um nicht weniger als den halben Erdkreis mit Hunderten von Millionen Bewohnern unter Portugal und Spanien, die rivalisirenden Entdecker neuer Kontinente, zu theilen.

Nachdem nämlich Columbus am 12. Oktober 1492 auf Guanahani gelandet war, warfen sich Spanier wie Portugiesen mit fieberhaftem Eifer auf Entdeckungsexpeditionen, und kamen natürlich alsbald in Streit mit einander. Da man nämlich glaubte, daß die von Columbus entdeckten Inseln zu Indien gehörten, die Portugiesen aber schon vorher unter Vasco de Gama den Seeweg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung herum gefunden hatten, Indien also als ganz ihrer Interessensphäre angehörig betrachteten, so empfanden sie die Auffindung des neuen

westlichen Seeweges als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, und Papst Eugen IV., an den sie sich wandten, entschied, wie es ja auch der Billigkeit entsprechend erschien, daß die Portugiesen, welche bei Aufsuchung des Seeweges nach Indien die meisten Unkosten und Mühen aufgewendet hätten, auch den Nutzen davon allein haben sollten, ihnen daher der alleinige Besitz aller jenseits des Oceans gelegenen Länder, vornehmlich aber derjenige der heute unter der Bezeichnung Westindien*) bekannten Inseln gebühre.

Die Spanier widersetzten sich dem und erwirkten bei dem folgenden Papste Alexander VI. ein Dekret, worin dieser als Statthalter Christi auf Erden zur Grenze zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen eine Linie bestimmte, die von ihm selbst von einem Pol zum anderen gezogen worden war. Weil aber diese Linie, hundert Seemeilen westlich von den Azoren vorbeigehend, letztere 1432 von dem Portugiesen Cabral entdeckte Inselgruppe in Spaniens Machtbereich brachte, war Portugal mit dieser Theilung der Erde durchaus nicht zufrieden, und es entspann sich ein gewaltiger Streit zwischen beiden Völkern, ein Streit, der erst mittelst des 1494 zu Tordesillas abgeschlossenen Vertrages dahin geschlichtet wurde, daß Alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des grünen Vorgebirges**) liege, den Portugiesen, Alles aber,

*) Der Name kommt daher, weil man bis zum Jahre 1513 diese Inseln für die Westküste Indiens und das amerikanische Festland für Asien hielt. Noch 1507 errichtete König Ferdinand V. zu Sevilla einen Handels- und Gerichtshof für Indien.

**) Kap Verde, westlichste Spitze von Afrika.

was von diesem Mittagskreise an nach Westen liegend entdeckt werden sollte, den Spaniern gehöre. Diese Scheidungslinie wurde indeß nicht eingehalten, und nachdem Cabral, ein Nachkomme des Azorenentdeckers, das von ihm 1500 aufgefundene Brasilien für Portugal in Besitz genommen hatte, nachdem unmittelbar darauf Seitens Cortereal's dasselbe in Betreff der Küste Neufundlands geschehen war, einigte man sich, um die neuentstandenen Streitigkeiten zu schlichten, weiters dahin, daß, da der ganze Erdumkreis von den Geographen in 360 Grade getheilt worden sei, da jeder dieser Grade 15 Meilen „halte", alle zusammen mithin 5400 Meilen ausmachen, dieser Erdkreis doch der Länge nach und zwar derart vergeben werden solle, daß die Spanier vom 36. Grade an noch 2700 Meilen gegen Westen, die Portugiesen hingegen 180 Grade oder 2700 Meilen gegen Osten segeln, einnehmen und dort handeln mögen und dürfen, so viel sie können und wollen.

Jetzt schien also die Erde ehrlich getheilt zu sein, und die Völker waren, wie ein Chronist berichtet, friedlich mit einander. Die Portugiesen „richteten ihre Flotten und Schifffahrten" nach Ostindien, fanden unterschiedliche Länder und Inseln auf, darunter auch 1512 jene Eilande, welche sie „Moluccas" nannten und woselbst sie zumal durch den Handel mit den dort in besonderer Güte wachsenden Gewürzen „großen Reichthum zu Wege brachten."

Das war nun wieder den Spaniern, die sich im Westen zumeist mit Indianerstämmen herumschlagen mußten und wenig mehr entdeckten — Mexiko und Peru wurde von ihnen erst 1519, respektive 1531 heimgesucht — nicht recht,

und nichts natürlicher, als daß ſie nun auch nach Oſtindien, vornehmlich aber nach den ſo ergiebigen Molukken „handeln", das heißt ſich dort feſtſetzen wollten.

Allein Portugal erinnerte nachdrücklich an die vertragsmäßige Theilung der Erde, und es würde für Spanien ſehr ſchwer geworden ſein, ſeinen Willen mit einigem Schein von Berechtigung durchzuſetzen, wenn ſich nicht im Jahre 1519 ein höchſt merkwürdiges Ereigniß zugetragen hätte.

Am Hofe des jugendlichen Königs Karl I. von Spanien, eines Monarchen, der als Kaiſer Karl V. auch den deutſchen Thron beſtieg, erſchien nämlich Fernando Magelhaens (ſpr. Machalſangs), ein kluger und tapferer Held, ein Mann, der als Gefährte des Admirals Albuquerque zur Ausbreitung und Befeſtigung der portugieſiſchen Herrſchaft in Oſtindien nicht wenig beigetragen, und unter Anderem auch die „Moluccas" entdeckt hatte, ſeine Dienſte jedoch mit Undank belohnt ſah, und daher Portugal den Rücken gewendet hatte. Dieſer Magelhaens nun behauptete, daß die Molukken in Anſehung der klaren Beſtimmungen des Erdtheilungsvertrages nicht Portugal, ſondern Spanien gehören müßten. Denn, führte er zum Beweiſe deſſen an, da den Portugieſen laut jenes Vertrages von Liſſabon aus 36 Grade gegen Weſten zu Gute kämen, und da man ferner wiſſe, daß die Entfernung Liſſabons vom Fluſſe Indus 90 Grade, vom Indus an den Ganges nach Ptolemäus (dem berühmteſten Geographen des Alterthums, der, um's Jahr 130 n. Chr. in Egypten lebend, ein Verzeichniß aller bekannten Länder und Städte mit genauer Angabe deren mathematiſcher Lage

hinterlaſſen hat) 30 Grade, vom Ganges bis an die am öſtlichſten gelegene Molukken-Inſel jedoch 32 Grade betrage, ſo liege es auf der Hand, daß Portugal 8 Grade oder 120 Meilen über das Ziel genommen, ſomit gerade noch die Molukken den Spaniern geſtohlen habe.

Letztere glaubten natürlich ſehr gerne an die ihnen hochwillkommene Darſtellung, die Portugieſen hingegen ſcheuten in dem Beſtreben, Magelhaens einer aus Rachſucht vorgebrachten Lüge zu überweiſen, ſelbſt davor nicht zurück, den ehrwürdigen, bisher unangetaſtet gebliebenen Ptolemäus als einen Stümper hinzuſtellen, und inſofern eines groben geographiſchen Irrthums zu zeihen, als die von ihm mit 30 Graden angegebene Entfernung zwiſchen Indus und Ganges noch nicht einmal 10 Grade betragen ſollte, wonach ſie alſo nicht nur nicht 8 Grade geſtohlen, ſondern im Gegentheile das Recht, noch 12 Grade oder 180 Meilen über die äußerſte Molukken-Inſel hinaus vorzubringen, bisher nicht ausgeübt hätten.

Magelhaens war jedoch nicht der Mann, der eine einmal aufgeſtellte Behauptung fallen ließ, ſondern bereit, die Richtigkeit ſeiner Meinung auch praktiſch darzuthun, falls er dazu ausgerüſtet würde. Er erbot ſich, die Molukken vom Weſten zu erreichen und unwiderleglich zu beweiſen, daß dieſelben in dem den Spaniern zugetheilten halben Erdkreiſe gelegen ſeien. Angeſichts der Wichtigkeit der zur Entſcheidung aufgeworfenen Frage, einer Frage, deren Löſung im Sinne Magelhaens den ſehnlichſten Wunſch aller Spanier erfüllen mußte, war König Karl unverzüglich bereit, das koſtſpielige Unternehmen zu unter-

stützen, und so sah sich Magelhaens noch im Jahre 1519, mit der Admiralswürde bekleidet, an die Spitze eines aus fünf wohlausgerüsteten Schiffen bestehenden Geschwaders gestellt.

Freudigen Muthes — berichtet ein Zeitgenosse — verließ er darauf Spanien, „ging einen frembden unbekannten Weg an, von dem Niemand etwas weder gesehen noch gehöret und schiffte, seine Segel nach S.W. setzend, längst des brasilianischen Strandes hin." Und als er „auf den 53. Grad gekommen war," da fand er endlich, was er gesucht, einen „Durchgang durch Amerikam", eine Wasserstraße, welche von ihm noch heutigen Tages den Namen hat.

Bald nach dem Einlenken in dieses enge unbekannte Meer aber lief eines seiner Schiffe auf eine Klippe und ging augenblicklich unter. Dieses so natürliche Unglück schien der abergläubischen Mannschaft ein böses Zeichen; sie murrte, und als das Geschwader „an einen Ort kam, da mehr Nacht als Tag, sowie große Kälte herrschte," da bekamen die Matrosen eines der Fahrzeuge „solch einen Eckel vor der weiteren Reise", daß sie augenblicklich heimwärts wollten.

Magelhaens war darüber zwar höchst aufgebracht, mahnte aber vorerst mit guten Worten zur Standhaftigkeit und knüpfte daran die Vertröstung, daß sie bald „aus diesem Loch kommen würden." Nur Wenige glaubten ihm, und die Anzeichen einer bestehenden Verschwörung und drohenden Meuterei traten so unverkennbar zu Tage, daß er, gezwungen, den furchtbarsten Ernst hervorzukehren, einige der Gefährlichsten am Leben, andere aber mit Aus-

ſetzung an das Land beſtrafen mußte. Den Reſt bedrohte er mit den ſchrecklichſten Strafen, falls auch nur die leiſeſte Mahnung an Rückkehr fallen, oder gar ein Fluchtverſuch gemacht werden ſollte. Gleichwohl verließ ihn jenes Schiff, das er behufs Erforſchung der Waſſerſtraße vorausgeſchickt hatte, unter dem Schutze der Nacht, und es koſtete wahrhaft übermenſchliche Anſtrengungen, die durch dieſes Ereigniß in eine verzweifelte Stimmung gerathene Mannſchaft der übrigen drei Schiffe im Zaume zu halten.

Magelhaens war keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher. Aus jedem Auge leuchtete ihm Haß entgegen, Jeder verwünſchte ihn als den Urheber des unausbleiblich ſcheinenden Verderbens. Doch als bereits die Lage bis auf's Aeußerſte geſpannt war, wandte ſich das Blatt. Die enge und krumme Waſſerſtraße hatte ein Ende, das offene Meer bot ſich den Augen der Schiffer dar. Es war die Südſee, die der Spanier Balboa 1513, von der Landenge Darien ausgehend, zum erſten Male erblickt und für ſeinen König in Beſitz genommen hatte.

Nun waren mit einem Male alle Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens geſchwunden, und voll friſchen Muthes ſteuerte das Geſchwader auf den Aequator los, unter dem die Molukken liegen. — Land! Land! hieß es eines Tages vom Maſtkorbe aus, und Alles glaubte ſich ſchon am Ziele, da erklärte Magelhaens feierlichſt, das Land, dem man ſich nähere, habe er noch nie geſehen, es ſei alſo eine neue Entdeckung gemacht worden. Und in der That war dem ſo. Das Geſchwader hatte jene Inſelgruppe aufgefunden, die wir unter dem Namen der Philippinen

kennen. Vor der größten derselben, ehedem Subum genannt, vor Anker gehend, wurden die Fremdlinge von den Ureinwohnern überaus freundlich aufgenommen Es zeigte sich auch sofort warum. Dieselben waren nämlich mit einem benachbarten Stamme im Kriege begriffen und versprachen sich Wunderdinge von der Bundesgenossenschaft der weißen Männer, welche in Anbetracht der Nähe der Molukken vielleicht nicht die Ersten waren, die ihnen zu Gesichte kamen. Unter der Bedingung der Annahme des Christenthums Seitens der Insulaner leistete Magelhaens die verlangte Unterstützung und errang den Sieg. Des Jubels der neuen Unterthanen der Krone Spaniens war nun kein Ende; sie gelobten ihren Rettern Dankbarkeit und Freundschaft bis in den Tod, allein schon bei dem wenige Tage später veranstalteten Siegesmahle wurde Magelhaens von ihnen meuchlings überfallen und nebst mehreren seiner Offiziere ermordet.

Und daß die Wilden dabei den Plan verfolgten, überhaupt sämmtliche Mitglieder der Expedition zu tödten und sich ihrer Schiffe und Waffen zu bemächtigen, wurde in dem Moment offenbar, als sie den lebend in ihre Hände gefallenen Kapitän Juan Serrano nur „gegen etliche Stück Geschütze sowie einiges Pulver" seinen Freunden ausliefern zu wollen erklärten. Man war nicht abgeneigt, ihren Wunsch zu erfüllen, allein da sie alsbald mehr und immer mehr, zuletzt das gesammte Geschützmaterial, überhaupt alle Waffen begehrten, und diese Forderung durch den Aufmarsch von ein paar Tausend Kriegern unterstützten, blieb nichts Anderes übrig, als Serrano in der Gewalt

der Barbaren zu lassen, was denn auch, wie aus dem Schiffsjournale hervorging, „mit großem Lamentiren und Thränen“ geschah.

Von Serrano's Schicksalen hat man niemals Kunde erhalten, das aber ist bekannt, daß die Magelhaens überlebenden Gefährten eines ihrer Schiffe aus Mangel an der nöthigen Bemannung in Brand steckten, sodann die Philippinen verließen und glücklich die Molukkeninsel Tidor erreichten. Nachdem sie mit deren Könige Freundschaft geschlossen und zum Zeichen, daß sie dagewesen, von des Landes Früchten mitgenommen hatten, so viel sie konnten, machten sie sich auf den Heimweg und gelangten auf dem Wege um das Kap der guten Hoffnung 1522 in die Heimath zurück, der sie drei Jahre ferne gewesen waren.

Damit war die erste Reise um die Erde vollbracht, und Magelhaens Behauptung von dem acht Grade umfassenden Uebergriffe der Portugiesen, sowie von der Zugehörigkeit der Molukken zur spanischen Erdhälfte glänzend erwiesen.

Natürlich hatte man weder in Spanien noch in Portugal auf dieses Ergebniß gewartet, sondern lag sich der Molukken wegen längst in den Haaren. Gar viele Menschen mußten in dem Kriege um die acht Grade ihr Leben lassen, bis endlich 1529 König Johann III. von Portugal, der Nachfolger Emanuel's des Großen, dem Könige Karl einen billigen Vergleich vorschlug, nämlich sich gegen Bezahlung von 350,000 Goldgulden von Seiten Portugals der molukkischen Inseln so lange „zu enthalten“, bis obige Summe wiederum richtig abgetragen sein werde.

Daß dann die 1494 vollzogene Theilung der Erde so lange zu Recht bestand, bis die Holländer den Portugiesen im Osten den Rang abliefen, wie andere Völker den Spaniern im Westen, ist ebenso bekannt, wie der Umstand, daß die Holländer die an Gewürznelken, Cocos- und Muskatnüssen, Ingwer, Pfeffer, Zimmt, Mastix, ferner an Gold, Silber und werthvollen Hölzern überreichen Molukken noch heute besitzen.

Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß die mehrerwähnte, die Erde zwischen Spanien und Portugal theilende Linie noch immer unsere Datumgrenze bildet. Dieselbe erscheint in jeder Karte des Weltverkehrs sehr dick eingezeichnet und besagt, daß Alles, was westlich von ihr bis zu uns gelegen, in der Zeit voraus, Alles aber, was nach Osten liegt, in der Zeit zurück ist; so daß also Schiffe, welche vom Osten kommend diese Linie am 9. Mai passiren, sofort den 10. Mai, jene aber, welche gegen Osten gehen, den 8. Mai schreiben müssen. Im weiteren Verlaufe der Fahrt sinkt dann der Unterschied auf Stunden, Minuten, ja Sekunden, aber er gleicht sich niemals ganz aus, und es ist daher nicht blos erklärlich, weshalb von einer Berliner, Stuttgarter, Wiener und Prager Zeit gesprochen und damit namentlich auf Eisenbahnen gerechnet wird, sondern auch gewiß, daß Magelhaens' Bemängelung der Theilung der Erde mehr auf genauer Kenntniß dieses Umstandes, als auf den Darstellungen des von den Portugiesen zum Dummkopf gestempelten Ptolemäus beruhte.

Interessant aber ist es in heutiger Zeit, wo sämmtliche europäischen Staaten in lebhaften Wettbewerb um kolonialen Besitz oder die Erweiterung desselben begriffen

sind, auf eine Zeit zurückzublicken, wo alle außereuropäischen Besitzungen zwischen zwei gegenwärtig untergeordneten Staaten getheilt werden konnten, ohne daß sich im übrigen Europa eine Stimme dagegen erhob, bis endlich der Aufschwung der Holländer und Engländer als seefahrende Nationen der Macht Spaniens und Portugals und ihrem Kolonisationsmonopol ein Ende machte.

---

# Mannigfaltiges.

**Justizpflege im alten Frankreich.** — Im Jahre 1769, zur Regierungszeit Ludwig's XV., wohnte in Pfalzburg ein alter, reicher und geiziger Rentner, dessen Reichthum die Habgier einer Räuberbande erregte, die einst des Nachts bei ihm einbrach, ihn beraubte und, als er sich zur Wehre setzte, ihn grausam ermordete. Auf das Zeugniß der Dienstmagd, die sich in der Mordnacht verborgen gehalten hatte, aber von ihrem Versteck aus die Räuber gesehen zu haben behauptete, wurden sieben Pfalzburger Bürger verhaftet, vor Gericht gestellt, des Raubmordes schuldig befunden und vom Justizhof zu Metz verurtheilt, und zwar vier zum Tode und drei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Achtzehn Jahre nachher stellte es sich aber sonnenklar heraus, daß jene Zeugin sich gründlich geirrt hatte; die völlige Unschuld der sieben dem schrecklichen Verhängniß Anheimgefallenen kam an den Tag. Es wurden nämlich die wirklichen ruchlosen Räuber und Mörder, welche damals jene That verübt, entdeckt, zum Geständniß gebracht und von Rechts wegen geköpft.

Die vier Unschuldigen, die achtzehn Jahre zuvor ein Irrthum

der Kriminaljuſtiz auf dem Schaffot hatte verbluten laſſen, konnte man nun freilich nicht wieder lebendig machen; aber man hätte doch denken ſollen, daß die drei zu den Galeeren Verurtheilten, welche damals noch lebten und ſeit ſo langer Zeit im fürchterlichſten Elende unſchuldig ſchmachteten, ſogleich freigelaſſen worden wären. Doch der Gerechtigkeit zum Hohne konnte man mit dieſer einfachen Formalität gar nicht zu Stande kommen. Der berühmte Rechtsgelehrte Dupaty nahm ſich im Jahre 1788 mit lobenswerthem Eifer der Sache an und überreichte zu Gunſten der Unglücklichen und ihrer Familien dem königlichen Konſeil eine Denkſchrift, worauf nach geraumer Zeit durch ein Dekret die Reviſion des Prozeſſes befohlen wurde. Unglücklicherweiſe ſtarb der energiſche Dupaty bald darauf und die große Revolution, welche nun ausbrach, brachte, wie ſo vieles Andere, auch dieſe Angelegenheit in's Stocken. Erſt 1803 wurde wieder amtlich daran gedacht und endlich im Jahre 1805, nach noch vielfachem Hin- und Herſchreiben der Juſtizbehörden, vom Obertribunal zu Nancy entſchieden, daß das Urtheil des Metzer Juſtizhofes vom Jahre 1769 zu kaſſiren ſei. Die Unſchuld der ſieben Verurtheilten wurde alſo endlich anerkannt, was jedoch nur ihren Kindern und Enkeln zu Gute kam, denn mittlerweile waren auch die drei ſchuldloſen Galeerenſträflinge längſt geſtorben, der barmherzige Todesengel, weniger ſaumſelig, als der nichtswürdige behördliche Inſtanzenſchlendrian, hatte ſie von ihren Ketten befreit. So war die Kriminaljuſtiz beſchaffen zu jener Zeit unter franzöſiſcher Herrſchaft in den Gegenden, welche jetzt deutſche Reichslande geworden ſind. F. L.

**Aus Mozart's Kinderjahren.** — Die Kaiſerin Maria Thereſia intereſſirte ſich bekanntlich ſehr für das geniale Kind. Eines Tages war der kleine, damals achtjährige Wolfgang bei Hofe, wo er, wie öfter, konzertirte. Nachdem er ſeine Aufgabe erledigt, bemächtigten ſich die ganz jungen Erzherzoginnen Chri-

ſtine und Marie Antoinette des lebhaften Knaben und jagten ſich mit ihm durch mehrere Zimmer, wobei Mozart auf dem ſpiegelglatten Parquet ausglitt und hart zu Boden fiel. Chriſtine ſtellte ſich vor ihn und lachte ihn aus. Da trat die nachmalige Königin von Frankreich, Marie Antoinette, an den Knaben heran, hob ihn auf, trocknete mit ihrem Tuche ſeine Thränen und küßte ihn tröſtend auf die Stirne. Der Bube ließ ſie gewähren, ſah ſie anfangs nur von der Seite an und ſagte endlich raſch entſchloſſen: „Höre, Antoinette, ich werde Dir etwas ſagen — ich heirathe Dich!“

Die kleine Erzherzogin war darüber ſeelenvergnügt und hüpfte in das Zimmer der Kaiſerin mit der frohen Botſchaft: „Mama, Mama, Mozart heirathet mich!“

„So?“ lächelte Maria Thereſia, „ei, das wäre keine üble Parthie für Dich!“

Dann nahm ſie den kühnen kleinen Burſchen auf ihren Schoß und fragte ihn, was ihn zu dieſem raſchen Entſchluß bewogen habe. Mozart erklärte, die Erzherzogin Chriſtine ſei an ſeinem Fall Schuld geweſen und habe ihn obendrein noch ausgelacht. Antoinette aber habe ihm ihre Theilnahme bezeugt, ſie ſei alſo gut, darum heirathe er ſie auch, denn er wolle nur eine gute Frau haben.

„Ja, das iſt recht hübſch,“ meinte die Kaiſerin, „aber wenn Du ſie zur Frau willſt, mußt Du auch Kleider haben wie ein Erzherzog!“

Am anderen Tage kam ein Hoffourier mit einer kaiſerlichen Equipage, brachte einen vollſtändigen Hofanzug für Mozart und eine prächtige Robe für deſſen Schweſter, welche nicht ohne Beklemmung Zeugin jener kindlichen Scene geweſen war. Der Vater ließ ſie darauf in ihrem Staate malen.

Dieſes Bild des kleinen Wolfgang, das ihn als Miniaturſtutzer in violettem Seidenbauſchröckchen mit Chapeau-bas, Spitzenjabot, Degen und gepudertem Haar darſtellt, iſt heute noch im Mozarteum zu Salzburg zu ſehen. Kl.

**Polizeiliche Photographie.** — Die neuere Kriminalistik verdankt einen großen Theil ihrer Erfolge der Verwendung der Photographie für ihre Zwecke. Der Anfang damit, die Photographie in den Dienst der Kriminalpolizei zu stellen, wurde im Jahre 1867 in Berlin gemacht, wo man beschloß, fortan notorische Verbrecher, sobald sie verurtheilt waren, vor ihrer Abführung in's Zuchthaus zu photographiren; ebenso Verdächtige, die man wegen Mangel an Beweisen oder weil sie Ausländer waren, laufen lassen mußte. So entstand das bekannte Berliner „Verbrecheralbum", welches zum Muster für alle anderen Staaten geworden ist. Dasselbe besteht gegenwärtig aus vielen kolossalen Bänden und ist schon häufig beschrieben worden, so daß wir hier von einer eingehenden Schilderung absehen können. Heutzutage nun werden aber Photographien von Verbrechern oder Verdächtigen nicht blos für das „Verbrecheralbum" angefertigt, sondern solche haben noch nach ganz anderer Seite hin bedeutenden Nutzen für den Dienst der Kriminalpolizei. Es gibt nämlich in Berlin außer der allgemeinen Kriminalpolizei noch Spezialkommissäre für Einbrecher, für die Sittenpolizei, für Falschspieler, für Bauernfänger, Hochstapler u. s. w. Für die Beamten dieser Spezialfächer sind nun aus den Bänden des Verbrecheralbums wiederum auf photographischem Wege Miniaturbilder von den Verbrechern ihres Faches angefertigt, welche zu einem handlichen Bande in Taschenformat zusammengestellt sind, und jeder Beamte, der z. B. in Einbruchssachen arbeitet, trägt beständig eine Sammlung von Bildern sämmtlicher Einbrecher bei sich, soweit solche mit der Berliner Kriminalpolizei in Berührung gekommen sind.

Noch wichtigere Dienste leistet aber der Kriminalpolizei die Photographie zur Ermittelung auswärtiger, insbesondere internationaler Verbrecher. In früheren Zeiten mußten oft schwere Verbrecher, die ergriffen worden waren, wieder laufen gelassen werden, weil man nicht wußte, wer die Leute waren und weil

man ihnen ohne Weiteres glauben mußte, wenn sie behaupteten, sie hießen Schulze, Müller, Schmidt oder Meyer, wenn sie erzählten, sie stammten aus Ungarn, Oesterreich, Polen oder sonst woher. Jetzt wird bei verdächtigen Individuen sofort eine Photographie angefertigt. Der Apparat wird dabei so angebracht, daß ihn der Verbrecher während des Verhörs gar nicht bemerkt. Das aufgenommene Bild wird vervielfältigt und an sämmtliche Polizeibehörden der großen Städte des Inlandes und Auslandes verschickt, und gewöhnlich wird nach kurzer Zeit dann ermittelt, welch' einen Fang man an dem fremden Vogel gemacht hat, der durchaus über seinen Namen und den Ort seines Herkommens jede Auskunft verweigert oder täglich neue Lügen vorbringt.

Um die Vermittelung der Photographien, Signalements und anderer polizeilicher Nachrichten von Stadt zu Stadt und von Land zu Land zu ermöglichen, werden in Berlin, Paris, London und Wien wöchentlich sogenannte „Anzeiger" ausgegeben, welche lediglich für Beamte bestimmt sind und Nachrichten für Dienstzwecke mit den aufgeklebten Miniaturphotographien abgefaßter Verbrecher enthalten.

Die Photographie hat sich auch als außerordentlich werthvoll für die Verfolgung von Verbrechern erwiesen, und der Leser erinnert sich gewiß noch, welches Aufsehen es machte, als im Anfang der sechziger Jahre im „Kladderadatsch" zuerst Porträts nach Photographien zu den Steckbriefen erschienen, zumeist solche von durchgegangenen Kassirern und ungetreuen Bankbeamten. Diese Veröffentlichung der Photographien hatte einen ganz außerordentlichen Erfolg, denn fast ausnahmslos wurden die Personen, deren Photographie auf diese Weise durch Holzschnittübertragung vervielfältigt worden war, sehr bald ergriffen, selbst in Amerika und in Orten, wo sie sich ganz sicher glaubten.

Ein eklatantes Beispiel für die Wirksamkeit der Photographie in dieser Hinsicht liefert ein Mordfall, der vor ungefähr zwei

Jahren in Berlin vorkam. Es war in der Gneiſenauſtraße eine alleinſtehende Frau ermordet aufgefunden worden. Die That wurde erſt einige Tage nach der Verübung entdeckt, und der Mörder ſchien abſolut ſicher, da von ihm gar keine Spuren zurückgelaſſen worden waren. Da entdeckte der Kriminalkommiſſarius, der die Mordſache zur Bearbeitung hatte, im Beſitz der Todten ein abgeriſſenes Stück Papier mit einer fremden Handſchrift, welches von einer Art Liebesbrief herzuſtammen ſchien. Die Kriminalpolizei nahm denſelben an ſich, ließ ihn auf photographiſchem Wege vervielfältigen und forderte das Publikum auf, in den betreffenden Polizeiſtationen die Handſchrift ſich anzuſehen, um vielleicht ſo auf die Spur des Mörders zu gelangen. Einzelne Berliner Zeitungen reproduzirten auch die Schriftzüge, und zwölf Stunden nach dieſer Veröffentlichung war der Mörder verhaftet und auch geſtändig. Der Bureauvorſteher eines Berliner Rechtsanwalts hatte ſich erinnert, die Schrift ſchon vorher in ſeinen Akten geſehen zu haben. Er ſchlug nach, fand die Schrift, verglich ſie mit der Reproduktion und entdeckte, daß ein gewiſſer Schunicht der Schreiber jener Zeilen ſein müſſe. Die Kriminalpolizei erhielt ſofort Mittheilung, traf ihre Maßregeln, und in den Nachmittagsſtunden deſſelben Tages bereits war der Mörder ergriffen und ſo beſtürzt über ſeine Verhaftung, daß er ein volles Geſtändniß ablegte.

Die Photographie wird in der Kriminaliſtik aber auch noch dazu verwendet, um Situationen aufzunehmen. Bei ſchweren Verbrechen iſt es hochwichtig, die Situation, wie ſie zur Zeit oder unmittelbar nach der That geweſen iſt, feſtzuſtellen, und in ſolchen Fällen läßt die Polizei, bevor irgend etwas angerührt wird, durch ihren Photographen ſofort eine Aufnahme machen. Es ſpielt wohl jetzt kaum irgend ein Senſationsprozeß, bei welchem nicht Photographien auf den Tiſch des Gerichts niedergelegt oder den Geſchworenen und Richtern zur Aufklärung und Beurtheilung überreicht werden.

Digitized by Google

Sehr wichtig hat sich die Photographie endlich gegen Banknotenfälschung gezeigt. Tauchen jetzt verdächtige Kassenscheine auf, so werden sofort photographische Aufnahmen der Falsifikate angefertigt und an alle öffentlichen Kassen und Banken versendet, um zu verhindern, daß noch mehr Falsifikate in Umlauf kommen.

A. O. Klaußmann.

**Entdeckung der Chinarinde.** — Im Jahre 1532 brachte Franz Pizarro durch List und unmenschliche Grausamkeit das goldreiche Land der Inka, Peru, an Spanien. Die Habsucht der Spanier, die in diesem, von der Natur so überaus gesegneten Lande so schnell als möglich reich werden wollten, kannte keine Grenzen. Durch übermenschliche Anstrengungen in den Plantagen, durch Geißelhiebe, Folter und Schwert zwangen sie die armen Eingeborenen unter ihre Herrschaft. Bald reich werden und dann nach Spanien zurückkehren, das war die Losung aller Abenteurer, die nach Peru kamen; aber waren auch die Eingeborenen zu schwach, das lästige und ihre Zahl tagtäglich mindernde Sklavenjoch abzuschütteln, so hatten sie doch einen starken Verbündeten im Fieber, das in die Reihen ihrer Bedrücker Lücken riß, die kaum durch den sich immer steigernden Nachzug neuer Abenteurer aus Spanien gefüllt wurden. Wohl kannten die Eingeborenen das Mittel, die Gewalt des Fiebers zu brechen, hüteten sich aber wohlweislich, ihre Unterdrücker damit bekannt zu machen; sahen sie doch in dem langsam schleichenden, dafür seine Opfer aber unfehlbar vernichtenden Fieber einen treuen Bundesgenossen, der gegen die fremden Eindringlinge erfolgreicher kämpfte, als sie es jemals vermocht hätten, auch wenn sie einmüthig aufgestanden wären, das drückende Joch abzuschütteln.

Im Jahre 1632 wurde vom spanischen König der Graf del Chinchon zum Vicekönig von Peru ernannt und regierte als solcher das unterjochte Land von der Hauptstadt Lima aus mit eiserner Strenge. Lag schon unter den früheren Vicekönigen die

Hand der Eroberer schwer auf den Peruanern, so wurde jetzt dieser Druck ein unerträglicher; doch versuchte die Gemahlin des Vicekönigs, die bildschöne Gräfin Chinchon, der das Schicksal des geknechteten Volkes zu Herzen ging, durch ihre Liebe und Sanftmuth das harte und theilweise ungerechte Regiment ihres Gemahls zu mildern. Nicht lange aber konnte sie ihre edlen Bemühungen fortsetzen, denn auch sie wurde vom Fieber ergriffen. Ihr zarter Körperbau und ihre ohnehin schon erschütterte Gesundheit konnten dem tückischen Würger nicht widerstehen; hoffnungslos lag sie im Schlosse zu Lima darnieder. Verzweiflungsvoll rief der trostlose Vicekönig alle Aerzte zu Hilfe, das theure Leben zu retten; trotz aller Sorgfalt und Pflege schwanden die Kräfte der Leidenden von Tag zu Tag.

In einem kleinen Kämmerchen des Hofgebäudes rang zu gleicher Zeit auch die indianische Dienerin der Vicekönigin mit dem Tode; denn auch sie war von dem Fieber erfaßt worden, als sie bei der Erkrankung ihrer Herrin, an der sie mit größter Liebe hing, nicht von ihr weichend, dieselbe sorgsam pflegte. Kein Mensch bekümmerte sich um das verlassene Geschöpf; was lag an ihrem Leben? — Doch ihr sollte Rettung werden! Ihr Vater, ein eingeborener Indianer, wußte zu ihr zu gelangen. „Nimm dies Pulver und genieße es; verschweige es aber vor den Fremden," raunte er hastig dem Mädchen zu und drückte ihr eine ausgehöhlte, mit einem feinen Pulver gefüllte Gurkenfrucht in die Hand, um dann lautlos, wie er gekommen, wieder in der Dunkelheit der Nacht zu verschwinden. — Die Anhänglichkeit und Liebe aber zu der gütigen Herrin überwogen alle Bedenken in dem Mädchen und ließen sie das Geheiß ihres Vaters vergessen. Taumelnd raffte sie sich von ihrem Lager auf und schleppte mühsam ihren vom Fieber geschüttelten Körper bis zum Krankenzimmer der Herrin. Erstaunt blickten sie der Vicekönig und die Aerzte an und hielten ihre Reden von einem Heilmittel, das sie bringe, für

Fieberwahn; bald aber überzeugten sie sich von der beruhigenden und fieberstillenden Wirkung des gebrachten Pulvers, das vollständig ausreichte, beiden Frauen die Gesundheit zurückzugeben.

Jetzt forschte man nun fleißig nach dem Ursprunge des heilsamen Pulvers und nicht lange darauf war das sorgfältig gehütete Geheimniß der Indianer entdeckt — den Fieberrindenbaum hatte man gefunden; und zum Andenken an den ersten Europäer, der die heilsame Wirkung seiner Rinde an sich erfahren, und zum Denkmal der edlen Gräfin del Chinchon nannten die Gelehrten den heilspendenden Baum Chinchona, zu Deutsch Chinarindenbaum. A. A.

**Heirathen großer Männer.** — „Jung gefreit hat Niemand gereut," und „Alt gefreit kommt auch zur Zeit!" — so lauten zwei deutsche Redensarten, die sich eigentlich direkt widersprechen. Jedem, der heirathet, ob alt oder jung, steht eins dieser Sprichwörter als Entschuldigung zur Seite und sicherlich wendet er es gegebenen Falles zu seinen Gunsten an. Interessant ist es, die verschiedenen Altersstufen kennen zu lernen, welche berühmte Männer erreicht hatten, als sie sich eine Lebensgefährtin nahmen, und einer Zusammenstellung von Rodenberg entnehmen wir die nachstehenden Notizen. Shakespeare war 18 Jahre alt, als er Anna Hathaway heimführte. Friedrich der Große heirathete mit 21 Jahren am 12. Juni 1733 die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig; Franklin, der berühmte nordamerikanische Staatsmann und Volksschriftsteller, mit 24 Jahren, und ebenso alt war Wilhelm v. Humboldt, als er Karoline v. Dachröden zum Traualtar führte. Im Alter von 25 Jahren vermählte sich Mozart mit der schönen Konstanze Weber, einer Schwester der gefeierten Sängerin Lange, und in demselben Alter stand Walter Scott, als er Margarethe Carpenter, der treuen Gefährtin seines langen und ruhmreichen Lebens, die Hand reichte. Der große italienische Dichter Dante heirathete nach dem Tode der edlen Florentinerin Beatrice, welche er durch seine Liebe unsterblich gemacht, in

seinem 26. Jahre (1291) die gleichfalls einem angesehenen Florentinischen Hause angehörige Gemma Donati. Ein gleiches Alter hatte Johann Heinrich Voß, der Uebersetzer des Homer, als er die Schwester seines Freundes Boie (1777) heirathete. Napoleon und Byron zählten 27 Jahre, als der Erstere 1796 die schöne Wittwe Josephine Beauharnais und der Letztere die reiche Erbin Anna Elisabeth Milbank heirathete. Der berühmte schwedische Naturforscher Linné war ebenfalls 27 Jahre alt, als er sich verehelichte, während er noch Aufseher der Gärten des holländischen Bankiers Clifford war. Herder trat mit 29 Jahren in den Stand der Ehe, Robert Burns mit 30, während Schiller im 31. Jahre stand, als er am 22. Februar 1790 Charlotte v. Lengefeld heimführte. Wieland heirathete in seinem 32. Jahre und Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradies", war 35 Jahre, als er seine unglückliche erste Ehe begann. Mit 36 Jahren führte Bürger seine vielbesungene Molly heim, 37 Jahre zählte Lessing, als er seine Freundin Eva König heirathete, mit 42 Jahren nahm Luther seine Katharina v. Bora zur Frau, und mit 55 Jahren vermählte sich Buffon; Goethe war bereits 57, als er Christiane Vulpius die Hand reichte (19. Oktober 1806), Klopstock, nachdem er seine Meta, die ihm nach vierjährigem Besitz entrissen wurde, 33 Jahre lang betrauert hatte, heirathete 1791, als er 67 Jahre alt war, in zweiter Ehe die verwittwete Johanna v. Windham, und der „alte Parr", ein Engländer, der durch nichts weiter berühmt wurde, als durch sein erfreuliches Alter, heirathete — freilich zum letzten Male — in seinem 120. Lebensjahre. M. L.

**Der Schweinehirt von Ziesar.** — Der General v. Buttler, welcher bei der Garde Friedrich's des Großen gestanden hatte, nahm wegen seiner geschwächten Gesundheit den Abschied, und begab sich nach dem kleinen Städtchen Ziesar, um dort seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Gerade vor seinem Hause pflegte der Schweinehirt mit Anbruch des Tages zu blasen, um seine

Digitized by Google

Heerde zusammenzurufen, und dadurch jedesmal den General unangenehm im Schlafe zu stören. Der General ließ daher dem Schweinehirten sagen, er möchte künftig etwas weiter gehen und dort blasen. Dieser behauptete aber, es sei seine Pflicht, eben da und nirgend anders zu blasen und seine Schweine abzurufen. Der General ersuchte nun den Magistrat, dieser Störung seiner Ruhe abzuhelfen. Der Magistrat gab aber zur Antwort: Man glaube, der Herr General würde nicht in der Absicht nach ihrem Städtchen gekommen sein, ihre alten Rechte, Herkommen, Privilegien und Freiheiten zu schmälern; es wäre ein altes Herkommen, daß der Schweinehirt dort und nirgend anders abriefe; man hoffe also, der Herr General würde es dabei bewenden lassen.

Nun befahl Buttler seinem Kammerdiener, er sollte am nächsten Morgen, wenn der Schweinehirt kommen würde, ihn mit der Hundepeitsche durchprügeln, damit ihm die Lust verginge, dort zu blasen. Der Kammerdiener that, wie ihm befohlen war, und die Sache ward klagbar. Der Magistrat wandte sich sogleich unmittelbar an den König, und trug ihm den Fall zur Entscheidung vor, und der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: „Da der Schweinehirt schon immer dort getutet hat, so soll er in des Henkers Namen weiter tuten, der General aber thut wohl, ein solch' Spießbürgernest schleunigst zu verlassen." — Das that dieser denn auch, und die Privilegien von Zieser blieben unangetastet. C. T.

**Weiße und Farbige.** — Ein verhängnißvoller Einfluß der weißen Rasse auf die farbige macht sich geltend, sobald erstere in die Wohnsitze der anderen eindringt. Dieser nachtheilige Einfluß hat sich wohl nirgends in gleicher Stärke kundgegeben, wie in Polynesien. Die einfachen Zahlen beweisen dies beredt genug. Die Bewohner der Sandwichinseln schätzte Cook auf 300,000 Seelen; im Jahre 1861 waren es nur noch 67,084 Seelen, also fast nur noch ein Fünftel der früheren Bevölkerung, und jetzt

wird die Zahl der Eingeborenen auf 45,000 Köpfe angegeben, d. h. auf circa ein Siebentel der Einwohnermenge von vor hundert Jahren. Auf Neu-Seeland fand Cook 400,000 Maori; 1856 hingegen zählte man deren nur noch 56,049 und jetzt schätzt man sie auf 35,000 Köpfe, so daß von 1769 bis 1856 eine Verminderung von 14 und von 1856 bis heute eine von mehr als 6 Prozent eingetreten ist. In der Provinz Rotorua, an den Seen und in Maketu nahm die Bevölkerung von 1855 bis 1864 um mehr als ein Fünftel ab und auf den Chataminseln betrug diese Abnahme von 1879 bis 1881, also in zwei Jahren, beinahe ein Fünftel. Auf den Marquesasinseln zählte Porter im Jahre 1813 19,000 Krieger, was auf eine Volkszahl von 70,000 bis 80,000 Seelen schließen läßt; im Jahre 1858 dagegen fand Jouan nur noch 2500 bis 3000 Krieger, also etwa 11,000 Einwohner, die aber jetzt bis auf 5400 zusammengeschmolzen sind. Tahiti hatte nach den Schätzungen von Cook und Forster wenigstens 240,000 Einwohner, die Volkszählung im Jahre 1857 und eine Schätzung vom Jahre 1884 ergab nur noch resp. 7212 und 5200 Eingeborene, also etwa den 33., beziehungsweise den 50. Theil der früheren Bevölkerung.

Zeigte sich diese Abnahme der Bevölkerung auch nur auf einzelnen Inseln, so wäre die Sache schon auffallend genug; sie kommt aber überall vor, wohin der Weiße seinen Fuß setzt, die kleinsten Eilande nicht ausgenommen. Auf den südöstlich liegenden Baßinseln fand Dovies zu Anfang dieses Jahrhunderts 2000 Eingeborene und 1874 zählte Moerenhout deren nur noch 300.

Diese Abnahme der Urbevölkerung findet aber nicht blos im östlichen Theile Polynesiens statt, wohin die Europäer zuerst kamen, auch in den westlichen Archipelen vermindert sich die Bevölkerung seit einigen Jahren ganz auffallend, auf den Tongainseln, auf Vavao, auf Tongatabu ꝛc. Auch auf den Fidschiinseln fängt diese Entvölkerung an.

Digitized by Google

Die polyneſiſche Raſſe wird aber nicht allein durch vermehrte Sterblichkeit heimgeſucht, auch eine Abnahme der Geburten fällt damit zuſammen. Das hat man zwar ſchon längſt ganz im Allgemeinen angenommen, die Richtigkeit dieſer Annahme erhellt jedoch deutlich genug aus folgenden Zahlen. In Taïo-Hae im Marqueſasarchipel beobachtete Jouan einen Abfall der Volkszahl von 400 auf 250 binnen 3 Jahren, und während dieſes Zeitraumes wurden nicht mehr als 3 oder 4 Kinder daſelbſt geboren. Auf den Sandwichinſeln fand Delapelin unter 80 verheiratheten Frauen nur 39 Mütter und in 20 Häuptlingsfamilien wurden zuſammen nur 19 Kinder gezählt. Remy aber gedenkt einer offiziellen ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellung, wonach daſelbſt im Jahre 1879 auf 4520 Todesfälle nur 1422 Geburtsfälle kamen.

Mancherlei Urſachen iſt dieſes Ausſterben der polyneſiſchen Raſſe zugeſchrieben worden, allein Kriege, Hungersnoth, Epidemien, die man in dieſer Beziehung beſchuldigt hat, konnten doch immer nur an einzelnen Lokalitäten ihre verderbliche Wirkung äußern. Und wenn mit den Europäern und Amerikanern auch der Branntwein und die Trunkſucht in Polyneſien eingezogen ſein ſoll, ſo wiſſen wir, daß die Polyneſier bereits früher mit ihrem Kawa ſich berauſchten und ſich den ſcheußlichſten Schwelgereien hingaben.

Droht nun etwa die geſteigerte Civiliſation dem Beſtehen niedriger Raſſen Gefahr? Oder wirkt die Unterjochung durch Fremde, die Beſchlagnahme des Bodens, der Einbruch in die bisherige Sitte und Religion auf die vorher freien Menſchen ſo entmuthigend, daß ſie keine Nachkommenſchaft begehren? In Tahiti, auf den Sandwichinſeln, in Neu-Seeland könnte ſolchen moraliſchen Gründen vielleicht ein gewiſſer Einfluß zugeſtanden werden, für jene Archipele jedoch, deren Eingeborene das Heft noch in Händen haben, auch noch an der früheren Lebensweiſe und an den Traditionen der Vorfahren feſthalten, laſſen ſich dieſe moraliſchen Einwirkungen in keiner Weiſe geltend machen.

Die Marqueſasinſeln waren aber zur Zeit, als Jouan und der Pater Mathias dort verweilten, noch frei, und auf den Samoainſeln und den Tongainſeln leben auch jetzt erſt nur verhältnißmäßig wenige Europäer.

Den beiden Schiffsärzten Bourgarel und Brulfert verdanken wir einigen Aufſchluß über die große Sterblichkeit der Polyneſier. Bourgarel fand bei allen von ihm vorgenommenen Sektionen eingeborener Todte ſtets Tuberkeln in den Lungen. Nach Brulfert's Beobachtungen leiden faſt alle Polyneſier an hartnäckigem Huſten, und nahezu achtmal unter zehn Fällen ſteckt hinter dieſen Bronchialkatarrhen eine Tuberkuloſe. In den Krankheitsverzeichniſſen der älteren Reiſenden dagegen geſchieht der Schwindſucht keine Erwähnung. Iſt ſie nun etwa erſt durch die Europäer und Amerikaner dorthin verpflanzt worden? Hat die Krankheit unter dem neuen Himmel, bei einer bis dahin ganz davon freien Raſſe eine ſo furchtbare Geſtalt angenommen? Hat ſich die bei uns nur vererbende Krankheit in Polyneſien zu einer Endemie oder Epidemie ausgebildet? — Sollte es ſich wirklich ſo mit der Schwindſucht verhalten, dann dürfte es wohl mit den Polyneſiern zu Ende gehen. Noch ein halbes Jahrhundert, höchſtens ein Jahrhundert, und es gibt keine polyneſiſche Raſſe mehr, wenigſtens keine reine. Sie wird vielleicht durch Miſchlinge vertreten werden, die z. B. auf den Marqueſasinſeln bereits einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden und eine ſtändige Zunahme aufweiſen. Dr. A. Berghaus.

**Wie man ſich heraushilft.** — Der ſeiner Zeit berühmte, aber ſehr leichtſinnige und ausſchweifende Schauſpieler Cooke gaſtirte eines Abends im Theater zu Dublin.

Als er die Bühne betrat, waren in ſeinem Antlitz Zeichen der höchſten Aufregung bemerkbar; die Verſammlung hielt das für die Folge eines durchdachten Spieles; Diejenigen aber, die ſeine Schwäche kannten, ſchrieben ſeine hochgradige Erregtheit —

einem Rausche zu. Als der Beifallssturm, mit dem man ihn empfing, verrauscht war, wollte der große Mime seine Rolle beginnen, brachte aber kein Wort hervor; sein Gedächtniß war plötzlich geschwunden, sein Gehör dem Flüstertone des Soufleurs verschlossen. Verzweifelnd schlug er sich vor Brust und Stirne und rannte, sich die Haare raufend, auf der Bühne herum. Das Publikum hielt dies wieder für eine meisterhafte „Nuance" und applaudirte hingerissen. Als aber der Menschendarsteller absolut kein Ende seiner Mätzchen und keinen Anfang seiner Rolle zu finden schien, wurde das Auditorium unruhig. Da trat Cooke plötzlich an die Rampe und sprach mit thränenerstickter Stimme und in abgerissenen Sätzen folgende Rede: „Gentlemen! Sie sind ein merkantilisches Volk und kennen den Werth des Geldes. — Tausend Pfund — mein Alles — ich borgte sie einem Freunde — gingen mir soeben verloren! — Zudem — mein einziger Sohn — o, haben Sie Nachsicht mit den Gefühlen eines Vaters — ein braver Junge, wie je einer für die Sache des Vaterlandes focht, er ward getödtet! — Vor wenigen Stunden empfing ich die Trauerkunde! — Mein einziger Trost ist nur, daß er für seinen König starb!" .... Hier versagte ihm die Stimme, er bedeckte sein Gesicht und verließ schwankend die Bühne. — Die innigste Theilnahme für den Mann wurde im Zuschauerraume laut, Alles stand auf und verließ das Theater, die Frauen schluchzten laut und die Männer hatten kein Wort des Verdrusses. — Die Wahrheit aber war die, daß Cooke nie in seinem Leben — weder tausend Pfund, noch einen Sohn besaß, und, da er sich auf seine Rolle absolut nicht besinnen konnte, jenes Märchen nur erfunden hatte, um sich einen plausiblen Rückzug zu sichern. — Cooke starb anfangs der Vierziger Jahre im Säuferwahnsinn, nachdem ihn sein Laster schon seit mehreren Jahren auf der Bühne unmöglich gemacht hatte. Kl.

**Zopf weg!** — Wer hätte nicht schon diese Redensart gehört, wenn bei irgend einer Gelegenheit ein gewisses Ungefähr bevorstand. Der Ursprung und die Bedeutung stammen aus früherer Zeit. „Zopf weg!" war das Kommando, welches im vorigen Jahrhundert jedesmal erfolgte, wenn ein Avancirter Fuchtel (mit der Degenklinge) oder ein Soldat Stockschläge erhalten sollte, theils damit der Zopf geschont, theils damit er die Kraft der Hiebe auf dem Rücken nicht abschwächen könnte. Der Zopf wurde dann von dem zu Züchtigenden über die Schulter auf die Brust gelegt. Daher war der Ruf: „Zopf weg!" gleichbedeutend mit körperlicher Züchtigung von Militärpersonen. — Besonders im Schwunge war er bei dem Regiment v. Kowalzig in Frankfurt a. O., an welches die Regimenter der Berliner Garnison ihre unverbesserlichen Säufer und schlechten Subjekte abgaben. Kam ein solcher dort an und wurde beim Appell dem Oberst v. Kowalzig vorgestellt, so erfolge sofort das Kommando: „Zopf weg!" und fünfundzwanzig aus dem FF. Wenn der Bestrafte dann meinte: „Aber ich habe ja noch gar nichts gethan," so tröstete ihn der Oberst mit den Worten: „Sieht Er wohl, mein Sohn, so viel kriegt Er, wenn Er nichts thut! Nun denke Er sich einmal, wie viel Er erst kriegt, wenn Er etwas gethan hat!" M. L—l.

**Leicht zu beseitigender Unterschied.** — Napoleon Bonaparte war von Statur sehr klein, und da er schon in früher Jugend, als mittlerer Zwanziger, kommandirender General wurde, fand er bei seinen Unterfeldherren, die durchgängig bedeutend älter und auch körperlich stattlicher waren als er, nicht immer den Gehorsam, den er verlangen mußte. — Als sich einstmals General Kleber widerspenstig zeigte, trat Bonaparte, der Auflehnung endlich müde, schroff an ihn heran und sagte: „General, Sie sind um einen Kopf größer als ich: aber noch einmal nicht gehorcht, und dieser Unterschied wird schwinden!" — Das half. J. W. B.

**Uebertroffen.** — Fürst Korsakoff, ein durch die Gunst der Kaiserin Katharina emporgekommener ehemaliger Schiffsknecht, wollte sich für sein neues prachtvolles Haus eine Anzahl Bilder kaufen und ging zu diesem Zwecke zu einem berühmten Maler, der ihm auf seine Bitte einige Entwürfe zeigte.

„Was ist das hier?" fragte der Fürst, auf einen Entwurf deutend.

„Die zwölf Apostel," antwortete der Maler.

„Hat die nicht Graf Annenkoff auch in seinem Hause?"

„Ja."

„Schön, der soll mir nicht den Rang ablaufen. Machen Sie mir dasselbe Bild, aber mit vierzehn Aposteln." —dn—

**Schlagfertig.** — Im Jahre 1787 kamen norwegische Bauern nach Kopenhagen, um sich über die drückenden Abgaben bei dem Minister zu beschweren. Dieser redete sie an mit den Worten: „Nun, was verlangt Ihr, Kinder?" Der Sprecher der Bauern entgegnete schlagfertig: „O, wir verlangen nichts, wir wünschen nur, daß Du von uns nichts verlangen sollst!" v. D.-H.

**Ein salomonisches Urtheil.** — Den ehrwürdigen Bischof de la Motte von Amiens besuchte einst eine Dame, um wegen einiger Gewissensskrupel seinen Rath zu hören. Unter Anderem verlangte sie zu wissen, ob der Gebrauch der Schminke eine Sünde sei oder nicht; ihr früherer Beichtvater habe ihr den Gebrauch derselben streng untersagt, ihr gegenwärtiger ihn ohne alle Bedingungen gestattet. Das Erstere schien ihr zu streng, das Letztere zu nachsichtig. — Der greise Bischof gab ihr darauf folgenden Rath: „Da nach Ihrer Ansicht beide Theile zu weit zu gehen scheinen, wird es das Beste sein, wenn Sie den goldenen Mittelweg einschlagen. Schminken Sie sich also nur auf einer Seite." —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410